Bücher der Bildung

Gregorovius
Rom im Mittelalter
I

Albert Langen / Verlag / München

Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung.

Kultur fügt dieser Veredelung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu.

Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.

Wilhelm von Humboldt

Bücher der Bildung / Band 6

Rom im Mittelalter

Erster Teil

Ein Verzeichnis der
Bücher der Bildung
und von
Langens Auswahlbänden
findet sich am Schluß
dieses Bandes

Ferdinand Gregorovius

Rom im Mittelalter

Erster Teil



Albert Langen, München

Erstes bis fünftes Tausend

Inhalt

Begriff der Stadt Rom

Drei Städte glänzen überhaupt in der Geschichte der Menschheit durch die allgemeine Bedeutung, welche sie für dieselbe haben: Jerusalem, Athen und Rom. Alle drei sind im Prozeß des Weltlebens mit- und durcheinander wirkende Faktoren der menschlichen Kultur. Jerusalem, die Hauptstadt des machtlosen Judenvolkes, war der Mittelpunkt jener rätselhaften Theokratie, aus welcher das Christentum hervorging, demnach die Metropole der Weltreligion. Sie erhielt noch lange nach ihrem Falle ein zweites geschichtliches Dasein, neben und in bezug auf Rom. Die Römer hatten sie in alten Zeiten zerstört, ihr Volk war in der Welt zerstreut, ihre Heiligkeit auf das christliche Rom übergegangen; da tauchte sie im 11. Säkulum wieder empor und wurde in der Periode der Kreuzzüge das Pilgerziel der Christen und der Gegenstand des großen Völkerkampfes zwischen Europa und Asien. Sie sank sodann mit jenen Ideen, für welche sie das Symbol gewesen war, in Geschichtlosigkeit zurück.

Neben der Stadt des einen Gottes der Menschheit glänzt das polytheistische Athen auf einem andern Gipfel des geschichtlichen Lebens als erster Mittelpunkt des abendländischen Geistes, seiner Wissenschaft, Philosophie und schönen Ideale. Dann steigt die große Roma auf, die Gesetzgeberin der politischen Welt. Athen und Rom aber sind miteinander unzertrennlich verbunden. Sie entsprechen einander, wie Geist und Wille, wie Gedanke und Tat. Sie sind die klassischen Formen der Welt. Die Ideenmacht Athens erregt die begeisterte Liebe, die tatengroße Herrlichkeit Roms die ehrfürchtige Bewunderung des Menschengeschlechts. Alle schöpferische Arbeit des Denkens

und der Phantasie sammelte sich in der Hauptstadt des hellenischen Geistes, und diese kleine Republik der Pallas Athene übte eine ideale Herrschaft über die Menschheit aus, welche in der gesamten Bildung der Völker noch fortdauert und ewig dauern wird.

Die Weltmonarchie Roms dagegen, eine einzige unwiederholbare Tatsache der Geschichte, ruht auf ganz andern Grundlagen. Wer das Wesen dieser wunderbaren Stadt nur äußerlich auffaßt, urteilt, daß sie mit kriegerischer Kraft ohnegleichen und mit nicht minderem politischem Genie die Welt sich unterworfen und die Blüte edlerer Nationen geraubt oder zerstört habe. Im Gegensatz zu dem freien Geiste des Hellenentums sieht er nur Knechtschaft und Despotie. Er entdeckt in Rom Armut an schöpferischen Kulturideen; er sieht nur große politische Triebe der Eroberung, große Bedürfnisse des praktischen Verstandes und den bewunderungswürdigen Riesenbau des Staats, des Rechts und der bürgerlichen Gesetze. Was sich in die höchsten Sphären des Denkens erhebt, findet er in Rom entweder nicht entwickelt oder nur aus der Fremde eingeführt. Selbst die Fülle edler Kunstwerke, die Rom verschönerten, erscheint ihm nur als die Beute der Tyrannei, hinter deren Siegeswagen die gefangenen Musen einhergehen, gezwungen der prosaischen Königin der Welt zu dienen.

Diese Wahrheit ist unleugbar, jedoch sie ist nicht alles. Die Entstehung Roms aus einem in die Mythe verhüllten Keim, das Wachsen, endlich die Monarchie dieser einen Stadt wird stets als das tiefste Mysterium des Weltlebens erscheinen, neben der Entstehung und Herrschaft des Christentums. Und diese Religion, in dem national abgeschlossenen Jerusalem entsprungen, aber durch ihr Prinzip weltbürgerlich, zog in die Welthauptstadt Rom ein, wie in ihren von der Geschichte ihr zubereiteten Sitz, um dann aus den Ruinen der politischen Monarchie die Riesengestalt der Kirche, das ist der moralischen Monarchie hervorzutreiben. Die dämonische Kraft, welche der einen Stadt die Herrschaft über so viele durch Sprache, Sitten und Geist verschiedene Nationen erwarb, kann nicht erklärt werden; nur ihre Entwicklung läßt sich in einer

langen Kette von Tatsachen verfolgen, während das innerste Gesetz dieser Welttatsache selbst, welche Rom heißt, für uns unergründbar bleibt.

Die Welt wurde nicht von jener athenäischen Akropolis aus durch die bildende Gewalt des Geistes erobert und regiert, sondern von dem völkerverschlingenden Jupiter des Kapitols unter Blutströmen bezwungen. Die romulische Stadt am Tiber erbte die Schätze und die Arbeit von drei Weltteilen, in deren Mitte sie im schönsten Lande der Erde gebaut war. Sie erzeugte aus ihrem eigenen Genie weder Religion noch Wissenschaft; sie nahm solche in sich auf, aber sie war im höchsten Grade geschickt, eine Weltzivilisation auszubreiten, dem Weltgeist das Wort und die Form zu geben.

Die kosmopolitische Macht tritt mit Rom auf. Sie wird ein System, welches alles in der Alten Welt bisher Entwickelte und Gestaltete in eine soziale Gesamtordnung zusammenfaßt, die beschränkten Grenzen der Nationalität aufhebt und die Völker als Glieder einer großen Staatsfamilie unter gleicher Regierung vereinigt. Dies römische Prinzip ist, als auf die Menschheit bezogen, über die Individualität des schönen Helenentums erhaben. Es ist mit einem Wort die Idee des „Imperium" oder des Reichs, welche in Rom zur Weltform wird. Sie hat das Abendland, als ein ihm gehöriges Prinzip, bis auf unsere Zeiten herab beherrscht. Ihrer Macht und Dauer kam nur die Schöpfung der Kirche gleich, und auch diese war in ihrer sichtbaren Gestalt nur die religiöse Form derselben antiken Reichsidee.

Das Imperium erscheint geschichtlich nicht vor den Römern. Jedoch der Grundsatz, daß auch die moralische Welt eine gesetzliche Einheit (Monarchie) sei, war schon im monotheistischen Judentum enthalten. Im „auserwählten" Volke Israel und in seinen Propheten liegt das erste Bewußtsein einer weltbürgerlichen Mission, so daß der kosmopolitische Gedanke des Christentums dort seinen Ursprung nehmen mußte.

Bei den Hellenen findet sich keine religiöse Idee dieser Art. Das Reich der Griechen beruht in der allseitigen Bildung des freien, die Welt durchdringenden Geistes.

Der Kosmos des Geistes wird durch sie geschaffen, doch politisch nur in einem zerstreuten Kolonialsystem dargestellt, während der hellenische Staat Individualstaat oder Konföderation ist. Außerhalb Hellas stehen verachtete Barbaren, wie außerhalb des mosaischen Gottesstaats die verachteten Heiden. Selbst für Aristoteles waren die Nicht-Griechen rechtlos und von Natur zur Dienstbarkeit bestimmt. Wenn aber Alexander, welcher im Widerspruch zur griechischen Ansicht die Idee eines hellenischen, auch die Barbaren umfassenden Weltreichs verwirklichen wollte, seine Richtung nach dem Abendlande genommen hätte, so würde in bezug auf die politische Weltordnung kaum ein anderes Resultat entstanden sein, als es im gräzisierten Orient der Fall war. Denn nach dem Tode jenes großen Kosmopoliten zerfiel auch das von ihm gestiftete hellenistische Universalreich.

Erst Rom führte aus, was Hellas zum Glück für die volle Entwicklung seines eigenen Geistes nicht ausgeführt hatte; es faßte die gesamte antike Zivilisation in einen allgemeinen Organismus zusammen, in das „Reich". Das Reich ist die damalige Kulturwelt, für welche Hellas die humane Bildung geschaffen hatte, Rom die bürgerlichen Gesetze schuf und das Judentum die allgemeine Religion erzeugte. Virgil hat das hohe Bewußtsein von der weltbürgerlichen, monarchischen Mission der Römer in den unsterblichen Versen ausgesprochen:

Tu regere imperio populos, Romane, memento:
Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem,
Parcere subjectis, et debellare superbos.

Dieser großartige Spruch, welcher die Natur und die Aufgabe Roms vollkommen ausdrückt, prägte sich tief in die Menschheit ein; ein Abglanz von ihm ist der mittelalterliche Kaiserspruch „Roma Caput Mundi Regit Orbis Frena Rotundi". Seit Augustus stand der Glaube fest, daß die Römer das zur Weltherrschaft (Monarchie) auserwählte Volk seien, daß der Römerstaat der Weltstaat sei, wie bei den Juden der Glaube feststand, daß ihr Staat der Gottesstaat und ihre Religion die Weltreligion sei.

Die Scheidewand, welche ehedem das nationale Hellas

und seine größten Denker zwischen Griechen und Barbaren, und welche Israel zwischen sich und den Heiden gezogen hatten, fiel in dem weltbürgerlichen Reich der Römer, worin alle Bildungsformen Aufnahme, alle Religionen Kultusfreiheit und alle Völker das Bürgerrecht erhielten. So wurde die Einheit der gebildeten Menschheit als die „Römische Republik“ dargestellt, deren erwähltes Oberhaupt der Kaiser und deren Hauptstadt die „ewige Roma“ war, das Wunderwerk der bewohnten Erde, das Erzeugnis und Denkmal der Weltgeschichte.

Die majestätische Stadt wuchs, alterte und sank mit dem römischen Reich, und die Auflösung beider ist ein ebenso merkwürdiger Prozeß, als es ihr Wachstum gewesen war. Denn die Zeit hatte eine nicht mindere Anstrengung nötig, diesen Riesenbau von Gesetzen und Rechten, von staatlichen Ordnungen, von Überlieferungen und Denkmälern der Jahrhunderte zu zerbrechen, als sie gebraucht hatte, ihn aufzurichten. Es gibt in der Geschichte der Menschheit kein tragisches Schauspiel, welches dem Falle und endlich der Vernichtung des großen Rom gleich käme. Sieben Jahre vor dem Einbruch der Westgoten stand der letzte Poet der Römer auf dem Palatin; er betrachtete von dort das noch unbesiegte Rom und pries voll Begeisterung die unsagbare Pracht der greisen Kaiserstadt, ihre goldbedeckten Tempel, ihre Triumphbogen, Säulen und Standbilder und die ungeheuern Gebäude, in deren riesigen Unterlagen menschliche Kunst die Natur zusammengehäuft habe. Kaum 200 Jahre nach Claudian stand der Bischof Gregor auf der Kanzel des S. Peter, und er verglich in seiner schwermütigen Predigt die einst unermeßliche Stadt einem zerschlagenen irdenen Gefäß und das einst weltbeherrschende Römervolk einem Aar, der entfiedert, altersschwach und sterbend am Tiberstrande dasitze. Acht Jahrhunderte nach Gregorius stand Poggio Bracciolini auf den Ruinen des Kapitols; er sah vom alten Rom nichts mehr als Reste zertrümmerter Tempel, niedergeschmetterte Architrave, zerspaltene Bogen und Scherben der Herrlichkeit des Forum, wo nun Vieh weidete. Er schrieb sein Buch von den „Wechselfällen des Glücks“, denen alles Große auf Erden erliegen muß. Der=

selbe Anblick begeisterte 300 Jahre später den Engländer Gibbon zu dem Plan, die Geschichte des Unterganges der Stadt Rom zu schreiben, die er jedoch in sein unsterbliches Werk vom Sinken und Fallen des Römischen Reichs verwandelte. Ich bin in Wahrheit weit davon entfernt, weil ich diese Geschichte schreibe, mich neben solche Männer zu stellen, dennoch will ich es sagen, daß ich mich vollkommen in ihrem Falle befunden habe. Vom Anblick Roms ergriffen, beschloß ich den Untergang dieser Stadt darzustellen, aber ihn selbst begleitet auf eine in der Geschichte unwiederholte Weise der Wiederaufgang zu neuer weltbeherrschender Macht. Nur Rom allein durfte sich unter allen Städten der Welt mit dem göttlichen Titel der „Ewigen" schmücken, und die Prophezeiung des Dichters „Imperium sine fine dedi" wurde zur Wirklichkeit.

Das Römische Reich, vom Alter entnervt, wurde durch den Völkersturm der kraftvollen Germanen zerstört. Die Stadt der Cäsaren fiel sodann in sich selbst zusammen, nachdem der Römerstaat und der antike Kultus erstorben waren. Die christliche Religion zertrümmerte und verwandelte die heidnische Stadt der alten Römer, aber sie hob wie aus den Katakomben, ihrem unterirdischen Arsenal, ein neues Rom empor. Auch dies hüllte sich in Mythen. Denn wie Romulus und Remus die Gründer des antiken Rom gewesen waren, so wurden jetzt zwei heilige Apostel, Petrus und Paulus, die legendären Schöpfer des neuen Rom. Auch dieses wuchs langsam und unter schrecklichen Metamorphosen, bis es nach einem Prozeß, welcher in der Geschichte nicht seinesgleichen hat, nochmals zum Haupte der Welt wurde. Weil nun Rom in der großen Periode der Menschheit, die man das Mittelalter nennt, deren allgemeine Form war, wie es einst die Form des Altertums gewesen ist, so ist es aller Mühe wert, den Elementen nachzuforschen, die sich wiederum in dieser einen Stadt versammelten, um ihr nach dem tiefsten Sturze zum zweitenmal die Monarchie zu geben. Diese Wiedergeburt ist indes kein so schwieriges Rätsel, als es die Entstehung der antiken Römerherr-

schaft war; denn sie erklärt sich vollkommen aus jener im Abendlande fest gewordenen Reichsidee, welche sich mit dem Christentume verband und die römische Kirche erschuf.

Daß die christliche Religion in derselben Stunde entstand, in welcher das Cäsarenreich gestiftet wurde, ist eins von den geschichtlichen Ereignissen, die man providentiell zu nennen pflegt. Sie durchdrang das antike Reich und verschmolz mit ihm, weil ihr weltbürgerliches Prinzip der Weltmonarchie entsprach. Dies erkannte Konstantin. Die neue Kirche fügte sich in die politische Verwaltung des Reiches ein, indem sie über seine Provinzen, gemäß der konstantinischen Diözesanverfassung, ein Netz von Bistümern und Sprengeln zog. Sie war in ihrer äußeren Gestalt eine lateinische Schöpfung und hatte das Reich zu ihrer Voraussetzung. Sie entwickelte sich allmählich zu einer geistlichen Macht, blieb aber vom Reich umschlossen und in ihm aufgehoben, so lange als dieses Bestand hatte. Der allgemeine Kaiser war seit Konstantin auch das Haupt der allgemeinen (katholischen) Reichskirche, in welcher noch kein einzelner Bischof den Vorrang hatte, während ihr zugleich die ökumenischen Konzile unter kaiserlicher Autorität die Einheit gaben.

Als sodann die Germanen das westliche Imperium vernichtet hatten, trat die römische Kirche, eine noch rein geistige Natur und daher von der Zerstörung durch die Barbaren unberührbar, als die allgemeine Autorität des Abendlandes aus ihrer Hülle hervor. Sie nahm im Westen die Stelle der Reichsgewalt ein, deren Prinzip sie wie ein Gesetz in ihrer Bundeslade bewahrte. Sie rettete den Latinismus und die antike Zivilisation, welche auf sie übergegangen war oder deren Reste sie doch in Verwahrung nahm. Sie stand als das alleinige Bollwerk da, an welchem sich die wogende Völkerflut der Barbaren brach. Daß sie schon ein unerschütterlicher Organismus war, während das antike Reich zerfiel, ist eine der größten Tatsachen der Geschichte überhaupt; denn auf diesem festen Grundstein der Kirche wurde das gesamte Leben Europas neu gegründet.

Die Kirche also, aus der Verbindung des Christentums

mit dem Römerreich entstanden, zog aus diesem das System ihrer Zentralisation und den Schatz antiker Sprache und Bildung, aber die absterbenden alten Völker allein konnten ihr nicht den lebendigen Stoff für ihre Entwicklung darbieten, vielmehr gerade sie waren es, welche das Christentum entstellten und mit dem antiken Heidentum durchdrangen. Sie verband sich durch geschichtliche Verhältnisse — und dies ist ihre zweite welthistorische Epoche — mit dem jungen Germanentum. Die deutschen Urvölker besaßen nur Naturreligionen, die der christlichen Religion keinen Widerstand leisteten wie das in tausendjähriger Herrschaft, in Literatur und Kunst, in Kultus und Staat fest gegründete Heidentum der klassischen Nationen. Sie waren meist schon Christen, als sie das römische Abendland in Besitz nahmen. Indem sie das Reich tatsächlich zerstörten, beugten sie sich doch voll Ehrfurcht vor der römischen Kirche, wie vor dem römischen Reichsideal, denn dessen Überlieferung war das politische Dogma der Welt geworden. Die Kirche selbst, durch ihr Prinzip die Hüterin des Einheitsgedankens der Menschheit oder der christlichen Republik, pflanzte ihnen diese lateinische Idee ein: sie suchte sie zu romanisieren. Der kirchliche Glaube der Germanen, ihr Priestertum, die Sprache und Form des Kultus, Feste, Apostel und Heilige, alles dies war römisch oder auf den Mittelpunkt Rom bezogen. So konnte es endlich geschehen, daß die Germanen, die Beherrscher der lateinischen Stämme, mit denen sie selbst auf altklassischem Boden sich vermischt hatten, das einst von ihnen zerstörte Reich wiederherstellten. Dies aber war wesentlich das Werk der römischen Kirche. Sie forderte das Reich, ihre eigene Voraussetzung, mit Notwendigkeit als die völkerrechtliche Form und die Bestätigung der Weltreligion zurück.

Für diese große Wirkung, die Verbindung der antiken mit der neuen, der lateinischen mit der germanischen Welt, war die Fortdauer der Stadt Rom eine Grundbedingung. Rom ragte nach dem Zusammensturze des westlichen Reichs aus der allgemeinen Sintflut der Barbarei in Wahrheit als ein Ararat der mensch-

lichen Zivilisation hervor. Die uralte Hauptstadt der Welt blieb oder wurde der moralische Mittelpunkt für das sich neu bildende Abendland. Aber nachdem die Macht des politischen Imperium von ihr gewichen war, hätte sie eine solche Stellung nicht mehr einnehmen können, wenn nicht die Bischöfe, die ihren Sitz in ihr genommen hatten, der Stadtkirche Roms den Primat über alle andern Episkopate errungen hätten. Sie erlangten das Hohepriestertum in der Christenheit. Sie machten Rom zu dem Delphi oder Jerusalem des neuen Völkerbundes, und sie verbanden die antik imperiale Idee der Weltstadt mit dem jüdischen Begriff der Gottesstadt. Die Oberhoheit, welche sie mit römischer Konsequenz beanspruchten, konnte sich nicht in der unpolitischen Lehre des Heilands, noch in der Tatsache der ursprünglichen Gleichheit aller Apostel, aller Priester und Gemeinden, noch auch im Alter des römischen Bistums begründen, denn die Kirchen zu Jerusalem, Ephesus, Korinth und Antiochia waren älter als jene Roms. Aber den Ansprüchen der römischen Kirche gab die alte Tradition von der Stiftung des Bistums Rom durch Petrus bald eine siegreiche Kraft; und dieser Apostel galt schon im ersten Jahrhundert als das Haupt der Kirche und der unmittelbare Lehnsträger und Vikar Christi selbst. Denn zu ihm hatte der Heiland gesagt: „Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen." Dieses Wort, welches sich nur bei einem der vier Evangelisten findet, ist der Fundamentalspruch des herrschenden Papsttums. Man liest es noch heute in riesigen Lettern auf dem Fries der hohen Kuppel des S. Peterdoms. Es war für die Kirche der Römer, was für ihr Reich jener Spruch Virgils gewesen war.

Nicht die zweifelhafte, weil urkundlich unerweisbare Stiftung der römischen Kirche durch Petrus, sondern die Folgerung ihrer Oberhoheit aus jener Tradition wurde vom eifersüchtigen Orient bestritten. Im Okzident ward sie mit der Zeit fest wie ein Glaubensartikel, und die Bischöfe Roms nannten sich die Nachfolger Petri, die Statthalter Christi und deshalb die Häupter der katholischen Kirche. Wenn nun die Macht einer übrigens ehrwürdigen, auf dem Glauben von Jahrhunderten ruhenden Überlieferung wunderbar er-

scheint, so erwäge man, daß in jeder Gestalt gewinnenden Religion Traditionen und Legenden den Grund für praktische Wirkungen bilden. Sobald sie die Welt anerkannt hat, werden sie in ihr zu Tatsachen. Außerdem würde dieselbe Sage für jede andere Stadt kraftlos geblieben sein. Weder die Heiligkeit Jerusalems, wo Christus lehrte und starb, noch die unbezweifelbare Stiftung der Gemeinde Antiochias durch Petrus gaben diesen Städten das Recht des Anspruchs auf den kirchlichen Vorrang. Aber die Bischöfe im Lateran, welche die politische Bedeutung der Hauptstadt Konstantinopel nicht als maßgebend für die Stellung des dortigen Patriarchen anerkannten, ergriffen mit Erfolg die Ansprüche, welche die alte Welthauptstadt auf die Ehrfurcht und den Gehorsam der Völker machte. Der Nimbus der ewigen Roma fiel auf ihr priesterliches Haupt zurück. Sie waren die Erben des Geistes, der Disziplin und der politischen Triebe der alten Römer, und obwohl das Reich zerfallen war, bestand doch dessen große, wenn auch entseelte Maschinerie. Die Länder trugen noch die tiefen Geleise der Regierung und Verwaltung Roms, und so begann die Herrschaft der kirchlichen Stadt sich bald durch jene Kanäle, welche das heidnische Rom gezogen hatte, in die Provinzen zu ergießen.

Die römische Kirche verwandelte den Imperialismus, in welchem sie selbst als eine hierarchische Schöpfung entstanden war, allmählich in das Papsttum. Die Verfassung des Reichs wurde in ein kirchliches System übertragen, dessen Mittelpunkt der Papst war. Diesen geistlichen Wahlmonarchen, bei welchem, wie bei den Imperatoren, Stamm und Nation gleichgültig waren, umgab der alte Reichssenat in der Gestalt von Kardinälen und Bischöfen, aber das konstitutionelle Prinzip, welches die Cäsaren nicht gekannt hatten, wurde auf Grund des demokratischen Prinzips der Gleichheit aller Priester in den Konzilien und Synoden eingeführt, wozu die Provinzen nach dem allgemeinen Senatshause, dem römischen Lateran, ihr Abgeordneten schickten. Die Statthalter dieser kirchlichen Provinzen waren die vom Papst geweihten oder beaufsichtigten Bischöfe; die Klöster in allen Ländern glichen den alten Römerkolonien; sie waren Bur-

gen oder Stationen der geistlichen Herrschaft Roms wie der Kultur, und nachdem die heidnischen oder ketzerischen Barbaren in Britannien und Deutschland, in Gallien und Spanien durch die unblutigen Waffen Roms bezwungen worden waren, gebot die ewige Stadt wiederum in dem schönsten Teile der antiken Welt und schrieb ihm Gesetze vor. Wie man auch die neue Zentralisation betrachten mag, die von Rom ausging, sie wurde auf dem geschichtlichen Bedürfnis der Menschen gegründet. Auch war der Primat Roms für rohe und gesetzlose Jahrhunderte notwendig, weil er die Einheit des Christentums erhielt. Denn ohne die absolute Kirche, ohne den Römergeist der Bischöfe, welche jede rebellische Neigung der Provinzen, von der orthodoxen Lehre abzufallen, mit der Kraft des Scipio und des Marius unterdrückten, würde jenes in hundert Religionen und Ausgeburten nationaler Phantasie zerfallen sein. Jedoch die Schicksale Roms und der Welt wiederholten sich zweimal; und es waren endlich wiederum die Germanen, welche tausend Jahre nach dem Falle des alten Römerreichs die Universalherrschaft auch des zweiten Rom zerstörten und die Freiheit des Glaubens und Wissens durch eine große, die Menschheit umgestaltende Revolution eroberten.

Die Ehrfurcht der Völker des Mittelalters vor der Stadt Rom war unbegrenzt. In ihr als in der großen Bundeslade antiker wie christlicher Bildung sahen sie die Gesetze, die Urkunden, die Symbole des Christentums versammelt; sie sahen in der Stadt der Märtyrer und der Apostelfürsten die Schatzkammer aller übernatürlichen Gnaden. Hier war der Mittelpunkt der göttlichen Verwaltung des Menschengeschlechts, hier thronte der Hohepriester des Neuen Bundes, welcher Christus auf Erden zu vertreten behauptete. Alle oberste geistliche wie weltliche Macht empfing in Rom ihre Weihe; die Quellen der priesterlichen, der lösenden und bindenden Gewalt, der kaiserlichen oder oberrichterlichen Majestät, endlich der Kultur schienen auf den Hügeln Roms zu entspringen, gleich den Strömen des Paradieses, welche in die vier Weltgegenden befruchtend sich ergießen. Alle Anstalten der Völkerzucht waren ursprünglich von dieser einen Stadt ausgegangen, die Bistümer, die Klöster, die

Missionen, die Schulen, die Bibliotheken waren Kolonien Roms. Ihre Mönche und Priester waren, wie ehemals Konsuln und Prätoren, in die Provinzen gezogen und hatten sie zum Glauben an die geistliche Macht Roms bekehrt. Die Überreste römischer Märtyrer wurden über Meer und Land geführt und als heilige Reliquien unter die fernsten Altäre Britanniens und Germaniens andachtsvoll versenkt. Die Sprache des Kultus wie der Schule unter den Barbaren stammte aus Rom; die heilige wie die profane Literatur, die Musik, die Mathematik, die Grammatik, die Kunst zu bauen und zu malen kamen aus Rom. Die Menschen an den dunkelsten Grenzen des Westens und Nordens wußten alle von Rom, und wenn sie den Namen dieser Stadt hörten, welcher schon seit so vielen Jahrhunderten die Welt in Aufregung versetzte, so erfaßte sie mystische Sehnsucht nach ihr, und ihre verzückte Phantasie malte sich im Bilde der ewigen Stadt ein Eden aus, wo die Pforten des Himmels sich öffneten oder schlossen. Es gab im Mittelalter eine lange Zeit, in welcher Rom die Gesetzgeberin, Lehrerin und Mutter der Völker war, um welche, ihre Kinder, sie einen dreifachen Ring der Einheit legte, der geistlichen in dem Papsttum, der weltlichen in dem Kaisertum, dessen Krone die deutschen Könige im Dom S. Peters zu empfangen kamen, und der Kultur im allgemeinen als des Erbes, welches die alten Römer der Welt zurückgelassen hatten.

Dies sei genug, die Gipfel zu bezeichnen, auf denen Rom im Mittelalter als herrschendes Prinzip der christlichen Völkergemeinde stand. Vor dieser weltgeschichtlichen Aufgabe, welche die Stadt zum zweiten Male überkam, mildern sich die Schrecken langer Jahrhunderte, aus denen sich die Menschheit mühevoll emporarbeitete, um sich durch die Macht des Wissens von der Zucht Roms zu befreien, als sie dafür herangereift war. Die Sünden der alten Völkerdespotin wurden durch den großen Gedanken des Weltbürgertums aufgewogen, durch welchen Rom Europa dem Chaos der Barbarei entrissen und zu einer gemeinsamen Freiheit und Bildung befähigt hat.

Die Zeit der Völkerwanderung

Alarich, die Römer und der Fall Roms

Ein Dämon, so erzählt die Sage, stachelte den furchtbaren Eroberer, welcher bereits das schöne Hellas zertrümmert hatte, unablässig an, auch gegen Rom zu ziehen. Ein frommer Mönch eilte zu dem sich rüstenden Barbarenkönige; er beschwor ihn, die Stadt zu schonen und von der ungeheuern Tat, die er vorhabe, abzustehen; aber der Gote antwortete ihm: „Ich handle nicht aus eigenem Willen; ein Wesen ist es, das mich rastlos quält und treibt und mir zuruft: erhebe dich und zerstöre Rom!“ Hieronymus und Augustinus haben den Dämon Alarichs als einen Impuls der Gottheit erklärt, welche die entartete Hauptstadt der Welt um ihrer Sünden willen habe züchtigen wollen; und wer sollte nicht den Dämon in der geschichtlichen Macht erkennen, die den Gotenkönig antrieb, eine unerhörte Tat zu wagen? Der Gedanke, das weltgebietende, nie von einem Feinde bezwungene Rom zu erobern, mußte der menschlichen Vorstellung als etwas Ungeheures erscheinen, während er zugleich auf einen ehrgeizigen Barbaren einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Mit dem Kriegszuge Alarichs begann die Eroberung des entkräfteten Italien durch deutsche Völker; damals zuerst traten die Germanen aus dem unstet fahrenden Leben zielloser Naturkraft heraus und in den Kreis gesetzmäßiger Entwicklungen der Kultur ein; diese Tatsache aber war der Tod des Römischen Reichs. Alarich durfte zunächst hoffen, mit dem Besitze Roms die politischen Verhältnisse Italiens tiefer zu verwirren, aber freilich nicht, sich hier dauernd zum Herrscher zu machen, denn er selbst hatte keinen Rückhalt weder an einem Staat noch an einer Nation, und keine Hilfsmittel und Verbindungen solcher Art, wie sie einst dem Pyrrhus und dem Hannibal so große Kraft gegeben hatten.

Die Stadt Rom war noch immer die Verkörperung aller Zivilisation und das Palladium der Menschheit. Selbst als sie aufgehört hatte, der Sitz des Kaisers und der höchsten Staatsbehörden zu sein, blieb sie doch das ideale Zentrum

des Reichs. Ihr allen Menschen ehrwürdiger Name war an sich eine Macht. Der Begriff „Rom" und „Römisch" drückte die Weltordnung aus. Obwohl diese Stadt nach und nach durch furchtbare Kriege so viele Nationen unterjocht hatte, wurde sie dennoch nicht gehaßt, denn sie alle, selbst die Barbaren, nannten sich mit Stolz die Bürger Roms. Nur zelotische Christen konnten die erlauchte Stadt als Sitz des Götzendienstes verabscheuen; die Apokalypse weissagte den Fall jenes großen Babels, welches alle Völker mit dem Wein der Lust getränkt hatte. Die sibyllinischen Bücher, die in der Zeit der Antonine in Alexandria entstanden waren, verkündigten den Untergang der Stadt nach dem baldigen Erscheinen des Antichrists, den man sich in der Gestalt des vom Ende der Welt wiederkehrenden Ungeheuers, des Christenschlächters und Muttermörders Nero vorstellte. Das Palladium Roms werde dann seine Kraft verloren haben; doch dereinst werde durch Christus die Macht Roms und der ruhmvollen Lateiner zu neuer Größe emporsteigen.

Sobald sich Alarich regte, ergriff ein panischer Schrecken Rom, und Claudian, der Dichter, hat ihn lebhaft geschildert. Kaum war im Jahre 402 der König der Goten an den Po gerückt, als die Römer sich schon einbildeten, die Pferde der Barbaren wiehern zu hören. Da packte man Hab und Gut zusammen, da rüstete man die Flucht nach Korsika, nach Sardinien, nach den griechischen Inseln; da starrte man mit abergläubischer Angst in den verfinsterten Mond und erzählte sich von den grauenvollen Kometen, von Traumbildern und schrecklichen Wunderzeichen, während die alte Deutung, daß die zwölf Geier des Romulus zwölf Jahrhunderte des Bestehens der Stadt geweissagt hätten, nun in Erfüllung gehen zu wollen schien.

Goten und Hunnen lagerten jetzt auf den Höhen vor Rom, dessen Plünderung ihnen der König versprochen hatte. Auf dem vatikanischen Gebiet zeigte sich diesen barbarischen Kriegern die Basilika S. Peters und darüber hinaus am Ufer des Tiber jene andere

S. Pauls; die Häuptlinge sagten ihnen, daß sie ihre Gedanken von diesen mit Gold und Silber erfüllten Heiligtümern abzuwenden hätten; aber alles andere, was an Herrlichkeiten die Mauern Aurelians umschlossen, solle das Ihrige sein, wenn sie dieselben würden erstiegen haben. Ihre gierigen Blicke betrachteten diese Wunder der Architektur, eine unermeßliche Welt von Palästen und Straßen, aus denen Obeliske und einzelne mit vergoldeten Standbildern gekrönte Säulen sich erhoben; sie sahen Tempel in langen Linien majestätisch aufgereiht, Theater und Zirkus in gewaltigen Kurven aufsteigen, Thermen mit schattigen Hallen oder mit stumpfen und breiten Kuppeln in der Sonne schimmern, und endlich riesige Paläste der Vornehmen, welche ebenso viele reiche Städte innerhalb der Stadt schienen, und wo sie die köstlichen Gemächer von Kleinodien erfüllt und von der üppigen Blüte der Frauen Roms bewohnt wußten. Ihre barbarische Phantasie war von Märchen über die Schätze der Stadt erfüllt, welche sie aus dem Munde der fahrenden Väter am Ister und am mäotischen Sumpf gehört hatten, und ihrer bestialischen Gier konnte die ihnen unzugängliche Vorstellung, daß dies die Stadt der Szipionen, des Kato, des Cäsar, des Trajan sei, welche der Menschheit die Gesetze der Zivilisation gegeben hatten, keinen erhöhten Reiz verleihen. Sie wußten nur, daß Rom die Welt mit Waffengewalt unterworfen, und daß es ihre Reichtümer in sich aufgehäuft habe, Schätze, die noch von keinem Feinde geplündert, ihnen als Kriegsbeute zufallen sollten. Und ihrer waren so viele, daß sie Perlen und Edelsteine wie das Korn aufzumessen und Wagen mit goldenen Vasen und mit gestickten Prachtgewändern zu belasten hofften. Die struppigen Sarmaten in Alarichs Heer, in Tierfelle gehüllt, mit Bogen und Köcher bewaffnet, und die starken Goten, in erzene Panzer gekleidet, rohe Kinder der Natur und der kriegerischen Wanderung, konnten sich den Luxus römischer Künste nicht einmal begreiflich machen; sie fühlten nur dunkel, daß sie sich in Rom wie in ein Wollustbad aller Sinne hinabtauchen würden, und sie wußten, daß die Römer entweder kraftlose Schlemmer oder mönchische Asketen geworden seien.

Diese Stadt und ihr Volk, über welchem jetzt die gotische Verheerung schwebte, zu schildern, haben wir keine andern Farben als jene, welche der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus gebraucht hat, um das Gemälde der römischen Sitten seiner Zeit zu malen. Dies freilich gehört in die Epoche des Konstantius und Gratian, aber es paßt auf das Jahr 410 nicht minder, denn in einem Zeitraume von fünfzig oder dreißig Jahren konnten diese Farben nicht verblassen, sondern nur sich schwärzen. Ammianus stellt sowohl die Aristokratie als den Pöbel Roms dar; er trägt jedoch alle grellen Lichter dort auf und führt die niedrigeren Schichten nur in einer allgemeinen Schattenmasse vor. Viele seiner Züge sind denen der älteren Satiriker ähnlich, die übrigen lassen uns den römischen Adel zwar als denselben erscheinen, wie er zur Zeit Neros und Domitians gewesen war, jedoch in einer byzantinisch orientalischen Verbrämung. Ammian schildert den Patrizier im Hause, im Bade, auf der Reise, in der Stadt oder nach seinen Gütern. Er zeichnet ihn dort in seinen mit prachtvollen Bildwerken von Marmor und Mosaik geschmückten Zimmern, beim Mahl unter Schmeichlern und Würfelspielern, welche seine Gesellschaft bilden, mit erhobener Stirn die Säulenstellungen seiner Säle und die Kunst der Bildnisse loben und das Gewicht seiner Fasanen, Fische und Siebenschläfer anstaunen, während es Notare mit wichtiger Miene in ein Dokument eintragen. Er gibt ihm, wie Parini seinem vornehmen Mailänder, ein Buch in die Hand, doch nur die Satiren des Juvenal, in denen er, in seidene Polster gelehnt, die üppigen Schwelgereien seiner Ahnen nachgenießt, oder den Marius Maximus, denn die Bibliotheken sind wie die Gräber ewig verschlossen, den Philosophen hat der Possenreißer und den Redner der Lehrer schlüpfriger Künste verdrängt. Wenn der edle Herr, welcher die bizarren Namen Reburrus, Tarrasius oder dergleichen trägt, ermüdet ist, schläfert ihn die Musik von Flöten oder Kastratenstimmen ein, und Wasserorgeln und Leiern von der Größe zweirädriger Wagen regen seine erschlafften Geister wieder auf. Will er ins Theater fahren, so werden seine Sinne bei 3000 Sängerinnen und bei ebensovielen Ballettänzerinnen, welche Mythen mit

wollüstiger Grazie vorzustellen wissen, niemals in Verlegenheit sich finden. Er zieht dorthin oder in die Thermen gleich einem Pascha in einer Sänfte oder in einem kostbaren Wagen, dem ein Schwarm seiner Haussklaven, vom Sklavenmeister geordnet, voranschreitet, die Bedienten der Garderobe zuvor, dann die Köche, hinter diesen ein gemischter Haufe plebejischer Faulenzer seines Viertels, bis den Zug das Gewimmel von erdfahlen und häßlichen Eunuchen jedes Alters mit einer Grimasse auf die Natur beschließt. So rasselt Fabunius über das erschütterte Straßenpflaster durch die weite Stadt Rom, wenn er es vorzieht, sich in die Thermen Caracallas herabzulassen, nicht weil das öffentliche Bad dort köstlicher ist als sein eigenes, sondern weil der hohe Herr seinen Glanz dort entfalten und von den Günstlingen sich Knie und Hände will küssen lassen. Empfängt er daselbst einen Fremden, so erhebt er ihn zum höchsten Gipfel der Glückseligkeit, wenn er ihn zu fragen geruht, welche Bäder oder Gesundbrunnen er gebrauche, oder in welchem Palast er Wohnung genommen habe.

Wenn einige dieser Vornehmen, so sagt Ammian, eine Reise auf ihre Güter unternehmen, so glauben sie Märsche zu tun wie Alexander der Große, sei es, daß sie sich mit fremder Jagdbeute brüsten, oder daß sie vom Averner See auf bemalten Gondeln nach Puteoli und Gaeta in der Sonnenhitze zu schiffen wagen. Sobald nun hier eine Fliege auf den Seidenzipfeln ihrer großen vergoldeten Fächer sich niederließ oder durch einen Ritz des breiten Sonnenschirms der leiseste Sonnenstrahl einfiel, klagen sie das Schicksal an, daß es sie nicht bei den Kimmeriern geboren werden ließ.

Es wäre zu viel, einzelne Züge aus dem Leben dieser schwelgenden Aristokratie, mochte sie heidnisch oder christlich sein, auszuführen, und nur um den noch immer unermeßlichen Reichtum der römischen Edeln anzudeuten, mögen uns einige Bemerkungen des Olympiodorus dienen. Die Größe und Pracht der römischen Paläste zu bezeichnen, sagt dieser Geschichtschreiber und Augenzeuge jener Zeit, daß sie alles in sich selber enthalten hätten, was eine mäßige Stadt in sich faßte, einen Hippodrom,

Fora, Tempel, Fontänen und Thermen, woher man sagen könne:

Rom ein Haus, und es faßt unzählige Städte die Stadt ein.

Viele römische Familien zogen, nach seiner Behauptung, aus ihren Gütern eine jährliche Rente von 4000 Pfund Goldes, ungerechnet die Naturallieferungen, welche noch den dritten Teil dieser Summe würden ausgemacht haben, sobald man sie in Geld verwandelte. Er berichtet, daß Probus, des Alypius Sohn, zur Feier seiner Prätur allein 1200 Pfund Gold ausgab; der Redner Symmachus, welcher ein Senator von nur mittelmäßigem Einkommen war, verschwendete vor dem Falle der Stadt für die Feier der Prätur seines Sohnes 2000, Maximus sogar die Summe von 4000 Pfund, und es währten die Spiele nur sieben Tage.

Diese Spiele im Theater oder im Zirkus und das Vergnügen der Bäder waren es, welche den Pöbel für das Schicksal der Armut entschädigten, während er zugleich noch immer durch die hergebrachte Austeilung von Brot, Speck, Öl und Wein gefüttert wurde. Indem Ammian einige der bekanntesten Namen von Plebejern seiner Zeit, die Cimessores, Statarii, Semicupä, Serapini, Pordaca und andere bemerkt, sagt er, daß sie nur an Wein, Würfelspiel, Bordelle und Schauspiele dächten und der Zirkus Maximus für sie zugleich Tempel, Wohnung, Kurie und aller Hoffnungen Palast sei. Man könne sie auf Plätzen und Kreuzwegen in Haufen umherstehen sehen, im heftigen Streit begriffen, indem die Bejahrten bei ihren grauen Haaren schwören, der Staat müsse untergehen, wenn nicht beim künftigen Wettrennen dieses oder jenes Pferd oder diese und jene Farbe siege. Will nun der ersehnte Tag erscheinen, so belagern sie schon vor Sonnenaufgang in fieberhaftem Gedränge die Pforten der Rennbahn. Der gleiche Wahnsinn in jedem andern Schauspiel, selbst im Drama und der mimischen Posse. Diese den Römern angeborene, durch Müßiggang gesteigerte Schauspielwut schien einen wesentlichen Teil ihrer Natur auszumachen; der Kirchenvater Augustinus behauptete sogar, daß selbst die aus dem von den Goten geplünderten Rom nach Kar-

thago entronnenen Flüchtlinge in den Theatern für die Schauspieler wütend Partei machten.

Mitten in dem Untergange des Heidentums der Römer wirkte zugleich das Christentum schwächend auf das absterbende Volk. Die christliche Religion machte die moralische Freiheit und Gleichheit zu Prinzipien der neuen Gesellschaft, worin die Menschen eine Gemeinde der Liebe bilden sollten. Diese Ideen bekämpften den römischen Staat als ein heidnisches, aristokratisches Institut; aber der Politismus schlich sich in der Form einer hierarchischen Kirche in die christliche Gesellschaft ein, und der Kirche gegenüber blieb der heidnische Staat mit seiner Grundlage, der Sklaverei, bestehen. Seine Despotie und unheilbare Zerrüttung, sein hoffnungsloses Greisenalter im Vergleich zur jung aufstrebenden Kirche reizte die Menschen zur Flucht aus dem bürgerlichen Leben und seinen Pflichten. Die Römer, die sich einst zur höchsten politischen Energie erhoben hatten, welcher ein Volk überhaupt fähig sein kann, traten in eine Epoche tiefer Gleichgültigkeit gegen das Staatliche, und dies war der Untergang Roms. Wenn noch die stoische Philosophie, einst die Schutzwehr der Besseren gegen die Leiden der Kaiserherrschaft, den Bürger zur tätigen Pflichterfüllung im Staat aufgefordert hatte, so trieb ihn die christliche Philosophie zur Verleugnung alles Staatlichen an. Man vergleiche nur die praktischen Vorschriften des Epiktet und des Marc Aurel mit denen des Hieronymus oder des Paulinus von Nola, um den Unterschied zu erkennen. Als Ideal des Lebens wurde bereits die mystische Versunkenheit in eine Klosterzelle aufgestellt. Von einer häßlich gewordenen Welt abgestoßen, warf der Christ den Staat dahin, versenkte sich in die Tiefen der Persönlichkeit und baute die innere Welt moralischer Freiheit aus, welche das römische Heidentum vernachlässigt hatte. Aber der Rest der politischen Tugenden ging durch das Mönchtum unter, und Rom wurde um seine letzte Virtus durch die Kutte gebracht. Edle Senatoren flüchteten ins Kloster, und die Söhne von Konsuln erröteten nicht mehr, vor ihren Standesgenossen in der Kapuze sich zu zeigen. „Zu unserer Zeit besitzt Rom, was die Welt vorher nicht ge-

kannt hat; damals gab es unter den Weisen, Mächtigen und Edeln wenige Christen; heute sind viele Mächtige, Weise und Edle Mönche." So frohlockte Hieronymus.

Die Stadt Rom hatte sich überhaupt mit geistlichen Elementen schon ganz durchdrungen; doch man glaube nicht, daß sie durchaus reiner Natur waren; vielmehr war hier das Christentum schnell verderbt worden, denn der Boden, in welchen diese neue Lehre fiel, war weniger für sie geeignet als irgendeiner in der übrigen Welt.

Man kann aus zahlreichen Briefen des Hieronymus eine Sittenschilderung des christlichen Rom zusammentragen, welche einer Satire gleich ist. Als Seitenstück zum Gemälde des Ammianus darf sie nicht unbeachtet bleiben; und auch dieser den Christen nicht feindliche Geschichtschreiber hat schon den Luxus und den Ehrgeiz der römischen Bischöfe getadelt. Es ist bei Gelegenheit des blutigen Kampfs zwischen Damasus und Ursicinus um den Bischofstuhl Roms, wo sich die berühmte Stelle findet: „Wenn ich den Glanz der städtischen Dinge betrachte, so erkenne ich, daß jene Männer aus Begier, ihre Wünsche zu erreichen, mit aller Parteigewalt einander bestreiten mußten; denn erlangten sie ihr Ziel, so konnten sie sicher sein, von den Geschenken der Matronen reich zu werden, auf Wagen hoch einherzufahren, mit Pracht sich zu kleiden und so schwelgerische Mahlzeiten zu halten, daß ihre Tafeln die der Fürsten überboten. Und doch konnten sie beglückt heißen, wenn sie den Glanz der Stadt, mit welchem sie die Laster bedecken, verachteten und die Lebensweise einiger Landgeistlichen nachahmten. Denn die Mäßigkeit in Speise und Trank, die Unscheinbarkeit der Gewänder, der demutsvolle Blick empfiehlt sie den wahren Bekennern der ewigen Gottheit als reine und ehrbare Männer."

Hieronymus, ehemals Geheimschreiber des Bischofs Damasus, schildert die weltlichen wie die geistlichen Christen, Männer und Weiber aus eigener Kenntnis, vor allem die Weiber, die in jeder Zeit die Sitte beherrschen. Er zeichnet die scheinselige Frömmlerin und die verschmitzten Erbschleicher unter den Pfaffen, die hochmütigen Betschwestern wie die dummstolzen Mönche und galanten Diakonen,

welche das Christentum mit römischer Aristokratie zur Schau tragen.

Er führt uns in das Haus einer Edeldame: die Enkelin der Decier oder Maximi hat Trauer, weil sie Witwe geworden ist. Mit geschminkten Wangen liegt sie auf einem köstlichen Ruhebett, das in Purpur und Gold gebundene Evangelium in der Hand. Ihr Gemach ist von Schmarotzern erfüllt, welche die Dame mit Skandalen über geistliche und weltliche Dinge oder Personen zu ergötzen wissen, und sie ist stolz, die Patronin von Priestern zu sein. Kleriker treten ein, die der edlen Frau Besuch machen, sie auf das Haupt küssen und mit ausgestreckter Hand ein huldvolles Almosen empfangen. Wenn sie es mit einer gewissen Verschämtheit einsteckten, so werden es jene Mönche dreister an sich nehmen, die barfuß, in schwarzer und unreiner Kutte, von den Dienern an der Schwelle abgefertigt werden. Aber die bunten Eunuchen werden dem Diaconus die Türe weit aufreißen, wenn er in modischem Wagen mit feurigen Pferden zur Visite angefahren kommt, daß man glauben sollte, er sei der leibliche Bruder des Königs von Thrazien. Sein seidenes Gewand duftet von wohlriechenden Wassern, sein Haar ist vom Friseur auf das künstlichste mit dem Brenneisen gekräuselt, und indem er mit den goldberingten Fingern das Kleid geckenhaft emporzieht, hüpft er in den Palast auf zierlichen Füßen, welche die Kunst des Schuhmachers mit Schuhen von glattem Saffian bekleidet hat. „Wer diesen Mann sieht," sagt Hieronymus, „wird ihn eher für einen Freier als für einen Geistlichen halten," und wir setzen hinzu, wer ihn heute sähe, würde glauben, es sei einer der in seidenen Mänteln und Strümpfen umhergehenden geistlichen Don Juans des modernen Rom. Er ist in der ganzen Stadt bekannt unter dem Spitznamen „Stadtkutscher", oder die Straßenjungen rufen ihm nach: Pippizo und Geranopepa. Er ist überall und nirgends anzutreffen; es geschieht nichts, was er nicht zuerst wüßte, noch gibt es eine Stadtgeschichte, die er nicht erfunden oder doch vergrößert hätte. Sein Lebenslauf ist kurz dieser: er ist Priester geworden, um zu den schönen Frauen freieren Zutritt zu haben; seine Lebensart kurz folgende: gleich in der Frühe erhebt er sich und hält Muste-

rung über seine heutigen Besuche, und dann geht es auf die Wanderung. Wo er nun in einem Hause etwas Schönes findet, sei es ein feines Tuch oder Kissen oder irgendein Gerät, so bewundert er es so lange, bis es ihm geschenkt wird, denn die scharfe Zunge des „Stadtkutschers" wird von allen Frauen gefürchtet.

Hat die Matrone eine christliche Handlung öffentlich zu begehen, so geschieht dies nicht ohne Geräusch. Gleich Fabunius oder Reburrus, ihrem Vetter (und man sieht, es ist eine und dieselbe Aristokratie, im christlichen Gewande), läßt sie sich nach der Basilika des S. Peter in der Sänfte tragen, welcher ein Schwarm von Verschnittenen voraufzieht. Dort verteilt sie mit eigener Hand, um desto frömmer zu erscheinen, Almosen an die Bettler, und sie feiert sogenannte Liebesmähler oder Agapen, die sie gleichsam durch einen Herold ausschreien läßt.

Diese beiden Charakterfiguren mögen hinreichen, ihre Klassen zu vertreten. Die sonstigen Mißbräuche innerhalb der Kirche lernt man aus tausend Stellen der Kirchenväter kennen. Mit der Rangordnung der Geistlichen hatte sich der aristokratische Hochmut unter sie eingeschlichen. Die verderbte Natur der Römer blieb wie sie war, denn die Taufe änderte sie nicht, und die christliche Gesellschaft teilte mit der heidnischen die Bildung, den Geschmack und die Bedürfnisse. Ihre Masse begriff die Lehre Christi zu keiner Zeit, und wenn einzelne Römer wie Pammachius, Marcella und Paula zu den Tugenden mönchischer Entsagung sich geflüchtet hatten, so gab es Tausende, welche Christus mit Mithras nur um der äußeren Vorteile willen, aus Mode oder Neugierde vertauscht hatten. Alle Laster wucherten daher auch bei dem zahlreichen Stande ehrgeiziger Priester fort, und den mönchischen Geboten der Ehelosigkeit trat auf das grellste die Unzucht beider Geschlechter entgegen.

Hieronymus erzählt von einem kaum glaublichen Phänomen römischer Ehe, welches die moralischen Zustände Roms besser darstellt, als es ganze Bücher vermöchten. „Vor mehreren Jahren," so sagt er, „als ich Sekretär des römischen Bischofs Damasus war, sah ich ein trefflich zusammenpassendes Ehepaar aus dem Pöbelstande;

der Mann hatte bereits zwanzig Frauen begraben, das Weib aber den zweiundzwanzigsten Mann gehabt, und sie hatten sich beide, wie sie selber glaubten, zur letzten Ehe vereinigt. Die Erwartung aller war auf das höchste gespannt, wer nach so vielen Trophäen den andern endlich begraben werde. Es siegte der Mann, und unter dem Zusammenlauf von ganz Rom schritt er bekränzt und einen Palmzweig in der Hand der Bahre seines vielbemannten Weibes stolz vorauf, während ihm das Volk von Zeit zu Zeit zurief, daß er einen Ehrenlohn verdient habe." Diese öffentliche Verhöhnung der Ehe ist abschreckend, aber sie war der Sittlichkeit nicht gefährlicher, als die geistlichen Verwandtschaften sogenannter Agapeti und Synisacti es wurden, unter deren Deckmantel christliche Frauen mit ihren Adoptivsöhnen und Brüdern Buhlerei trieben.

Wir entlehnten nur einige Farben dem Genie eines berühmten Kirchenvaters, und wir beruhigen den empfindlichen Leser mit der Versicherung, daß sich diesen Nachtbildern Roms auch einige Lichtgemälde aus eben jenen Kirchenvätern gegenüberstellen lassen.

Es wäre endlich wichtig, zu wissen, wie groß die Menge des Volks der Römer war, als Alarich die Stadt überfiel, doch es fehlen uns darüber alle Kunden. Nach der Notitia zählte Rom in seinen 14 Regionen zusammen 46602 Inseln oder Wohnungen überhaupt, und 1797 Paläste. Aber ihre Bevölkerung mußte sich seit Konstantin durch Auswanderung und immer größere Verarmung der Stadt wie der Provinzen bedeutend vermindert haben, und sie überstieg schwerlich die Zahl von 300,000 Einwohnern, vielmehr dürfte auch diese für das damalige Rom schon zu groß erscheinen.

Die Goten umlagerten die Stadt an allen Toren, wie sie es zuvor getan hatten, und Alarich richtete seine Aufmerksamkeit gegen die Porta Salara seitwärts von Pincius, vor welcher er, wahrscheinlich weil dort die Mauern schwächer waren, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Er bezog dies in dem alten Ort

Antemnä, welcher auf dem Hügel oberhalb der salarischen Brücke gelegen war, damals schon im tiefen Verfalle sein mußte und wahrscheinlich während dieser gotischen Belagerung ganz in Ruinen versank. Wir haben weder von den Verteidigungsanstalten der Römer noch von der Dauer der Belagerung genaue Kunde. Alarich scheint keinen Sturm unternommen, sondern ruhig abgewartet zu haben, was die Hungersnot und sein Einverständnis mit Arianern und Heiden in der Stadt bewirken würden; und dieses mußte ihm durch die große Menge der übergelaufenen Sklaven sehr erleichtert werden. Rom fiel ohne Zweifel durch Verrat. Aber so sehr hatte sich in hundert Jahren die Erinnerung an die Art, wie Alarich die Stadt gewann, aus dem Gedächtnis der Menschen verloren, daß sich der griechische Geschichtschreiber Procopius die unwahrscheinlichsten Sagen davon berichten ließ. Er erzählt, Alarich, sich stellend, als wolle er die Belagerung aufheben und abziehen, habe 300 edle gotische Jünglinge den Senatoren als Pagen übersandt, mit der Bitte, sie als ein Zeugnis seiner Verehrung für sie und ihre Treue am Kaiser bei sich zu behalten, und diesen Jünglingen habe er heimlich befohlen, zur Mittagszeit eines vorgeschriebenen Tages die Wachen an der Porta Salara niederzuhauen und das Tor aufzureißen, was denn auch geschehen sei. Procopius bemerkt, daß noch ein anderer Bericht über die Einnahme Roms in Umlauf gewesen sei, wonach die edle Faltonia Proba (sie war Witwe des berühmten Sextus Anicius Probus) in Verzweiflung über die Not des Volks, welches der Hunger zu Kannibalen zu machen drohte, die Goten eingelassen hatte. Diese Fabel entstand sicherlich infolge der Unterhandlungen der reichen und mächtigen Frau mit Alarich, wodurch sie den König bewog, das Leben der Römer und die Kirchen zu schonen.

Nicht einmal das Jahr der Einnahme Roms ist unbestritten gewiß: die Angaben der Geschichtschreiber schwanken zwischen 409 und 410. Ihr Datum verlor sich in der Verwirrung der Zeit, aber spätere Chroniken geben mit Bestimmtheit den 24. August 410 als den Tag des Falls der Stadt an, und dies muß festgehalten werden.

Es war Nacht, als die Goten durch das salarische Tor

eingelassen wurden. Kaum waren ihre ersten Scharen eingedrungen, als sie Feuer auf die Häuser in der Nähe dieses Tores warfen; indem sich der Brand in den dortigen engen Straßen weiter wälzte, ergriff er auch die Anlagen des Sallust. Die schönen Paläste des Geschichtschreibers der Kriege Jugurthas und der Verschwörung Catilinas, in denen einst der Kaiser Nerva gestorben war, dienten der Plünderung Roms als erste Fackel.

Der heroische Fall der Städte Karthago, Jerusalem und Syrakus war ein ihrer Größe würdiges Ende; aber der schmachvolle Fall Roms unter das Schwert Alarichs erschreckt durch das Schauspiel der tiefsten Verkommenheit des einst gewaltigsten Heldenvolks der Erde. Nirgend Widerstand, nur Flucht, Mord, Plünderung und greuliche Verwirrung, welche darzustellen kein Augenzeuge gewagt hat.

Die Barbaren ergossen sich durch alle Viertel Roms, jagten die Schwärme der Flüchtlinge vor sich her und metzelten sie nieder. Sie stürzten sich mit bestialischer Furie auf die Stadt zur Plünderung. Indem sie in dem ersten Triebe nach Gold Paläste und Thermen, Kirchen und Tempel angriffen und durchsuchten, entleerten sie Rom mit der Hast von Räubern wie eine Schatzkammer. Der trunkene Hunne hielt sich nicht bei der Betrachtung der Kunst auf, welche alexandrinische Meister für den feinsten Luxus der Frauen Roms verwandt hatten, noch verstand er den Gebrauch und Sinn so vieler unschätzbarer Werke vielleicht noch hellenischer Arbeit, und so vieler Kostbarkeiten, welche die Ahnen der Geplünderten einst im fernen Palmyra, in Assyrien und Persien mit gleich räuberischer Kriegswut erbeutet hatten. Die Plünderer ergriffen diese Schätze, nachdem sie zuvor den zitternden Schlemmer Fabunius oder Reburrus niedergestoßen und die Besitzerin in ihrer brutalen Umarmung erstickt hatten. Viele Römer hatten während der Belagerung ihre Reichtümer versteckt, weshalb sich seither mancherlei Sagen von vergrabenen Schätzen in Rom bilden mochten, aber die meisten werden sie unter den Martern ihrer entlaufenen Sklaven, der rachsüchtigen Angeber des Besitztums ihrer Tyrannen, preisgegeben haben. Kaum konnte in einer Stadt der Welt je eine reichere Beute dem Feinde zugefallen sein; sie war in der Tat

unermeßlich, ja unglaublich groß, wie der Zeitgenosse Olympiodorus gesagt hat.

Alarich hatte seinen Kriegern volle Plünderungsfreiheit gegeben, aber ihnen Schonung des Lebens der Einwohner anbefohlen, und die Kirchen, vor allen die Basiliken der beiden Apostel zu Freistätten erklärt. Die Goten gehorchten, so weit dies die blinde Beutewut gestattete. Nach Gold suchend drangen sie in Häuser, und das ärmliche Kleid der jammernden Bewohner dünkte ihnen nur die Maske versteckten Reichtums. Hieronymus beseufzte die Geißelschläge, welche seine fromme Freundin Marcella erlitt; sie befand sich in ihrem Hause auf dem Aventin, als die wilden Schwärme des Feindes dort eindrangen. Die erste Nonne Roms aus adeligem Geschlecht zeigte ihr unscheinbares Bußgewand; unter den wütenden Schlägen der Peiniger umfaßte sie deren Knie, und bat nur, die Tugend ihrer Pflegetochter Principia zu schonen. Die Herzen der Barbaren wurden weich; sie führten die frommen Weiber in das Asyl von Sankt Paul. Aber andere, eifrige Arianer oder noch Götzendiener, machten sich kein Gewissen daraus, die Frauenklöster zu sprengen und die unglücklichen Nonnen gewaltsam von dem Gelübde der Jungfrauschaft zu befreien. Ein Geschichtschreiber sagt ausdrücklich, die Barbaren hätten nur die Heiligtümer des S. Petrus geschont, sonst alles ohne Unterschied geplündert. Der Bischof Innozenz, damals flüchtig in Ravenna, hatte dem Apostelfürsten den Schutz seiner Basiliken übertragen, und was der Edelmut Alarichs und seine Achtung vor der Religion Christi bewirkte, konnte er aus der sichern Ferne als offenbare Wunderwirkung der Märtyrer preisen.

Auf dem Hintergrunde dieser Greuel glänzt eine Szene der Menschlichkeit, bei welcher die Geschichtschreiber um des Gegensatzes willen oder aus christlicher Frömmigkeit länger verweilt haben als bei der Schilderung der Zustände des geplünderten Rom. Ein Gote drang in das Haus einer frommen Jungfrau, welche er einsam, wehrlos und furchtlos einen aufgehäuften Schatz von kostbaren

Gefäßen hüten fand. Im Begriff, auf diese Beute sich zu stürzen, schreckten ihn die ruhigen Worte der Frommen zurück, daß er tun möge, was seines Willens sei, denn diese Schätze seien Eigentum des Apostels Petrus, und der Heilige werde den Tempelräuber zu bestrafen wissen. Der Barbar hätte seine Hand eher nach glühenden Kohlen ausgestreckt; er trat zurück, und nachdem er dem Könige Alarich von dem Vorfall Kunde gegeben, erhielt er den Befehl, sowohl die Weihgeschenke des Apostels als ihre Hüterin unter sicherer Bedeckung nach S. Peter zu geleiten. Als diese seltsame Schar von Plünderern, Kelche, Schalen, Lampen, Kreuze, die von Smaragden und Hyazinthen funkelten, vor sich hertragend, fortzog, verwandelte sie sich alsbald in eine Prozession. Die fliehenden Christen, Frauen, ihre Kinder an der Hand, wehrlose Greise und Männer, vom panischen Schreck erfaßte Heiden, mit ihnen allen friedlich gestimmte Barbaren, deren Waffen und Kleider von Blute trieften, und auf deren Gesichtern die bestialische Leidenschaft mit plötzlicher Glaubensandacht kämpfte, schlossen sich aneinander, und indem sie zum S. Peter zogen, durchbrachen sie das wüste Gelärm der Plünderung durch die feierlichen Töne eines Hymnus, und sie boten ein Gemälde von Kontrasten dar, welches fromme Kirchenväter nicht mit Unrecht als einen Triumphzug der christlichen Religion verherrlicht haben.

Es war nicht das einzige Schauspiel der Zurückhaltung von Barbaren. Die Goten, als arianische Ketzer von den Römern verabscheut, als Feinde, die mehrmals zuvor empfindlich geschlagen worden waren, und als Rächer ihrer Nation erbittert, ließen freilich ihre Wut gegen eine Stadt aus, deren kraftlos gewordenes Volk sie verachteten. Unter ihren Schwertern und denen zumal der heidnischen Hunnen, Skyrren und Alanen und der befreiten Sklaven wurden Tausende in und außerhalb Roms niedergemacht, so daß es, wie Augustinus klagte, an Händen fehlte, die Leichen zu begraben. Und dennoch war Rom, auf gänzlichen Untergang wie Jerusalem oder Ninive gefaßt, so tief herabgesunken, daß es Grund hatte, die Schonung des Feindes zu preisen. Selbst einige unter jenen Geschichtsschreibern, die über das vergossene Blut schaudern, zählen

mit Freuden die nur wenigen Leichen der Senatoren, und sie erinnern, zur Milderung dieser Schrecken, an das weit entsetzlichere Unheil der Stadt, welches sie einst durch die nichts verschonenden Gallier des Brennus erlitten hatte.

Die auffallende Kürze der Zeit, welche Alarich der Plünderungslust seiner Krieger verstattete, kürzte auch die Greuel ab und milderte sie zugleich durch Hast, weil die Räuber die ihnen erlaubte Frist ausschließlich zum Beutemachen verwendeten. Vielleicht war es Ehrfurcht vor der Größe und Heiligkeit Roms, welche den König, der einst auch Athen verschont hatte, zum Eilen trieb. Beim Anblick der Hauptstadt der Welt, welche geschändet ihm zu Füßen lag, und von deren Säulen so viele Heroengestalten auf ihn niederblickten, mußte Alarich schaudern. Aber sicher war es außer der Furcht, seinen Ruf durch barbarische Mißhandlung Roms zu brandmarken, eine politische Rücksicht, die ihn trieb, schon nach drei Tagen die Goten von der geplünderten Stadt nach Campanien abziehen zu lassen, indem er die unberechenbare Beute auf langen Wagenzügen, eine große Zahl von Gefangenen und Placidia selbst, die Schwester des Honorius, mit sich führte.

Nachdem die Goten, von keinem nahenden feindlichen Heere vertrieben, abgezogen waren, hatten die Römer Muße, ihr Elend zu betrachten. Das fürchterliche Ereignis, in den Annalen der Weltstädte durch solches Zusammentreffen von Umständen nicht erhört, hatte weder eine militärische Besetzung durch den Eroberer, noch irgendeine politische Änderung zurückgelassen; sondern indem die Stadt keinen Feind mehr in ihren Mauern, aber alle grauenvolle Spuren des Feinds sah, schien es, als wäre sie von einer schrecklichen Naturverheerung ergriffen worden. Man mag sich das Aussehen Roms an dem Tage denken, da die Goten die Stadt verlassen hatten; doch kein Geschichtschreiber hat die Kraft gehabt, es zu schildern, und keiner ist den einzelnen Spuren der Zerstörung nachgegangen. Die Frage aber, welcher Art sie gewesen war. ist wichtig, weil die Geschichte der

Ruinen Roms, die hier zum Teil geschrieben werden soll, mit jener Plünderung als mit einem Epoche machenden Ereignis eigentlich zu beginnen scheint, wenn auch ohne Grund, da sie schon mit Konstantin begonnen hatte.

Der Nationalhaß der Italiener hat die Stadt Rom, welche Honorius und die Römer so schimpflich preisgaben, an dem Andenken der Goten zu rächen gesucht, indem sie die Zertrümmerung der schönsten Denkmäler des Altertums ihrem Namen als ewigen Schandfleck anhefteten. Jedoch die Forschung selbst von Italienern hat diese Stimmen zum Schweigen gebracht, und wo sie noch einzeln vernommen werden, sind sie nur Zeugnisse grober Unwissenheit. Der Geschichtschreiber kann sich heute schon die Mühe ersparen, nachzuweisen, daß es lächerlich sei, Goten oder Vandalen oder welche Germanen immer sich vorzustellen, die, mit einer eigenartigen Wut gegen Tempel und Bildsäulen gleichsam von Natur ausgestattet, während ihrer flüchtigen Anwesenheit in Rom nichts anderes zu tun haben, als mit dem Hammer in der Hand umherzugehen, Statuen zu zerschlagen, und mit Hebebäumen auf die Theater zu klettern, um statt zu plündern, ihre Kräfte an der nutzlosen Arbeit des Auseinanderbrechens riesiger Quadersteine abzuquälen.

Die Goten ließen alles Unheil an Rom aus, welches mit einer Plünderung unzertrennlich verbunden ist; sie beschädigten die Gebäude der Stadt, so weit sie der Raub beschädigt, welcher nach dem Besitze des Beweglichen, nicht nach der Zerstörung des Unbeweglichen trachtet. In Tempel, Thermen und Paläste einbrechend, entrissen sie ihnen das Köstlichste, und unter ihren plumpen Händen, selbst unter dem Streich des Mutwillens wird manche schöne Bildsäule von Marmor auf Straßen und Plätzen zugrunde gegangen sein. Nicht minder muß das Feuer einige Verwüstung angerichtet haben, und wir bemerkten schon, daß die Paläste des Sallustius in Flammen aufgingen. Ihre von Rauch geschwärzten Ruinen, deren kleinster Teil von Gewölben und Kammern noch heute in Rom gesehen wird, wurden als Zeugnisse der westgotischen Verheerung von dem Geschichtschreiber Prokopius hundertundvierzig Jahre später bemerkt. Aber dies ist das einzige berühmte

Gebäude, von dem man weiß, daß es durch jene Eroberung untergegangen ist, und die Berichte solcher Schriftsteller, die in rhetorischer Übertreibung von einer Zerstörung der Stadt durch Feuer reden, werden durch andere Nachrichten beschränkt.

Die herrlichen Monumente wurden drei Tage lang von dem plündernden Feinde umlärmt, aber nicht erschüttert; die Obelisken Ägyptens und die Triumphbogen der Kaiser sahen die Barbaren mit flüchtigem Erstaunen an, ohne zu dem lächerlichen Gedanken Zeit zu haben, sie umzustürzen. Wenn sie Bildsäulen von edlem Metalle vorfanden, entrafften oder zerschlugen sie diese, doch weder die kolossalen Reiterstatuen von vergoldetem Erz noch jene von Marmor konnten sie begehren, und sie überließen den Frevel, öffentliche bronzene Kunstwerke zu rauben, einem byzantinischen Kaiser des 7. Jahrhunderts, wo Rom bereits völlig verarmt war und der einzige Reichtum der Stadt nur in dem Schmuck ihrer Kirchen bestand.

Das Los der Römer war furchtbar und bejammernswert. Der politische Nimbus der ewigen Stadt war für immer ausgelöscht. Nachdem sie den ersten Fall getan hatte, mußte sie nach den Gesetzen der Dinge immer tiefer stürzen, und der Philosoph jener Tage konnte das schreckliche Dunkel kommender Jahrhunderte voraussehen, wo Rom in seine Trümmer zurückgesunken nichts mehr war als eine Totenstätte, auf welcher zwischen umgestürzten Kaiserbildern statt des Thrones des Imperators der Stuhl eines Bischofs stand. Die Aristokratie, mit den uralten Einrichtungen des öffentlichen Lebens verzweigt, die herkömmliche Stütze der Stadt und des Staats, war aus Rom entwurzelt und über die Provinzen der Welt zerstreut. Plötzlich aus dem Besitz ihrer Reichtümer in bettelhafte Entblößung verstoßen, entsetzten die Sprößlinge der berühmten, edlen Geschlechter die fernsten Länder des Reichs durch den kläglichen Anblick ihres hoffnungslosen Elends.

„Konnte man glauben," schreibt Hieronymus, „daß Rom, welches aus den Spolien der ganzen Erde erbaut war, zusammenstürzen, und daß die Stadt zugleich Wiege und Gruft ihrer Völker werden sollte? daß alle Gestade

Asiens, Ägyptens und Afrikas von den Sklavinnen und Mägden Roms, der ehemaligen Herrin, sich erfüllen würden, daß die heilige Bethlehem täglich Männer und Frauen, die einst von Adel und im Überfluß des Reichtums geglänzt hatten, als Bettler aufnehmen sollte?"

Hieronymus ehrte sich selbst durch diese tief empfundene Klage um das Schicksal der alten Roma, und sein Ausruf: „Meine Stimme stockt und mein Schluchzen unterbricht die Worte, die ich schreibe: die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang!" erfüllt den Leser noch am heutigen Tage mit Schwermut über die Nichtigkeit aller irdischen Größe. Aber die Stimmen der Römer selbst sind uns nicht mehr hörbar, darum ist es um so erschütternder, die Klage über das Los Roms aus dem Munde eines in Bethlehem einsiedelnden, greisen Kirchenvaters zu vernehmen, welcher seine Seufzer an ein schwaches Mädchen, eine Nonne, richtet, und das Schicksal der erlauchten Stadt mit der testamentlichen Vorstellung von Moab, Sodom und Ninive verbindet. Die Ahnung jenes großen Römers, der auf den Trümmern Karthagos den einstigen Fall Roms beweint hatte, war nun schrecklich in Erfüllung gegangen. Die Sage aber zeigt uns statt eines in dieser furchtbaren Katastrophe verzweifelnden Helden die jämmerliche Erscheinung des von Eunuchen umringten Kaisers, der in Ravenna eingeschlossen den Verlust Roms mit dem Tode eines Lieblingshuhns verwechselt, welchem er den Namen der Weltstadt beigelegt hatte.

Gotenherrschaft

Die Regierung Odoakers war nichts anderes, als eine militärische Lagerherrschaft. Seine Stammesgenossen bildeten in Italien keine Nation, sondern nur einen buntgemischten Schwarm von kriegerischen Abenteurern, deren rohe Barbarei eine unausfüllbare Kluft von der römischen Bildung trennte. So hohe Würden des Reichs er auch trug, blieb er doch selbst in Ravenna ein gefürchteter und gehaßter Fremdling, unver-

mögend, die italienische Krone in seinem Stamme Enkeln zu überliefern. Der byzantinische Kaiser betrachtete ihn als Usurpator und wartete nur auf die erste Gelegenheit, ihn zu beseitigen. Zu diesem Unternehmen aber fanden sich bereit ein anderer, größerer germanischer Heerkönig und ein ganzes Volk, welches aus seinen verwüsteten Sitzen am Hämus aufbrach, um sich in den fruchtreichen Fluren Italiens niederzulassen. Dies waren die kriegerischen Ostgoten, welche damals Theodorich beherrschte. Den Kaiser Zeno erschreckten ihre wiederholten Einfälle in das östliche Reich, dem dieser Gotenkönig das Schicksal bereiten konnte, welches Italien durch Odoaker erlitten hatte. Er machte ihn daher zu seinem Bundesgenossen und gab ihm den Titel eines Konsul und Patricius. Um ihn vom Osten zu entfernen, forderte er ihn auf, die Raub- und Wanderlust seines Volkes nach dem Westen zu richten und dem „Tyrannen" Odoaker das italienische Land zu entreißen. Kraft eines förmlichen Vertrages übertrug er ihm, dem Könige der Goten, die Investitur dieser Provinz des Reichs. Hierauf führte Theodorich im Jahre 488 sein Volk über die Alpen; er erschien mit der furchtbaren Macht seiner Krieger an den Ufern des Isonzo, im Sommer des Jahres 489. Die Goten Theodorichs waren von der Zivilisation des Ostens und Westens berührt und nicht mehr durchaus Barbaren zu nennen, wie die Völker Alarichs; trotzdem konnten sie der lateinischen Bildung gegenüber nur als solche erscheinen. Aber sie waren ein Volk, welches den erschlafften und verweichlichten Italienern das ungewohnte Schauspiel heldenhafter Männlichkeit darbot. Das germanische Bewußtsein des Wertes des freien Mannes war es, was die Welt eroberte.

Der Kampf der beiden Heerkönige um den Besitz des schönen unglücklichen Landes war langwierig und erbittert. Am Isonzo und bei Verona hintereinander geschlagen warf sich der verzweifelte Odoaker nach Ravenna, seiner letzten Schanze. Die vereinzelte Angabe eines Chronisten, daß er nach dem Verluste Veronas nach Rom hinuntergezogen sei, um sich dort einzuschließen, und daß er aus Erbitterung über seine Abweisung von den Römern die

Campagna verwüstet habe, ist sehr zweifelhaft. Der römische Senat, welchen der byzantinische Kaiser für seinen Plan gewonnen hatte, unterhandelte erst heimlich mit Theodorich und erklärte sich dann, als Odoaker auf das belagerte Ravenna beschränkt war, offen für ihn; denn schon im Jahre 490 schickte der Gotenkönig den Patrizier Festus, das Haupt des Senats, an Zeno, sich von ihm das königliche Gewand zu erbitten.

Drei Jahre lang verteidigte sich Odoaker mit heroischer Kraft in Ravenna, bis er, durch die Not gezwungen, Theodorich die Tore der Stadt öffnete, am 5. März 493. Wenige Tage später brach der Sieger treulos den Vertrag, indem er den ruhmvollen Feind mit eigener Hand erstach, und alle seine Anhänger niederhauen ließ. Er hatte bereits Titel und Zeichen des Königs von Italien angelegt, ohne sich um die Bestätigung des Anastasius zu kümmern, welcher nach dem Tode Zenos (am 9. April 491) als Kaiser im Reiche gefolgt war. Erst später, im Jahre 498, erhielt er die Anerkennung; denn der Kaiser lieferte ihm alle Kleinodien des römischen Palastes wieder aus, welche ehedem Odoaker nach Konstantinopel geschickt hatte. Theodorich war durch seines Volkes Recht König der Goten, durch das der Eroberung, durch die Wahl seines Volkes und die Huldigung der Besiegten auch König von Italien; die Auslieferung jener Reichsinsignien endlich gab ihm das Recht, dies auch durch die Bestätigung des Kaisers zu sein, das heißt Italien fortan zu regieren, wie es die abendländischen Kaiser regiert hatten. Indes der byzantinische Kaiser hatte ihn nur abgesendet, die Präfektur Italien dem Besitze eines Usurpators zu entreißen; er betrachtete auch ihn im Grunde als solchen. Der neue Eroberer anerkannte seinerseits die legitime Reichsautorität; er bekannte sich als Untertan des Kaisers, aber er richtete sich nichtsdestoweniger als Gebieter im Lande ein, dessen Drittel er seinen tapfern Kriegern zum Eigentume gab. Auch er nahm seinen Sitz in Ravenna und beschloß von hier aus Rom, Italien und vielleicht das Abendland in römischen Formen zu regieren. Nur dies war ein Gefahr drohender Umstand, daß sich Theodorich zum arianischen Glauben bekannte. Er hatte ein keze-

risches Volk nach Italien geführt und fand in Rom den schon mächtigen Bischof vor, das anerkannte Haupt der Kirche im Abendlande.

Die Goten richteten sich bleibend in Italien ein, welches jetzt die erste wirkliche Kolonisation eines ganzen Barbarenstammes erfahren hatte und seit dieser Zeit germanische Elemente in seine lateinische Nationalität widerstandslos aufnehmen mußte. Die letzten wie die voraufgegangenen Kriege und Verheerungen hatten den Verfall der einheimischen Bevölkerung gemehrt. In Tuskien und der Ämilia lag alles wüste. Die unglücklichen Lateiner sammelten sich in verödenden Städten, wo die Gesetze Roms, die Munizipalformen, die alte Kultur in ihren Trümmern fortdauerten und die lateinischen Bischöfe durch den Organismus der Kirche noch allein ein immer schwächeres nationales Bewußtsein aufrecht hielten. Auch die Stadt Rom war tief herabgekommen, aber doch von der Kriegsfurie verschont geblieben. Anteillos an dem großen Kampfe, welcher das Schicksal Italiens entschied, indem er dieses Land fortan in die Gewalt der Germanen gab, war das römische Volk nur mit den Angelegenheiten der Kirche beschäftigt und gewöhnte sich in ihnen für das verschwundene politische Leben Ersatz zu finden.

Theodorich, ein Fremdling wie Odoaker, hatte sich durch seine weise Regierung bereits die Achtung, wenn auch nicht die Liebe der Römer erworben; seine Gerechtigkeit, noch mehr seine Nachgiebigkeit gegen die römischen Formen des Staatswesens gewannen ihm das Volk; auch war die Herrschaft der Germanen in Italien durch lange Gewöhnung schon zur Tatsache geworden.

Der Gotenkönig tastete keine der bestehenden Einrichtungen der römischen Republik an, er schmeichelte vielmehr dem Volke durch ihre geräuschvolle Anerkennung. Nichts war in der Tat äußerlich am politischen und bürgerlichen Wesen des Römertums verändert worden; jede öffentliche und private Form des Lebens blieb unter Theodorich so gut römisch, wie sie es unter Theodosius oder Honorius

gewesen war. Er selbst legte sich den Gentilnamen der Flavier bei. Mit ganz besonderer Auszeichnung behandelte er den Senat, obwohl diese erlauchten Väter keinen Anteil an der Reichsverwaltung mehr besaßen. Sie wurden nur als Zentrum aller hohen Staatswürden betrachtet, deren Inhaber mit diesen zugleich den Sitz im Senat erhielten. Es waren auch jetzt noch immer die anicischen Familien der Petronii, Probi, Fausti und Paulini, welche die höchsten Staatsämter bekleideten. Man übertrug Senatoren noch Gesandtschaften an den Hof in Konstantinopel, in der Stadt selbst übten sie einen Teil der Kriminalgerichtsbarkeit aus; sie besorgten alle das öffentliche Wohl betreffende Angelegenheiten und hatten endlich eine bedeutende Stimme bei der Wahl des Papsts wie in kirchlichen Angelegenheiten. In den von Cassiodor gesammelten Registern gibt es 17 Schreiben Theodorichs an die Patres Conscripti, in dem offiziellen Stil des Kaisertums, worin der König seine hohe Achtung vor der Würde des Senats und seine Absicht ausspricht, sie zu erhalten und zu mehren. Der Rat der Väter Roms erscheint darin als die ehrwürdigste Ruine der Stadt, welche die Pietät des Barbarenkönigs mit gleicher Sorgfalt zu bewahren suchte wie das Theater des Pompejus oder den Circus Maximus. Wenn er Männer von Verdienst aus seiner Umgebung oder aus den Provinzen zum Patriziat und Konsulat oder zu andern hohen Ämtern ernannte, so empfahl er diese Kandidaten in höflicher Form dem Senat und bat ihn, sie freundlich in seinen Schoß als Kollegen aufzunehmen. Er veränderte auch nichts in der römischen Gesetzgebung. Die Sicherheit seiner Stellung in Italien als Fremdling gebot es, die Militärherrschaft der eingedrungenen Goten mit den Titeln der Republik zu bedecken und den Römern ihre römischen Gesetze zu erhalten. Aber dieses inselartige Leben eines germanischen Stammes mitten unter den Lateinern und den römischen Institutionen brachte ihm selbst unvermeidlichen Untergang; die Unentschiedenheit der Staatsverfassung und die Leblosigkeit politischer Formen, welche künstlich gestützt wie Ruinen stehen blieben, machten auch die bürgerliche Erneuerung Italiens unmöglich; sie nützten nur der aufwachsenden

Kirche, die durch den Zerfall des Staates mächtiger wurde.

Theodorich kam nach Rom im Jahre 500. Der fremde König, welcher jetzt über Italien gebot, stellte sich zum ersten Mal dem römischen Volk in der Hauptstadt dar. Sein Einzug geschah mit kaiserlichen Ehren; römische Schmeichler begrüßten ihn wie einen andern Trajan. Vor der Stadt, sei es an der Aniobrücke oder am Fuße des Mons Marius, empfingen ihn Senat und Volk, und an der Spitze der Geistlichkeit der Papst. Der arianische König begab sich aus Rücksichten der Klugheit sofort nach der Basilika des S. Peter und verrichtete daselbst „mit großer Andacht und wie ein Katholik" sein Gebet am Apostelgrabe, dann erst zog er im Triumphgepränge über die Hadrianische Brücke in Rom ein. So zogen die germanischen Nachfolger Theodorichs, welche in später Zeit den Kaisertitel trugen, während des ganzen Mittelalters zuerst zum S. Peter, wenn sie in Rom erschienen, und es ist merkwürdig genug, daß dieses Ritual des kaiserlichen Empfanges schon 300 Jahre vor Karl dem Großen bestand.

Der gotische König nahm seine Residenz in der öde gewordenen Kaiserburg des Palatin. Er erfreute sodann die Römer durch das lange Zeit vermißte Schauspiel, ihren Herrscher in der Kurie auftreten zu sehen, wo der edle Boetius die Lobrede auf ihn hielt; denn im „Senatus", jenem Gebäude, welches Domitian am Severusbogen und nahe bei dem Janus Geminus erbaut hatte, hielt er eine öffentliche Ansprache an das Volk. Theodorich war ein Kriegsheld ohne Literatur und Bildung, nicht einmal des Schreibens kundig. Seine Rede im schlechtesten Latein, welches er eher im Lager als bei den Rhetoren erlernt hatte, wird kurz genug gewesen sein. Vielleicht sprach er sogar nur durch den Mund eines Sekretärs. Er erklärte den Römern, daß er alle früheren Verordnungen der Kaiser aufrecht halten wolle; zum Zeugnis dessen sollten seine Verordnungen in eherne Tafeln eingegraben werden.

Unter der Beifall schreienden Menge dieser schon tief herabgekommenen Römer, welche am Fuße des geplünder-

ten Kapitols, an den verstümmelten Standbildern ihrer Ahnen und in der Nähe der Rostren der Staatsrede eines Barbarenkönigs zuhörten, und mit deren Togen sich die Kapuzen zahlreicher Mönche und Priester mischten, befand sich damals ein afrikanischer Abt Fulgentius, ein Flüchtling vandalischer Verfolgungen, der von Sizilien nach Rom gekommen war. Sein alter Biograph erzählt davon und versichert, daß Stadt, Senat und Volk durch die Anwesenheit des Königs zu hohem Jubel hingerissen worden seien. Als der fromme Fulgentius (dies sind die Worte des Lebensbeschreibers) die edle Haltung und den in ihrer Rangordnung entfalteten Glanz der römischen Kurie betrachtete und das Beifallsgeschrei eines freien Volkes vernahm, da ward es ihm plötzlich klar, wie herrlich der Pomp dieser Welt sei. Der arme Flüchtling richtete jedoch, über sich selbst erschreckend, seine Blicke von der weltlichen Pracht Roms gen Himmel, und überraschte einen Schwarm umstehender Römer mit dem plötzlichen Ausruf: „Wie schön muß nicht das himmliche Jerusalem sein, wenn schon das irdische Rom in solcher Herrlichkeit erstrahlt!" Dieser naive Ausdruck der Begeisterung eines fremden Abts kann immerhin beweisen, welchen überwältigenden Eindruck die altersgraue, schon in Trümmer gehende, aber noch in ihrem ganzen Wesen antike Roma selbst noch zu jener Zeit auf das Gemüt der Menschen machte.

Die unschätzbare Sammlung der Reskripte Theodorichs aus der Feder Cassiodors belehrt uns sowohl über den damaligen Zustand Roms als über die lebhafte Fürsorge des Gotenkönigs um die Erhaltung der Stadt, die zu beherrschen er würdiger war als viele Kaiser vor ihm. Jene Edikte in der überladenen Sprache seines Ministers sind ein Gemisch von pomphaftem Kanzleistil und pedantischer Redseligkeit, und die Bewunderung der alten Monumente, wie das Bemühen, durch gelehrte Kenntnisse über Ursprung und Zweck der einzelnen Gebäude die barbarische Herkunft des Herrschers zu verbergen, endlich der häufige Begriff „Antiquität" verraten nur zu sehr, daß die Zeit der Barbarei wirklich angebrochen war. Die enthusiastische Liebe Cassiodors zu seiner Vaterstadt spricht aber auch in Akzen-

ten des tiefen Schmerzes des Römers, welcher die Herrlichkeit des Altertums unrettbar verfallen sieht und von ihr den Abschied nimmt. Er sah das barbarische Zeitalter unabwendbar nahen. Er hielt dasselbe durch sein Talent noch für wenige Jahre auf, indem er Theodorichs Ratgeber war. Diese beiden Männer, der Römer und der Germane, der letzte Senator und der erste gotische König Italiens, der Repräsentant der antiken Kultur und der lernbegierige nordische Barbar bieten in ihrem Verein ein höchst anziehendes Schauspiel dar, aus welchem ein prophetisches Licht auf die erst nach einigen Jahrhunderten folgende Verbindung Italiens und Deutschlands, wie auf das ganze germanisch-römische Mittelalter zu fallen scheint.

Nachdem wir die Geschichte der bisherigen Plünderungen Roms durch die germanischen Eroberer vorurteilslos geprüft haben, kann es uns nicht befremden, wenn wir noch im Jahre 500 alle jene berühmten Bauwerke der alten Stadt erhalten finden, welche der Kaiser Honorius im Jahre 403 betrachtet hatte. Nur die große Menge der marmornen und ehernen Standbilder, die selbst damals noch die öffentlichen Plätze schmückten, darf uns in Erstaunen setzen. Denn Cassiodor spricht geradezu von einem sehr zahlreichen Volk der Bildsäulen und von einer übergroßen Herde von Rossen, das heißt Reiterstatuen. Weder der Abscheu der Christen vor den heidnischen Götterbildern, noch der Raub Konstantins, noch die Plünderung durch die Westgoten, Vandalen und Söldner Ricimers hatten den unermeßlichen Schatz römischer Kunstwerke zu leeren vermocht. Waren ihrer auch nicht mehr so viele, daß ihre Zahl nach der übertriebenen Ansicht Cassiodors wie vor Zeiten jener der Bewohner gleichkam, so mußte doch immer die Menge der vorhandenen kaum zählbar sein. Eine eigene Behörde hatte die Bildsäulen zu überwachen. Denn Theodorich oder sein Minister fand zu der Klage Grund, daß der Schmuck Roms in so entarteter Zeit nicht mehr dem Schutze des Schönheitsgefühls, sondern nur dem der Straßenwächter

anvertraut werden konnte. Diese Vigiles waren dazu bestimmt, die Stadt bei Nacht zu durchstreifen, um die Räuber von Bildsäulen, welche man nicht mehr nach dem Werte der Kunst, sondern nach dem des Metalles schätzte, abzuschrecken oder festzunehmen, und man fand einen Trost darin, daß die ehernen Statuen durch ihren Klang das Brecheisen des Diebes selber zu verraten imstande seien. „Denn die Bildsäulen sind nicht gänzlich stumm, weil sie doch durch ihren Glockenklang die Wächter warnen, sobald sie von den Schlägen der Diebe getroffen werden."

Theodorich hatte das wehrlose Volk von Erz und Marmor in seinen besonderen Schutz genommen, und er erstreckte diesen auf alle Provinzen außer Rom. Das beweist sein Edikt wegen des Raubes einer bronzenen Statue in Como, worin er einen Preis von hundert Goldstücken auf ihre Wiederauffindung und die Entdeckung des Täters setzte. Aber die Barbarei der Römer war schon so groß geworden, daß die Edikte des Gotenkönigs ihre Habgier nicht mehr zügeln konnten. Er klagte wiederholt über den Schimpf, welchen sie ihren Vorfahren antaten, indem sie die schönen Werke schmählich verstümmelten; denn die habgierigen Römer fuhren fort, ehernen Statuen, wenn sie dieselben nicht ganz entführen konnten, wenigstens die Glieder abzuschlagen und aus dem Gefüge der Marmor- und Travertinquadern an Theatern und Thermen die metallenen Klammern abzureißen. Die späteren Enkel dieser Räuber betrachteten am Ende des Mittelalters mit Verwunderung die dadurch entstandenen Löcher in den Mauern der Ruinen, und setzten sie in dreister Unwissenheit auf Rechnung derselben Goten, welche die Zierden ihrer Stadt mit Liebe gepflegt hatten.

Es gibt hundert Stellen in den Reskripten des Gotenkönigs, die seine aufrichtige Ehrfurcht gegen Rom beweisen, die Stadt, „welche niemanden undankbar, da sie keinem fremd sei, die fruchtbare Mutter der Beredsamkeit, der unermeßliche Tempel aller Tugenden, und welche alle gepriesenen Wunder der Welt in sich selber zusammenfasse, so daß in Wahrheit gesagt werden könne, ganz Rom sei ein einziges Wunder." Diese Pracht des Alter-

tums zu bewahren und würdige Bauten ihr zuzugesellen, erklärte Theodorich als seine Pflicht, obwohl er niemals den Plan faßte, seine Residenz in Rom aufzuschlagen. Nach dem Vorgange früherer Kaiser warf er für Restaurationen feste Einkünfte aus; für die Wiederherstellung der Stadtmauern bestimmte er die jährliche Abgabe von 25000 Ziegeln aus der Ziegelfabrik des Staats und die Einnahme der Zölle der lukrinischen Häfen; mit Strenge hielt er darauf, daß die angewiesenen Gelder zu dem vorgeschriebenen Zweck verwendet wurden. Den nötigen Kalk beschaffte ein dazu bestellter Beamter, und indem die fluchwürdige Zerstörung von Tempeln oder Bildsäulen, um daraus Kalk zu brennen, bei Strafe untersagt blieb, durften nur solche Marmorblöcke zum Notbedarf verwendet werden, welche als nutzlose Trümmer schon am Boden lagen.

Die gleiche Sorgfalt erstreckte sich auf die Kloaken Roms, diese bewundernswerten Kanäle der Stadt, die „gleichsam in gewölbten Bergen eingeschlossen, durch ungeheure Teiche abflossen; und aus ihnen kann allein, so ruft der Minister Theodorichs aus, o einziges Rom, begriffen werden, welcher Art deine Größe sei. Denn welche Stadt darf deine Gipfel zu erreichen wagen, wenn nicht einmal deine unterirdischen Tiefen ihresgleichen finden.“

Die riesigen Aquädukte fanden nicht minder sorgfältige Beachtung. Alter und Vernachlässigung hatten diese ummauerten Wanderstraßen heller Flüsse mit Gestrüpp umzogen, aber die alten Wasserleitungen durchrauschten noch immer die öde Campagna Roms und versorgten die Thermen und Brunnen der Stadt. Cassiodorus beschreibt sie mit hochtönenden Worten:

„In den Wasserleitungen Roms ist sowohl der Bau bewundernswürdig als die Güte des Wassers einzig. Weil dorthin Flüsse wie auf gebauten Bergen geführt werden, möchte man die steinernen Kanäle für natürliche Flußbetten halten, da sie doch die große Wassergewalt so vieler Jahrhunderte zu ertragen vermochten. Die ausgehöhlten Berge stürzen meistens ein, die Kanäle der Flüsse verfallen, doch diese Werke der Alten bestehen, wenn ihnen die Sorgfalt zu Hilfe kommt. Beachten wir, welchen

Schmuck die Fülle des Wassers der Stadt Rom verleiht; und außerdem, was wäre die Schönheit der Thermen ohne die Güte des Wassers? Es rauscht die Aqua Virgo rein und wonnig daher, und sie verdient ihren Namen durch ihre Unbeflecktheit. Denn während sich andere Aquädukte infolge des heftigen Regens mit Erde versetzen, scheint uns diese mit ihrer lauter fortgleitenden Welle einen immer heiteren Himmel vorzuspiegeln. Wer kann ferner davon passende Erklärung geben, wie die Claudia durch einen ungeheuern Aquädukt so zur Stirn des Aventin geleitet sei, daß sie von der Höhe herabfallend den hohen Gipfel wie ein tiefes Tal zu bewässern scheint." Und Cassiodorus zieht endlich den kühnen Schluß, daß der Nil Ägyptens selber durch die römische Claudia überwunden sei. Diese Wasserleitungen waren auch während der Herrschaft Theodorichs noch immer einem eigenen Beamten anvertraut, dem Comes Formarum urbis oder Grafen der Aquädukte der Stadt, welcher eine zahlreiche Körperschaft von Aufsehern beschäftigte.

Indes begannen schon manche Gebäude aus den Fugen zu weichen und dem Druck ihrer Schwere zu erliegen, wie namentlich das Theater des Pompejus, jener berühmte Prachtbau, welcher um seiner Größe willen schon lange schlechtweg Theatrum oder Theatrum Romanum genannt wurde. Unter Honorius war dasselbe innerlich und äußerlich hergestellt worden. Theodorich fand es wieder verfallen und übertrug seine Herstellung dem ausgezeichnetsten der Senatoren, dem Patrizier Symmachus, welcher sich durch einige glänzende Neubauten in den Vorstädten in des Königs Augen ein nicht geringes Verdienst erworben hatte. Es ist bei Gelegenheit dieses Theaters, daß Cassiodorus ausruft: „Was lösest du nicht auf, o Alter, da du so Gewaltiges zu erschüttern vermochtest!" Es schien, so sagt er, daß eher die Berge auseinanderbrechen als dieser Koloß, der so ganz aus Stein gebaut war, daß er abgesehen von den Zutaten der Kunst selber ein natürlicher Fels zu sein schien. Er preist nun die gewölbten Galerien, die, mit unsichtbaren Verbindungen zusammenpassend, als Grotten eines Berges sich darstellten; er spricht im Namen Theodorichs von dem Ursprunge des Theaters

überhaupt und aller dramatischen Gattungen wie ein Archäologe von heute, und nachdem er in seiner antiquarischen Begeisterung behauptet hat, Pompejus habe eher von diesem Bau als von seinen Taten den Namen des Großen erhalten, trägt er dem edlen Symmachus auf, das wankende Theater durch Strebepfeiler und sonst nötige Reparaturen zu stützen, und er weist ihn wegen der Kosten auf das königliche Kubikulum an.

Weniger Einzelheiten bemerkt Cassiodor von dem Zustande anderer Gebäude des alten Rom, und nur einige werden in den Reskripten durch namentliche Nennung ausgezeichnet, wie der Palast der Pincier, welcher bereits sehr schadhaft geworden sein mußte, weil Theodorich, wider sein eigenes Verbot, Marmorblöcke oder Säulen von ihm nach Ravenna zu schaffen befahl, wo er seinen königlichen Palast baute. Indes wir werden Belisar noch in ihm wohnen sehn. Der von den Vandalen ausgeplünderte Cäsarenpalast diente dagegen noch Theodorich selbst zur Residenz, als er in Rom war, aber dieses gigantische Kaiserschloß, in dessen Marmorhallen einst die Gebieter des Reichs die Welt verpraßt, geknechtet oder weise regiert hatten, war schon längst ausgestorben und leer und begann bereits an seiner eigenen Größe unterzugehn. Für die Restauration des Palatium zusammen mit der Erneuerung der Mauern hatte Theodorich jährlich 200 Pfund Gold aus der Weinsteuer ausgesetzt.

Vor allen Monumenten herrlich und, als nach und nach die Bauwerke Roms verfielen, noch im Mittelalter das prächtigste Denkmal der Stadt, stand das Forum Trajans da. „Das Forum Trajans", so ruft Cassiodorus begeistert aus, „ist ein Mirakel, mag man es noch so lange betrachten, und wer zum erhabenen Kapitol hinansteigt, sieht ein Werk, welches über das menschliche Genie erhaben ist." Diese merkwürdige Stelle beweist, daß sich trotz der vandalischen Plünderung sowohl jenes Forum als sogar noch das Kapitol in seiner Pracht erhalten hatten. Denn lagen beide in Ruinen, wie würde dann Cassiodor in solcher Weise von ihnen geredet haben? Aber er sagt kein Wort von der Verlassenheit des Tempels des kapitolischen Jupiter, dessen Dach die Vandalen

beraubt hatten, und wo nun durch die nackt emporstarrenden Gebälke die Sonne in grauenvoll wüste Räume schien.

Länger verweilte Cassiodor beim Amphitheater des Titus und beim Zirkus Maximus. Denn diese weltberühmten Theater für die beliebtesten Spiele der Römer fuhren noch unter der Herrschaft der Goten fort, das Volk zum Schauspiel des Ringerkampfes, der Tierjagd und der Wagenrennen zu versammeln. Die dramatischen Vergnügungen der Römer, selbst in der Blütezeit ihres politischen Lebens unfähig sich zum Adel der griechischen Bühne zu erheben, waren in der Epoche des Verfalls zur gemeinen Zote herabgesunken. Die Histrionen oder Schauspieler huldigten dem brutalen Geschmacke des Volks, und zu ihnen wurden selbst die Wagenlenker gezählt. Im Odeum des Domitian von mehr als zehntausend Sitzplätzen, vielleicht noch in den Theatern des Balbus, Marcellus und Pompejus bestürmten Sänger, Orgelspieler oder Tänzerinnen die Sinne der Römer, und die rezitierte Komödie oder Mime unterhielt die Üppigkeit durch die unsittlichsten Reden, während die Pantomime mit Chorgesang in stummer Gestikulation durch zügellose Darstellung obszöner Dinge sie noch überbot. Die Klagen Salvians über die Ausartung solcher Schauspiele in allem sind nicht übertrieben. In den Theatern, so sagte dieser Bischof, werden so schändliche Dinge vorgestellt, daß die Scham unvermögend ist, sie nur beim Namen zu nennen, geschweige denn zu erklären: da wird die Seele durch die Begier der Wollust, das Auge durch den Anblick, das Ohr durch das Wort zu gleicher Zeit befleckt, und für die Nachahmungen der Unzucht, für die schändlichen Bewegungen und Gestikulationen fehlt jeder Ausdruck. Man hat an Szenen zu denken, wie sie das berüchtigte Spiel Majuma darbot. In Rom hatte es dem Eifer der Bischöfe einen langen Kampf gekostet, ehe sie die lächerlichen Feste des Lupercal beseitigten, aber ihr großer Einfluß auf die öffentlichen Sitten reichte nicht hin, die schändlichen Schauspiele zu verbannen, gegen welche die Kirchenväter schon drei-

hundert Jahre lang als gegen Werke des Teufels gepredigt hatten. Auch die Gesetze der byzantinischen Kaiser, unter denen noch Anastasius I. im Jahre 494 die unzüchtigen Komödien verbot, fruchteten nichts. Selbst Theodorich vermochte nur zu klagen, daß die Mime zu einer Lächerlichkeit herabgesunken, die feine Grazie des Vergnügens der Alten von dem entarteten Enkelgeschlecht in das gemeine Laster herabgezogen sei und die wohlanständige Erheiterung in den Kitzel körperlicher Wollust sich verkehrt habe. Das römische Volk konnte sie nicht missen; seine allerletzte Leidenschaft war das Vergnügen; es wollte lachend sterben.

Die unzüchtige Roheit der Vergnügungen verdammend, sah sich der König gezwungen, die Römer mit ihnen zu unterhalten, weil sie eher den letzten Rest ihrer nationalen Selbständigkeit würden hingegeben als dem Spiele entsagt haben. Bei jeder feierlichen Gelegenheit, zumal beim Amtsantritt des Konsuls oder anderer hoher Staatsbeamten, wurden noch immer öffentliche Lustbarkeiten veranstaltet; und die wenigen Geschichtschreiber jener Epoche haben nicht versäumt, wie ein wichtiges Ereignis aufzuzeichnen, daß Theodorich während seiner Anwesenheit in Rom dem Volke Spiele im Amphitheater und im Zirkus zum besten gab. Denn nur diese beiden Schauplätze werden noch als im Gebrauch erwähnt, während den Zirkus Flaminius und den des Maxentius schon tiefes Schweigen bedeckt.

Das Amphitheater des Titus bestand damals im ganzen unversehrt; aber es hatte im Jahre 422 wahrscheinlich durch ein großes Erdbeben gelitten, welches viele Monumente Roms beschädigte. Denn unter Valentinian III. mußte es restauriert werden, wovon eine Inschrift Kunde gibt. Restaurationen wurden sogar noch zwischen 467 und 472 gemacht. Das Kolosseum scheint sodann am Anfange des 6. Jahrhunderts durch ein zweites Erdbeben beschädigt worden zu sein, infolgedessen es der Stadtpräfekt Decius Marius Venantius Basilius im Jahre 508 unter der Regierung Theodorichs herstellte.

Die Verarmung der Staatskassen und des Senats, endlich die christlich gewordene Moral der Zeit erlaubten

weder mehr die imposanten noch die grausamen Schauspiele des alten Rom. Die Gefechte der Gladiatoren waren seit Honorius von der Arena verschwunden. Jedoch entbehrte der an Blut gewöhnte Sinn der Römer nicht ganz des angenehmen Schauspiels von Menschen, die kümmerlich besoldet wurden, um vor den Augen des Publikums sich zerfleischen zu lassen und mit römischem Anstande zu sterben. Dies waren die Venatores oder Tierjäger, welche mit den Ringkämpfern abwechselnd die Arena belebten. Bisweilen erinnerten diese Tierspiele sogar durch größeren Aufwand noch an die vergangene Zeit, so im Jahre 519, wo Eutharich, der Schwiegersohn Theodorichs, nach seinem festlichen Einzuge in Rom den Antritt seines Konsulats durch reiche Geldgeschenke und durch Spiele im Amphitheater feierte, wozu Afrika, wie in alten Zeiten, Tiere gesendet hatte, deren fremde Gestalt, so sagt Cassiodor in seiner Chronik, die Gegenwart anstaunte. Er beschreibt die Künste der Jäger, wie sie vor alters nicht anders geübt wurden; er schildert den Arenarius, der an einer hölzernen Lanze über den anrennenden Bären oder Löwen hinwegspringt, den Bestien auf Knien und Bauch entgegenkriecht oder in hölzerner Rollmaschine ihnen entgegenschwebt, oder in einem Gehäuse von dünnem und nachgiebigem Rohr sich dem Igel gleich verschanzt hält. Er begleitet diese Schilderungen als Christ mit einer humanen Klage über das Schicksal jener Menschen, welche im Munde eines Ministers selbst zur Zeit Hadrians und der Antonine lächerlich und unerhört gewesen wäre. Wenn die besalbten Ringkämpfer, so sagt er, oder die Orgelspieler oder die Sängerinnen Ansprüche auf die Freigebigkeit der Konsuln haben, um wieviel mehr verdient sie nicht der Venator, der sein Leben für den Beifall der Zuschauer dahingibt. Mit seinem Blut unterhält er die Lust, und er bemüht sich, mit seinem unheilvollen Geschick das Volk zu ergötzen, welches sein Entrinnen nicht wünscht. Verabscheuungswürdiges Schauspiel, unseliger Kampf, mit wilden Tieren zu streiten, die er durch Kraft zu bewältigen nicht hoffen darf! Und am Schlusse: Wehe um die beklagenswerte Verblendung der Welt! Wenn es irgend Einsicht in das Rechte gäbe,

4*

so würden ebensoviel Reichtümer zugunsten des Lebens der Menschen verwendet werden müssen, als man jetzt sie zu töten vergeudet! — Ein edler Seufzer, welchen auch noch heute jeder Minister militärischer Staaten von nur einigem wohlwollenden Verstande dem Cassiodor nachzusprechen gezwungen ist.

Mit weniger Unwillen sträubte sich die Menschlichkeit Theodorichs gegen die althergebrachten zirzensischen Spiele, die nur durch die wahnsinnige Parteileidenschaft des Volkes zu blutigen Auftritten Veranlassung gaben. An dem römischen Zirkus war jahrhundertelang gebaut worden; Trajan hatte ihn nach dem neronischen Brande vollendet und Konstantius mit seinem letzten Schmucke geziert, mit jenem großen ägyptischen Obelisk, der seinen von Augustus aufgerichteten Nachbar noch um vierzig Palm überragte. Beide dauern noch heute in Rom, aber die einst nahe zusammen auf der Spina des Zirkus standen, hat der Zufall weit voneinander getrennt; denn jener steht vor dem Lateran, dieser auf dem Platz del Popolo. Es erregt die lebhafteste Teilnahme, das Wunderwerk römischer Größe noch zum letztenmal in seiner unzerstörten Herrlichkeit preisen zu hören, wie es Cassiodor mit vielen allegorischen Erklärungen getan hat. Das verdünnte Volk Roms füllte die elliptischen Stockwerke lange nicht mehr aus, denn 150000 oder 200000 Sitzplätze konnten von den Bürgern jener Zeit nicht besetzt werden. Als Trajan dort seine Spiele gab, als der Riesenbau für die Bedürfnisse der Stadt nicht einmal hinreichte, würde kein Römer geglaubt haben, daß einst eine Zeit kommen werde, wo der Zirkus für die gesamte Bevölkerung Roms zu groß geworden war, ja wo das ganze Volk dieser Stadt auf dem vierten Teil der Sitzreihen sich bequem niederlassen konnte. Wohl waren um das Jahr 500 manche Marmorsitze bereits im Verfall, manche Teile des Portikus beschädigt, die Läden und Kaufgewölbe draußen verlassen; und von den Statuen, die einst Septimus Severus dort aufgestellt, hatten die Vandalen wahrscheinlich viele fortgeschleppt, und andere standen verstümmelt in den Nischen. Der Zirkus war alt und verwittert, und der ganze gigantische Bau, durch den Gebrauch von Jahrhunderten abgenutzt, wird in Farbe

und Ansehen überhaupt den Charakter des Greisentums gehabt haben, ähnlich den nahen Kaiserpalästen, von denen ihn nur eine Straße trennte. Aber noch war er in völligem Gebrauch; das zwölffache Tor des Einganges, die Spina mit beiden Obelisken, die sieben Spitzsäulen oder Meten, der Euripus oder der um die Arena gezogene Kanal, selbst die Mappa oder das Tuch, womit das Zeichen zum Wettfahren gegeben wurde, die desultores oder equi desultatorii, Kunstreiter, welche zum Beginn der Rennen sich herumtummelten, kurz vieles, was zum Wesen des Zirkus und der Spiele gehörte, wird von Cassiodor erwähnt. Jene Pompa circensis freilich, die sich einst vom Kapitol unter Vortragung der Götter und mit den Opfertieren zum Zirkus bewegte, sah man nicht mehr; das Volk begnügte sich mit viel beschränkterer Lustbarkeit. Aber die Konsuln fuhren fort, bei ihrem Antritt die Spiele regelmäßig zu halten, und wir finden Distichen eines Konsuls, der sich ihrer rühmt.

Es scheint, daß ausgezeichnete Wagenlenker aus dem Hippodrom in Konstantinopel zuzeiten Gastrollen im römischen Zirkus gaben, oder daß sie aus Gründen der Parteizerrüttung nach Rom kamen. Denn im Reskript Cassiodors, welches von den zirzensischen Spielen handelt, wird dazu von dem Wagenlenker Thomas Anlaß genommen, dem ein monatlicher Gehalt ausgesetzt wird, da er, wie der Minister mit einer gewissen Achtung sich ausdrückt, der Erste in seiner Kunst sei und sein Vaterland aufgegeben habe, um den Sitz des westlichen Reichs zu begünstigen. Wie in Byzanz herrschte auch in Rom die Furie der Parteien des Zirkus, der Prasina oder Grünen, und der Veneta oder der Graublauen. Mit diesen Unterschieden wurden die Faktionen bezeichnet, obwohl es ursprünglich vier Zirkusfarben gab, welche Cassiodor nach den Jahreszeiten so erklärt: die Prasina bedeute den grünenden Lenz, den wolkigen Winter die Veneta, die rosenrote den flammenden Sommer, die weiße den bereiften Herbst. Seitdem niedrig gesinnte Kaiser Roms sich selbst zu Wagenlenkern herabgewürdigt und für die Grünen oder Blauen Partei ergriffen hatten, war diese Spaltung des Zirkus geblieben. Das Volk suchte darin Ersatz für die

verlorene Teilnahme am Staatsleben, und seine politischen Meinungen fanden hier einen gewissen tumultuarischen Ausdruck. Wenn auch in Rom nicht so blutige Zirkuskämpfe entstehen konnten, wie sie in Byzanz häufig waren, wo im Jahre 501 mehr als 3000 Menschen bei Anlaß eines Streits der Blauen und der Grünen im Hippodrom niedergehauen wurden, so fehlte es doch auch dort nicht an Händeln. Man muß erstaunen, so sagt Cassiodor, wie mehr als bei allen anderen Spielen die Gemüter von einer sinnlosen und ernsten Wut hingerissen werden. Ein Grüner siegt, gleich trauert ein Teil des Volks; ein Blauer rennt vor, und der größere Teil der Stadt jammert; indem sie nichts gewinnen, wachsen ihre Insulte, indem sie nichts verlieren, fühlen sie sich um so tiefer verletzt, und so sehr beschäftigt sie der nichtige Streit, als gälte es das Wohl des gefährdeten Vaterlands.

Im Jahre 509 kam es im Zirkus zu einem Gefecht: zwei Senatoren, Importunus und Theodorikus, Anhänger der Blauen, griffen die Faktion der Grünen an, und ein Mensch wurde im Tumult erschlagen. Das Volk der Prasina (dies ist der bezeichnende Ausdruck des Reskripts) würde in dem hitzigen Konstantinopel augenblicks Feuer in die Stadt geworfen und sie mit Blut bedeckt haben, aber in Rom wandte es sich mit ruhiger Vernunft hilfesuchend an die Behörden, und Theodorich gebot, die beiden Patrizier vor die ordentlichen Gerichte zu stellen. Er erließ ein strenges Gesetz gegen jede tätliche Beleidigung eines freien Mannes durch Senatoren und eines Senators durch Menschen niedern Standes, und er suchte endlich die Wagenlenker der schwächeren Partei zu schützen. Zugleich ermahnte er die Senatoren, welche das beleidigende Hohngeschrei des Volks aus aristokratischem Hochmut nicht mit Humor ertragen hatten, nicht zu vergessen, an welchem Ort sie sich befänden, „denn im Zirkus suche man nicht Catonen". Und überhaupt gesteht er, daß er im Grunde des Herzens ein Schauspiel verachte, welches alle ernsten Gesinnungen vertreibe, zum albernsten Hader anreize, den Anstand vertilge, welches einst im Altertum eine ehrwürdige Einrichtung, von den zanksüchtigen Nachkommen zu einem Fratzenspiel herabgesetzt sei, und er be-

kennt, daß er die zirzensischen Spiele nur aufrecht halte, weil er dem Dringen des kindischen Volkes nicht widerstehen könne, und weil auch manchmal töricht zu sein die Klugheit gebiete.

Dies war des großmütigen Goten Verhältnis zu den Monumenten Roms und zu den Gebräuchen des Volks, und dies der hohe Sinn seiner Regierung, welche, der menschlichsten Jahrhunderte völlig würdig und seiner Zeit voraneilend, beide gleich ehrte, den König, der ihn hegte, und den Minister, der ihm durch seine Bildung die Richtung und durch sein Talent den Ausdruck gab.

Mit nicht minderer Hingebung sorgte Theodorich für das Wohl der Römer, so viel dies die beschränkten Mittel erlaubten. Denn wir hüten uns, in die zu großen Lobeserhebungen über das goldene Zeitalter unter seiner Regierung einzustimmen. Es war nur golden im Vergleich zu dem Elend der jüngsten Vergangenheit. Die Erschöpfung war groß, und der Wunden gab es viele. Die hergebrachten Austeilungen von Öl und Fleisch wurden erneuert, und alljährlich maßen die Beamten dem hungrigen Pöbel der Stadt die freilich geringe Summe von 120000 Modii Getreide zu, welche die mit den Ernten Kalabriens und Apuliens gefüllten Kornspeicher hergaben. Die Armen in den Hospitälern des S. Peter (und Prokopius bemerkt diese ausdrücklich) erhielten noch eine besondere jährliche Austeilung von 3000 Medimnen Korn.

Die Vorratshäuser am Aventin und die Schweinemärkte (forum suarium) in der Region Via Lata, denen seit alters ein eigener Tribun vorstand, suchte man stets versorgt zu halten. Das Brot war gut und von vollem Gewicht, die Billigkeit der Preise groß. „Es wuchsen,“ so sagt Ennodius in seinem Panegyrikus auf den edeln König, „die öffentlichen Reichtümer mit dem Gewinne der Privaten, und weil der Hof ohne Habsucht ist, so ergießen sich die Quellen des Wohlstandes in jede Richtung.“ Wenn dies auch insofern zu kühne Lobsprüche sein mögen, als die römischen Beamten des Hofs sich

nicht urplötzlich in Heilige verwandeln, noch auch die Goten selbst überall frei von Habsucht sein konnten, so erholte sich doch Rom nach so großen Verheerungen wieder zu einer Blüte des Glücks und der Sicherheit. Die Senatoren erfreuten sich wieder, wie zur Zeit des Augustus und des Titus, ihrer obwohl verfallenden Villen am Golf von Bajä oder in den sabinischen Bergen oder in Lukanien am Adriatischen Meer. Das verringerte Volk, von keiner Furcht vor barbarischen Plünderungen geängstigt, genährt und durch Spiele unterhalten, durch römische Gesetze und Gerechtigkeitspflege geschützt, im Genuß einer gewissen nationalen Selbständigkeit, durfte keine Ironie darin sehen, daß die alte unglückliche Roma noch zum letztenmal den Titel Felix annahm.

Wenn dieser Zustand friedlicher Wohlfahrt (und es gibt keinen alten, weder lateinischen noch griechischen, weder freundlichen noch feindlichen Schriftsteller, der ihn nicht als eine Segnung Theodorichs gepriesen hätte) in der Stadt getrübt wurde, so geschah dies nicht durch Schuld der aufgeklärten Regierung, sondern allein durch den kirchlichen Fanatismus. Der Arianer Theodorich hatte die römische Kirche bis gegen das Ende seiner Regierung mit vollkommener Achtung behandelt, und nicht einmal der Haß konnte ihm nachsagen, daß er auch nur einen Katholiken zum Übertritt gezwungen, nur einen Bischof je verfolgt habe.

Unter dem römischen Bischof Johannes I., einem Toskaner, trübte sich das gute Verhältnis Theodorichs zur katholischen Kirche. Im Jahre 523 erließ der Kaiser Justinus ein Verfolgungsedikt gegen die Arianer im ganzen Reich, deren Kirchen er dem katholischen Kultus zurückzugeben befahl. Diese gewaltsame Maßregel hing mit dem Plane zusammen, die Stellung des mächtigen Königs in Italien durch den offenen Zwiespalt des Glaubens zu erschüttern, und vielleicht sann Justinian, der gebietende Neffe und erklärte Thronfolger Justins, schon auf die Vertreibung der Goten und die Wiederherstellung der kaiserlichen Herrschaft im Abend-

lande. Die lateinische Nationalität wurde durch griechische Einflüsse und die römische Geistlichkeit heftiger als je gegen diese nordischen Fremdlinge aufgeregt, welche sich zu Herren Italiens gemacht hatten, ohne ihrer arianischen Ketzerei zu entsagen. Im Senat und Klerus gab es eine byzantinische Partei, und Theodorich begann Undank und Verrat in der Stadt zu argwöhnen, die er mit Wohltaten überhäuft hatte. Seinen Unwillen über das Edikt Justins steigerte das Bewußtsein der vollkommenen Duldung, die er dem katholischen Glauben geschenkt hatte. Er erklärte jetzt, daß er die Verfolgung der Arianer im Orient durch die Unterdrückung des katholischen Kultus in Italien rächen werde. Als Warnung oder verdiente Strafe eines fanatischen Auftritts von seiten der Römischen, ließ er in Verona ein Oratorium auf den Boden werfen, und verbot zugleich allen Italienern das Tragen von Waffen. Der unglückliche König machte jetzt die Erfahrung, daß auch der weiseste und menschlichste Fürst das Herz des Volkes nicht gewinnen kann, wenn er von diesem durch den Gegensatz des Stammes, der Sitten und der Religion getrennt ist. Nach einer fast dreiunddreißigjährigen Regierung, während welcher er das absterbende Italien mit Segnungen des Friedens überschüttet hatte, fand er sich als Fremder unter Fremden und Feinden wieder, und die Selbsterhaltung nötigte ihn zu tyrannischen Maßregeln.

Es folgte der tragische Sturz zweier erlauchter Senatoren, des Boetius und des Symmachus, deren Schatten den Ruhm des edeln Gotenkönigs verdunkeln. Man kann die Notwendigkeit ihrer Hinrichtung aus Staatsgründen beweisen, wie das manche Geschichtschreiber getan haben; aber ein Mann wie Boetius, das weltberühmte „Trostbuch der Philosophie" in der Hand, ist ein zu gewichtiger Ankläger, und seine Todesart wird für jedes, auch das dunkelste Zeitalter zu barbarisch gefunden werden.

Beide Römer (Boetius wurde im Jahre 524, Symmachus im folgenden hingerichtet) fielen als Opfer des wohl begründeten Mißtrauens Theodorichs gegen den römischen Senat. Schuldlos waren sie vor dem Richterstuhl ihres Herrschers nicht, aber was vor dem Tribunal

der Könige als Verbrechen erscheint, verwandelt sich vor dem Urteilsspruch der Völker häufig in eine Tugend. Es würde kaum den Ruhm des Senators, sicherlich nicht den des Philosophen Boetius mehren, könnte ihm sein Hochverrat aus römischer Vaterlandsliebe nachgewiesen werden. Anicius Manlius Torquatus Severinus Boetius vereinigte in sich die Namen der berühmtesten Geschlechter Roms, und in einer schon geistlos werdenden Zeit so viele Talente, daß sie hinreichten, über Rom noch einen Nachglanz der Philosophie zu verbreiten, als diese antike Muse (sie erschien einem Römer zum letztenmal in einer würdigen halbgriechischen Gestalt), bereits von den Untersuchungen der christlichen Theologen über die Wesengleichheit oder Ähnlichkeit des Vaters und des Sohnes, und die Vermischung der Naturen angeekelt, von der Erde Abschied genommen hatte. Boetius hatte zwar nicht in Athen studiert, der damals letzten Stätte der neuplatonischen Philosophie in Griechenland, aber seine Beschäftigung mit den Lehren des Plato und Aristoteles knüpfte seinen Geist wie die Abkunft seinen Namen an das unrettbar schwindende Altertum. Die Würden, die er im Staat erlangt hatte, da er im Jahre 510 Konsul gewesen war, während zwölf Jahre später seine beiden jungen Söhne Symmachus und Boetius den Konsulat miteinander geführt hatten, konnten leicht sein edles Gemüt mit Unmut über die Gegenwart und mit lebhaften Erinnerungen an die vergangene Größe Roms erfüllen. Er selbst läßt sich von seiner Trösterin den Spiegel vorhalten, das Bild seiner konsularischen Ehren darin zu betrachten: er sieht den feierlichen Zug der Senatoren und des Volkes, welche seine Söhne aus dem anizischen Palast zur Kurie geleiten, wo sie auf den kurulischen Sesseln Platz nehmen, während er die übliche, vom Beifall unterbrochene Lobrede auf den König hält: und endlich feiert er die Erinnerung seines schönsten Tages, als er im Zirkus mitten zwischen beiden Konsuln, seinen Söhnen, sich erblickt, wie er dem Volk die Triumphalgeschenke verteilt. Der Römer Boetius hielt die Wiederkehr der hingeschwundenen Herrlichkeit Roms noch für möglich, wenn er auch selbst ein Mann des Studiums, nicht der Tat war. Fünfhundert oder acht-

hundert Jahre nach dem Falle des Römischen Reiches mag der Traum von dessen Wiederherstellung auf den Schutthaufen der antiken Stadt als Wahnsinn erscheinen, aber im Jahre 524, fünfzig Jahre nach dessen Ausgange, war ein solcher Traum sehr verzeihlich. Doch wird man mit Erstaunen bemerken, daß derselbe Wahn, welcher wie ein Fatum im ganzen langen Mittelalter die Stadt beherrschte, schon zur Zeit des Boetius begonnen hat. Sicherlich verabscheute der klassisch gebildete Römer vom ältesten Adel in seinem Herzen die Goten, wenn er auch die Kraft und Weisheit des Königs bewunderte. Er selbst gebraucht den Namen „Barbar“ mit Geringschätzung, wo er der Philosophie seine Taten im Dienste des Vaterlandes aufzählt und diejenigen Römer namhaft macht, welche er „den Hunden des Palastes“ und der unbestraften Habsucht der „Barbaren“ entrissen habe. Sein stolzer Idealismus überwog das Gefühl der Dankbarkeit für die großen Wohltaten Theodorichs, der in dem Wissen des Boetius die schönste Zierde Roms ehrte, und die Verachtung gegen die ehrlosen Ankläger riß ihn zu Äußerungen der Unklugheit hin.

Als der König argwöhnte, daß derselbe Senat, den er durch Ehren ausgezeichnet hatte, in hochverräterischem Einverständnis mit dem byzantinischen Hofe stehe, schien er auch zu wünschen, sein Argwohn möge sich begründen und ihm zur Strafe das Recht geben. Niedrige Ohrenbläser fanden sich auf der Stelle, ein Opilio, Gaudentius und Basilius. Der König hörte, daß eine Verschwörung des Senats bestehe, oder er wollte die gesamte Kurie des Hochverrats schuldig wissen, weil der Konsular Albinus desselben angeklagt worden war, da er an den Kaiser Justin Briefe sollte geschrieben haben. Boetius, das Haupt des Senats, eilte furchtlos nach Verona, und indem er hier Albinus vor dem Könige verteidigte und für die Unschuld der Senatoren einstand, wurde er selbst beschuldigt, Briefe geschrieben zu haben, in denen er die Freiheit Roms „erhoffte“. Sein gewagtes Wort: „Der Ankläger Cyprianus lügt; wenn Albinus tat, wessen er beschuldigt wird, so taten es ich und der ganze Senat mit ihm eines Sinnes,“ fiel schwer in das Ohr des gereizten Königs. Des Hoch-

verrats angeklagt, wurde Boetius, dem arianischen Herrscher jetzt als orthodox verhaßt, zu Pavia in einen Kerker gesetzt, wo er nichts beseufzte als den Verlust seines römischen, mit Elfenbein und buntem Glase ausgelegten Bibliothekzimmers, und wo er seine Apologie, die leider verloren ging, und sein Trostbuch der Philosophie verfaßte. Sein Prozeß war tumultuarisch, oder ohne jegliche Anwendung gesetzlicher Formen, denn der Angeklagte wurde nicht zur Verteidigung gelassen, sondern von dem Könige und dem furchtsamen Senat schnell zum Tode verurteilt. Dieses despotische Verfahren ist es, von dessen Vorwurf Theodorich nicht gereinigt werden kann. Das Schicksal seines Schwiegersohnes teilte bald darauf der edelste der Senatoren, der hochbetagte Konsular Q. Aurelius Symmachus, welcher mit verzweifeltem Schmerz um Boetius im Palast zu Ravenna den Henkertod erlitt. Das Urteil aller alten Schriftsteller stimmt darin überein, daß die Beschuldigungen und die Zeugenaussagen gegen Boetius falsch gewesen sind und daß Theodorich eine rechtlose Gewalttat vollziehen ließ. Die Akten des Prozesses fehlen; kein einziges Reskript in dieser Sache findet sich beim Cassiodor, dem unglücklichen Minister, der seine Mitbürger nicht zu retten vermochte oder wagte, und zugleich die Ideen der Nationalpartei verwerfen mußte, weil er den völligen Untergang der politischen Kraft unter den Römern zu klar erkannte. Die Stimmung des Senats selbst gegen Theodorich tritt im Buche des Boetius deutlich genug hervor. Die tatsächliche Lage der Dinge aber streitet nicht gegen die Annahme, eine geheime Unterhandlung mit dem byzantinischen Hofe sei schon damals wirklich im Gange gewesen.

Mit jenen beiden Männern entschwand die Philosophie, die in ihrem letzten Auftreten noch an Cicero und Seneca erinnerte, für alle Zeit aus dem christlichen Rom. Ihr Abschied von den Römern ist mit der Vision eines edeln Aniciers verbunden, den die Mißverhältnisse der Zeit zwangen, für den Schatten des Senats zu sterben, welchem das Scheinbild der römischen Virtus zum letztenmal erschienen war.

Auch der römische Bischof sollte jetzt unter der Wucht

des königlichen Zornes erliegen. Johannes, von Rom nach Ravenna berufen, mußte sich in Begleitung von einigen Geistlichen und vier Senatoren, Theodorus, Importunatus und zweien Agapitus, nach Konstantinopel einschiffen, um vom Kaiser die Wiederherstellung der im Osten unterdrückten Arianer zu verlangen. Zweifelnd übernahm der höchste Bischof des Abendlandes die schwierige Gesandtschaft, aber das Volk und der Kaiser Justinus empfingen den ersten Papst, welcher die griechische Hauptstadt betrat, vor deren Mauern nicht als Gesandten des Gotenkönigs, sondern mit geräuschvollen Ehren als Haupt der katholischen Christenheit; sie führten ihn im Triumph nach der Sophienkirche, wo er das Osterfest des Jahres 525 feierte. Er ließ sich scheinbare Zugeständnisse von Justin im Sinne seiner Botschaft geben, aber die wichtigsten Artikel seines Auftrags erfüllte er nicht, denn tat er dies, so war der Zorn des Königs gegen die Heimgekehrten nicht zu begreifen. Als die Gesandten nach Ravenna zurückgekommen waren, wurde Theodorich von solcher Erbitterung erfüllt, daß er sie alle, die Senatoren und den Papst, ins Gefängnis werfen ließ. Hier starb Johann I. schon am 18. Mai 526. Die dankbare Kirche hat ihn mit dem Heiligenschein des Märtyrers geehrt.

Theodorich war jetzt fest entschlossen, der katholischen Kirche keine der früheren Rücksichten mehr zu schenken, sondern seinen königlichen Willen bei der Besetzung des Stuhles Petri allein geltend zu machen. Er bezeichnete dem Senat, dem Klerus und Volke Roms als Kandidaten Fimbrius, den Sohn des Castorius von Benevent, und die erschreckten Römer wählten und konsekrierten ihn als Felix IV. Dieser Akt königlicher Macht, welchen das Buch der Päpste mit absichtlichem Stillschweigen übergeht, war von wichtigen Folgen; denn seither bestanden die Nachfolger Theodorichs auf dem Recht der Bestätigung jedes Papstes.

Das Buch der Päpste behauptet, der Tod Theodorichs sei als göttliches Strafgericht auf jenen des Papstes Johann gefolgt, und ein anderer Bericht läßt ihn an dem Tage sterben, wo das von dem „Juden" Symmachus, einem Rechtsgelehrten des Königs, ausgeschriebene Dekret,

die katholischen Kirchen den Arianern einzuräumen, in Vollzug gesetzt werden sollte. Prokopius erzählt die kindische Sage, daß der König, eines Tages an seiner Tafel durch den aufgesperrten Rachen eines großen Fisches außer sich gebracht, in ihm das Haupt des eben hingerichteten Symmachus zu erblicken gewähnt habe, und dann von plötzlichem Fieber ergriffen, wenige Tage darauf unter Gewissensbissen verschieden sei. Gewiß erschwerten Reue und schmerzliche Gedanken den Tod des großen Fürsten: der Gote Jordanes verhüllt sie nur in Schweigen, wenn er uns das ruhige Bild des weisen Theodorich im Sterben zeigt. „Der König", so berichtet er, „hatte das Greisenalter erreicht und erkannte jetzt, daß er in kurzem von diesem Leben scheiden werde; er rief daher die gotischen Grafen und die Häupter seines Volkes vor sich, setzte den kaum zehnjährigen Knaben Athalarich, den Sohn seiner Tochter Amalasuntha und des verstorbenen Eutharich, zum Herrscher ein, und befahl jenen, wie durch seinen letzten Willen, den König zu hegen, Senat und Volk Roms zu lieben und den griechischen Kaiser sich stets versöhnlich und geneigt zu erhalten." Theodorich starb am 30. August 526. Fanatische Heilige erzählten, daß seine Seele, nackt und gefesselt, von den zornigen Geistern des Papstes Johann und des Patriziers Symmachus durch die Lüfte geführt und in den Krater des Vulkans auf Lipari hinabgestürzt worden sei. Denn das sah mit eigenen Augen ein Anachoret auf jener Insel, und der Papst Gregor scheute sich nicht, diese boshafte Fabel in seine Dialoge aufzunehmen.

In der Heldengestalt Theodorichs erscheint der erste Versuch der Germanen, auf den Trümmern des Reichs jene neue Weltordnung einzurichten, welche sich allmählich aus der Verbindung der nordischen Barbaren mit der römischen Kultur und Nationalität ergeben mußte. Er war der Vorläufer Karls des Großen. Er zuerst zwang die noch flutende Völkerwanderung zum Stillstande. Seine machtvolle Herrschaft erstreckte sich von Italien bis an den Ister, von Illyrien bis nach Gallien,

und sein kühner Plan war, alle deutschen und lateinischen Völkerschaften wie ein Kaiser in einem Lehnreich zu vereinigen. Der Plan war nicht reif; zu einer solchen Einheit des Abendlandes bedurfte es der Mitwirkung der Kirche, welche jene arianischen Germanenstämme noch nicht ihrem eigenen Organismus einverleibt hatte, und es bedurfte dazu auch der Befreiung des Abendlandes von der byzantinischen Reichsgewalt. Die Erinnerung an den Gotenkönig, den edelsten Fremdling, welcher jemals Rom und Italien beherrscht hat, dauert noch heute in vielen Städten fort, die er erneuert und verschönert hatte. Ravenna bewahrt noch sein großes Grabmal mit dem ungeheuren Kuppelmonolith, über dem sich, so sagte man später, die Porphyrurne des Toten erhob. In Pavia und Verona zeigen noch die Lombarden Kastelle Theodorichs, und selbst in dem südlichen Terracina trägt eine Burgruine seinen Namen und preist von ihm eine alte Inschrift, daß er die appische Straße wiederhergestellt und die Pontinischen Sümpfe ausgetrocknet habe. So erwarb sich ein gotischer Herrscher in den Zeiten des Verfalls ein Verdienst, welches Cäsar nicht hatte erlangen können. In Rom selbst, wo ihm der Senat eine goldene Bildsäule und mehrere andere Statuen errichtet hatte, blieb kein Denkmal von ihm übrig; nur das Grabmal Hadrians, nach dessen Muster er sein eigenes Mausoleum in Ravenna erbauen ließ, nannte man einige Jahrhunderte lang „das Haus oder den Kerker des Theodorich"; vielleicht weil dieser König es war, der dasselbe zu einer Burg oder einem Staatsgefängnis benutzt hatte. Das Andenken Theodorichs ist mit der Geschichte der Stadt unzertrennlich verbunden, und diejenigen Römer, welche vergessen, was ihre eigenen Vorfahren in den rohen Zeiten des Mittelalters an den Denkmälern Roms verschuldet haben, mögen sich bei dem Namen der Goten erinnern, daß dem Wohltäter Italiens in einer langen und weisen Regierung auch im besonderen die Erhaltung der Monumente des Altertums für lange Zeit zu verdanken war. Übrigens haben selbst italienische Geschichtschreiber die Tugenden des unsterblichen Gotenkönigs ohne Vorurteil gepriesen.

Die verhältnismäßig glückliche Lage der Römer währte nach dem Tode Theodorichs noch einige Jahre: so lange nämlich, als seine Tochter Amalasuntha, die Witwe des schon im Jahre 522 gestorbenen Eutharich, die Vormundschaft über ihren jungen Sohn Athalarich führte. Für das Gotenvolk selbst war diese Regentschaft ein Unglück und eine der stärksten Ursachen seines Unterganges. Es zeigte sich sofort, daß die Herrschaft der Fremdlinge in Italien nur auf der persönlichen Kraft des Königs beruht hatte, welcher ihr Stifter gewesen war. Prokopius wie Cassiodor haben Amalasuntha das Lob ungewöhnlicher Charakterkraft, staatsmännischer Klugheit, und sogar hoher literarischer Bildung erteilt. Wenn Theodorich von den Römern belächelt wurde, weil er die vier ersten Buchstaben seines Namens nur durch eine für ihn angefertigte Metallplatte mit dem Griffel nachzog und aufkritzelte, so setzte sie das Genie einer Gotin in Erstaunen, welche mit den Griechen griechisch, mit den Lateinern lateinisch redete und mit den Gelehrten über die Philosophen und Dichter des Altertums Gespräche führte. Sie mußten sich bald gestehen, daß der Ruhm der Goten die Erhaltung der Zivilisation sei.

Die Erlasse Cassiodors zeigen, daß Amalasuntha auf jede Weise für das Wohl der Römer besorgt war. Beinahe noch eifriger als unter Theodorich wurden während ihrer Regentschaft die Wissenschaften in Rom gepflegt; die Professoren der liberalen Künste, der Grammatik, „der Lehrerin der Sprache, welche dem Menschengeschlecht den Schmuck verleiht“, der Beredsamkeit und des Rechts wurden durch Besoldungen ermuntert. Rom galt noch immer als die hohe Schule der Studien, so daß Cassiodor sagen konnte: „Andere Gegenden liefern Wein, Balsam und duftige Kräuter, aber Rom spendet die Gabe der Rede, die zu hören unendlich süß ist.“ Wenigstens noch ein Schatten und Rest der einst von den Antoninen hier gestifteten Universität dauerte in der Gotenzeit fort; Jünglinge zogen dorthin, um die Wissenschaften zu studieren. Man ließ die Römer mit Absicht im Ge-

nuß der Künste des Friedens, die Goten im stolzen Gefühle der kriegerischen Mannheit; denn Römer dienten nicht im Heer; in den Städten lagen nur gotische Truppen; nur Goten trugen Waffen. Aber auch unter diesen hatten manche angefangen, die römischen Sitten und das Glück friedlicher Beschäftigung mit den Studien liebzugewinnen, während wiederum manche Römer, sei es aus Schmeichelei gegen die fremden Herren, sei es aus modischer Veränderungssucht, gotische Art und Kleidung zur Schau trugen und selbst die rauhe Heldensprache des Ulfilas nachzustammeln versuchten.

Gleich die erste Regierungshandlung Amalasunthas bezweckte die Versöhnung des durch ihren Vater schwer beleidigten römischen Senats und Volks. Briefe aus der Feder Cassiodors, welcher fortfuhr, dem Enkel Theodorichs als Minister zu dienen, zeigten den Römern den Regierungswechsel in achtungsvoller Form an, und der junge König leistete durch seinen Abgesandten vor Senat und Volk den Eid, die Rechte und Gesetze Roms aufrechtzuerhalten. Dem Senat diesen Geist der Versöhnung durch die Tat zu beweisen, setzte Amalasuntha sofort die Kinder des Boetius und Symmachus in ihr väterliches Erbe wieder ein. Die letzten grausamen Handlungen ihres Vaters beklagend, suchte sie dieselben aus dem Gedächtnisse zu verwischen, indem sie während der ganzen Zeit ihrer Regierung nie einen Römer am Leben oder Vermögen strafte. Wie zur Zeit Theodorichs wurde die senatorische Körperschaft mit Ehren ausgezeichnet, ihre Zahl jedoch durch gotische Helden vermehrt, ohne daß die Enkel der Scipionen sich verletzt zu fühlen schienen, wenn man ihnen sagte: „es sei passend, dem Geschlechte des Romulus Männer des Mars zu Kollegen zu geben.“ Mit ihnen suchte man die gotische Partei im Senat zu verstärken.

Die Ehren der senatorischen Kurie waren nur pomphafter Schein, nicht so die Rechte, welche die gotische Regierung dem Papst zugestand, um das gestörte Verhältnis zu ihm wiederherzustellen. Die Macht dieses Bischofs (er war auch vom Osten schon als Primas der christlichen Kirche anerkannt) wuchs mehr und mehr. Es

war ein Vorteil für seine Stellung, daß auch die gotischen Herrscher in Ravenna residierten, und mehr noch, daß sie als Arianer außerhalb der römischen Kirche blieben. So geschah es, daß sich der Papst als Oberhaupt der katholischen Christenheit über diese ketzerischen Könige erhaben fühlte, daß er, zwischen ihnen und dem orthodoxen Kaiser stehend (welchen jene zugleich als ihren kaiserlichen Oberherrn anerkannten), ein Mann von Wichtigkeit wurde, und endlich, daß er einen vergrößerten Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Stadt gewann. Unter den Reskripten beim Cassiodor findet sich ein Edikt Athalarichs, welches den römischen Bischof zum Schiedsrichter in Streitigkeiten zwischen Laien und Geistlichen ernennt. Wer mit einem Mitgliede des Klerus von Rom Streit hatte, sollte fortan zuerst den Richterspruch des Papstes anrufen, und nur dann, wenn dieser die Klage abwies, durfte der Prozeß vor die weltlichen Gerichte kommen; wer sich dem Ausspruche des Papstes nicht fügte, sollte mit zehn Pfund Gold gestraft werden. Es scheint Felix IV. gewesen zu sein, der diese dem Einfluß der römischen Kurie so günstige Verordnung erlangte. Die schiedsrichterliche Gewalt der Bischöfe in Streitigkeiten zwischen Laien und Klerus war allerdings ein schon alter Gebrauch; doch jenes Privilegium konnte als Voraussetzung der Exemtion des Klerus vom weltlichen Forum betrachtet werden, und diese legte den Grund zu dessen politischer Macht.

Das römische Volk selbst gibt in dieser Zeit kein bemerkbares Lebenszeichen von sich. Den Augen des Herrschers fern, von den Provinzen nach wie vor, doch kärglicher genährt, wurde dasselbe bisweilen nur durch Teuerung aus seiner Lethargie aufgeschreckt und mochte dann Tumulte erregen oder zum Argwohn rebellischer Gesinnung Veranlassung geben. Das scheint einmal unter der Regierung Athalarichs der Fall gewesen zu sein, da der Papst Johannes sich beschwerte, daß Römer wegen des bloßen Verdachts lange im Gefängnis gehalten würden. Aber bald sollte die Stadt aus diesem Zustande eines ruhigen, doch ruhmlosen Glücks unter gotischer Herrschaft in das furchtbarste Elend versetzt werden; eine der schrecklichsten Katastrophen sollte sie ergreifen, um dann ihr ge-

schichtliches Leben mit dem tiefen Dunkel Jahrhunderte langer Barbarei zu bedecken.

Gotenkampf

Es waren sechzig Jahre seit dem Falle des römischen Reichs unter die Germanen vergangen, als Belisar am 9. Dezember 536 in Rom seinen Einzug hielt. Als Siegeszeichen schickte er nach Konstantinopel die Schlüssel Roms und den gefangenen Goten Leuderis; aber er erkannte die Schwierigkeit seiner Lage in der umfangreichen Stadt, deren baldige Belagerung er voraussah. Trotz der Wiederherstellung durch Theodorich zeigten sich die aurelianischen Mauern an vielen Stellen schadhaft und verfallen: er besserte sie aus, schützte sie durch Gräben, und versah sie mit festen, in Winkel auslaufenden Zinnen, deren kunstvollen Bau die Römer anstaunten, indem sie der Gedanke an eine mögliche Belagerung, für welche sich Belisar so sorgfältig vorbereitete, in Schrecken versetzte. Denn er füllte auch die öffentlichen Speicher mit dem Getreide Siziliens wie mit dem Korn der Campagna, welches er die Kolonen abzuliefern zwang. Er täuschte sich nicht.

Nachdem Vitiges den Winter hindurch in Ravenna den ganzen Heerbann der Goten zusammengezogen und mit Waffen und Pferden trefflich ausgerüstet hatte, brach er, durch den Fall fast aller Städte Tuskiens und Samniums zur Eile getrieben, nach Rom auf. Römer, die ihm unterwegs sagten, daß die Griechen der Stadt bereits lästig seien, entflammten seine Kriegslust. Ohne sich mit der Eroberung von Perugia, Spoleto und Narni aufzuhalten, rückte er durch die Sabina auf der Via Casperia und Salara herab. Es war im Anfange des März 537. Unübersehbare Scharen (Prokopius schätzt sie vielleicht mit einiger Übertreibung auf 150000 Mann), die Männerkraft der ganzen gotischen Nation, Fußvolk und Reiterei, deren Pferde selbst in Eisen gepanzert waren, drangen auf der salarischen Straße gegen Rom. Der Tiber fließt hier in einer sanften Krümmung um vulkanische Tuffhügel und empfängt auf seinem linken Ufer den Anio.

5*

Als die Goten sich im Anblicke Roms sahen, stürzten sie vorwärts zum Anio, der sie noch von der rebellischen Stadt trennte. Das Wasser dieses reißenden Flußes ist um die Frühlingszeit groß und schwer zu durchgehen; auch war die dortige Brücke mit einem festen Turm verschanzt. Aber in der Dunkelheit entwich die Besatzung, worauf die Goten die Brückentore einschlugen und den Anio überschritten. Auf dem Wege nach der Porta Salara stießen sie auf Truppen Belisars, welcher mit tausend Reitern gekommen war, den Feind zu beobachten oder vom Übergange abzuhalten. Prokopius hat die Farben der Iliade geborgt, um diesen ersten wütenden Kampf vor den Mauern Roms mit Lebhaftigkeit zu beschreiben. Er zeigt uns Belisar auf einem Pferde mit weißer Stirn, wie er unter den Vordersten Feind auf Feind niederstreckt, von einem Hagel von Pfeilen und Lanzen überschüttet, weil sich alle Geschosse auf ihn und sein weithin kenntliches Roß richteten. Aber sein eigenes Schlachtschwert beschützte und die Schilde seiner Trabanten deckten ihn, während gefallene Goten wie Griechen einen hohen Wall um den Feldherrn bildeten.

Nach grimmigem Streite wurden die Griechen durch die Übermacht erdrückt; sie zogen sich fliehend auf den Hügel zurück, welcher vor der Porta Pinciana durch einen tiefen Einschnitt vom Monte Pincio getrennt wird. Die nachdrängenden gotischen Reiter hielt so lange mit unvergleichlicher Heldenkraft Valentin auf, Stallmeister des Photius, der ein Sohn der Gemahlin Belisars war, bis die Fliehenden sich unter die Mauern der Stadt gerettet hatten. Die siegreichen Goten verfolgten sie bis an jenes Tor. Aber die Wachen auf den Mauern fürchteten, der Feind möchte mit den Griechen zugleich eindringen, sie hielten deshalb, im Glauben der Feldherr sei gefallen, die Tore gesperrt, während sich die verzweifelnden Flüchtlinge zwischen dem Graben und der Mauer zusammengepreßt hatten. Da ermahnte Belisar die Seinigen zu einer letzten Kraftanstrengung; die Goten wurden in ihr Lager am Fluß zurückgedrängt, und der byzantinische General rettete sich und seine ermatteten Truppen glücklich in die Stadt. Die Römer hatten einen Kampf beobachtet, der ihrer großen Väter würdig war, aber sie selbst ihm müßig zugesehen.

An den Mauern der Porta Pinciana lagen Tausende hingestreckt. Unter ihnen hat selbst der Feind die Tapferkeit eines Goten mit Bewunderung geehrt; dieses war der starke Visand, ein Bannerträger. Im Kampf um Belisars Person der vorderste, war er mit dreizehn Wunden hingesunken; aber noch am dritten Tage darauf von den Goten atmend gefunden, wurde er in ihr Lager gebracht und von seinem Volk mit dem Namen eines Helden begrüßt.

Vitiges, in seiner Hoffnung getäuscht, die Stadt mit einem ersten Sturm zu nehmen, beschloß eine geregelte Belagerung. Sie ist eine der merkwürdigsten in der Geschichte und einem Heldenepos gleich. Die reckenhafte Urkraft des edelsten Stammes der Germanen stritt hier mit den römischen Giganten, den Mauern Aurelians, und mit dem Genie eines Griechen, welcher sie verteidigte. Die Kunst der Goten, die gewohnt waren im offenen Felde zu kämpfen, reichte nicht aus, Städte mit Nachdruck zu belagern, und indem der König dies übersah, setzte er das gotische Reich an den Mauern Roms aufs Spiel, an welchen ein tapfres Kriegervolk ganz eigentlich zerschellte. Ihr großer Umfang gestattete keine völlige Umzingelung; Vitiges beschränkte sich darauf, den schwächern Teil vom flaminischen bis zum pränestischen Tore einzuschließen, und weil er dies tat, wird die Angabe des Prokopius, das gotische Heer habe 150000 Streiter betragen, sehr zweifelhaft. Auf jener Strecke zählte der Geschichtschreiber fünf Haupttore, ohne sie alle zu nennen. Sechs verschanzte Lager schlugen die Goten vor diesen Toren auf, alle diesseits des Flusses, und ein siebentes errichteten sie jenseits auf dem neronischen Feld oder der Ebene, die sich vom Vatikan bis gegen die milvische Brücke unter dem Monte Mario erstreckt.

In der Stadt war Belisar rastlos beschäftigt, die einzelnen Tore verteidigungsfähig zu machen. Er verrammelte die Porta Flaminia, welcher eins der feindlichen Lager sehr nahe lag, und übertrug die Bewachung dem erprobten Konstantin; das Tor von Präneste gab er dem Bessas zur Hut; er selbst schlug sein Quartier zwischen der Pinciana und Salara auf, welche beide, in der schwächsten Strecke der Mauer gelegen, zugleich als Ausfallspforten dienen

sollten. Jedes andere stellte er unter die Aufsicht eines Führers und befahl diesen Hauptleuten, niemals den Posten zu verlassen, was auch immer geschehen möchte. Die Goten, welche hin und wieder gegen die Tore vordrangen, fanden die Wächter auf der Hut; sie riefen ihnen zu den Mauern hinauf, daß die Römer Verräter und Dummköpfe seien, weil sie der gotischen Kraft das Joch der Byzantiner vorgezogen hätten, von denen Italien, so sagten sie, niemals andern Gewinn gehabt habe als den der Tragöden, der Possenreißer und Seepiraten.

Indem die Belagerer Rom umkreisten, durchschnitten sie alle Wasserleitungen, worauf Belisar (er erinnerte sich Neapels, wo sein Heer durch einen Aquädukt bei Nacht eingedrungen war) die Einmündungen der Kanäle in der Stadt vermauern ließ. So wurden die Aquädukte Roms, die Wunderwerke so vieler Jahrhunderte, sämtlich durchbrochen, und seit undenklicher Zeit hörten sie zum erstenmal auf, die Stadt mit ihren Strömen zu versorgen. Seither kamen auch die letzten Thermen Roms außer Gebrauch und verfielen; die Wasserleitungen aber wurden von den Römern allmählich als Baumaterial benutzt.

Auch der Stillstand der Mühlen war für das römische Volk sehr empfindlich. Diese lagen und liegen noch in Trastevere, auf dem Abhange des Janikulus gegen die Brücke, welche heute Ponte Sisto heißt, von wo die trajanische Wasserleitung, mit Gewalt herunterkommend, sie einem Flusse gleich trieb. Ihr Eingehen veranlaßte eine Erfindung, die noch den heutigen Römern vielleicht als Geschenk Belisars geblieben ist. Er ließ vor der genannten Brücke je zwei Barken an Tauen befestigen und setzte über sie Mühlen, deren Räder durch den Fluß selbst getrieben wurden. Die Goten suchten sie zu zerstören, indem sie Baumstämme den Strom hinabschwimmen ließen, aber durch eine Kette fing man diese Hindernisse auf.

Unterdes fuhren die Belagerer fort die Campagna zu verwüsten und die Zufuhr in die Stadt zu behindern. Das römische Volk aber sah mit steigender Angst die beginnende Not; der Pöbel schrie über die nicht ausreichenden Streitkräfte und tadelte Belisar, weil er eine schlecht geschützte Stadt mit nur 5000 Mann gegen so zahlreiche

Feinde verteidigen wolle. Insgeheim murrte der Senat. Durch Überläufer von dieser Stimmung benachrichtigt, suchte Vitiges aus ihr Vorteil zu ziehen. Er schickte einen Gesandten nach Rom, der in Gegenwart der Senatoren und Heerführer Belisar vorstellte, daß es frevelhaft sei, die Römer, welche Theodorich in Wohlstand und Freiheit gepflegt habe, durch das Elend einer hoffnungslosen Verteidigung zugrunde zu richten. Er verlangte die Übergabe der Stadt und bot dafür den Griechen freien Abzug und den Römern Amnestie. Diese selbst fragte der Abgesandte, durch welche Verbrechen sie von den Goten so schwer gekränkt worden seien, daß sie ihre rechtmäßigen Herren und sich selbst verraten konnten; sie hätten von ihnen nur Wohltaten erfahren, und jetzt seien die Goten vor ihren Mauern wieder erschienen, um Rom aus der Knechtschaft zu befreien. Belisar wies den Unterhändler mit der Erklärung ab, daß er die Stadt bis auf den letzten Mann behaupten werde.

Vitiges betrieb hierauf die Anstalten zu einem entscheidenden Sturm. Hölzerne Türme von mauerüberragender Größe wurden auf plumpe Räder gesetzt; man hing ihnen eiserne Sturmwidder an, welche von je fünfzig Mann gegen die Mauern gestoßen werden sollten; man zimmerte lange Sturmleitern, sie an die Zinnen anzulegen. Diesen Mitteln gegenüber (und die heutige Belagerungskunst kann ihre rohe Einfachheit belächeln) entwarf Belisar seine Gegenmaßregeln. Er setzte auf die Mauern künstliche Wurfbogen oder Balistren und große Steinschleudern, die man wilde Esel (Onagri) nannte, und welche einen Bolzen mit solcher Gewalt fortzuschnellen imstande waren, daß er einen gepanzerten Mann an einen Baum festzunageln vermochte. Die Tore selbst schützten von außen sogenannte Wölfe oder aus schweren Balken gezimmerte und mit eisernen Stacheln besetzte Fallbrücken, die auf die Anstürmenden mit zerschmetternder Wucht herabgelassen werden sollten.

Am neunzehnten Morgen der Belagerung unternahm Vitiges den Sturm. In einem allgemeinen Anlauf wollten diese tapfern Goten die Mauern Roms ersteigen und so dem ganzen Kriege mit einemmal ein Ende machen. Aus den sieben Lagern rückten sie voll Siegeszuversicht in dichten Scharen an. Der Anblick der riesigen Türme, welche, von starken Ochsen gezogen, sich langsam gegen die Mauern bewegten, erschreckte die Römer, aber Belisar bespöttelte sie. Mit eigener Hand schnellte er einen Bolzen vom salarischen Tor, erschoß den Führer der Sturmkolonne, schleuderte mit einem zweiten Wurf einen andern zu Boden, und befahl denen, die das Geschütz bedienten, ihre Geschosse zunächst auf die Zugtiere zu richten. Die Goten sahen bald ihre Hoffnung vereitelt; die Maschinen blieben auf dem Felde stehen, aber sie selbst stürzten voll Wut gegen die Mauern der Stadt.

Indem sie zu gleicher Zeit alle von ihnen belagerten Tore angriffen, entbrannte der heftigste Kampf an zwei Stellen, wo sie einzudringen hofften, an der Porta Pränestina und am Grabmal Hadrians. Die Mauern waren dort besonders in der Gegend schwach, wo sich an sie ein altes Vivarium für wilde Tiere anlehnte. Es lag neben dem Tor S. Lorenzo, welches damals das pränestische gewesen sein muß, und es versteckte nur die Schwäche der Mauer, ohne sie selbst zu verstärken. Vitiges leitete hier in Person den Sturm; Belisar, von der Gefahr benachrichtigt, eilte vom salarischen Tor herbei, sie abzuwenden. Die Goten waren schon in das Vivarium eingedrungen, aber sie wurden durch einen Ausfall zuerst in den engen Ort zusammengedrückt, dann in ungeordneter Flucht in ihr entferntes Lager zurückgetrieben, während ihre Maschinen in Flammen aufgingen.

Auch vom salarischen Tor schlug man den Sturm durch einen gleich kräftigen Ausfall ab; das flaminische wurde wegen seiner Lage nicht angegriffen, und den Murus Ruptus verteidigte der Apostel Petrus selbst, indem er die Goten mit Blindheit schlug. Diese seltsame Legende der Zeit, wo Petrus schon der erklärte Schutzpatron Roms geworden und sein Leichnam an die Stelle des alten Pal-

ladium getreten war, erzählt Prokopius mit Verwunderung. Der Murus Ruptus war ein Teil der Mauer, die den Hügel Pincius stützt, ein gewaltiger Bau von Strebepfeilern; er hatte sich schon in alten Zeiten von der Mitte nach oben zu getrennt, und war, ohne zu stürzen, in schiefer Neigung stehen geblieben. „Seit alters," so sagt Prokopius, „nannten ihn die Römer Murus Ruptus," und wir setzen hinzu, daß sie ihn noch heute Muro Torto nennen. Als Belisar vor dem Beginne der Belagerung diese gefährliche Stelle ausbessern wollte, hielten ihn die Römer mit der Versicherung davon zurück, daß dies unnötig sei, da der Apostel ihnen versprochen habe, die Mauer in Person zu beschützen. Und sowohl am Tage des Sturms als später blieb dieselbe durchaus von den Goten verschont, so daß Prokopius sich verwunderte, warum der Feind, der die Mauern so oft bei Tage mit Gewalt und bei Nacht mit List zu ersteigen versuchte, diese ihn besonders einladende Stelle so ganz übersah.

Auf der transtiberinischen Seite versuchten sich die Goten ohne Erfolg am Tor des Janikulus oder S. Pankratius; doch mit besserem Nachdruck stürmten sie das Grabmal Hadrians.

Belisar hatte die Wache des Mausoleum dem besten seiner Unterbefehlshaber, Konstantinus, übertragen und ihm befohlen, auch die nahe Stadtmauer zu decken; denn dort, vielleicht links vom aurelischen Tore, standen nur kleine Wachtposten, weil der Fluß an sich Bedeckung gab. Indes versuchten die Goten auf Kähnen überzusetzen, und sie zwangen dadurch Konstantin, sich auf diesen bedrohten Punkt zu begeben, die zahlreichere Mannschaft aber sowohl im aurelischen Tor als im Grabmal zur Verteidigung zurückzulassen. Die Goten rückten gegen das Mausoleum vor; wenn sie dieses eroberten, durften sie auch der Brücke und des jenseitigen Tors sich zu bemächtigen hoffen. Ohne Maschinen mitzuführen, trugen sie nur Sturmleitern herbei, gedeckt von ihren breiten Schilden. Zugleich schützte der Portikus oder bedeckte Säulengang, welcher aus der Nähe des Grabmals nach der vatikanischen Basilika führte, die Heranrückenden gegen die Balistren der auf dem Kastell stehenden Griechen. Sie näherten sich in den engen Gassen,

welche dort an dem zerstörten Zirkus des Hadrian lagen, geschickt der Burg so weit, daß die Wurfmaschinen nicht mehr gegen sie gebraucht werden konnten. Dann brachen sie hervor, warfen eine Wolke von Pfeilen auf die Zinnen des Grabmals und legten die Sturmleitern an. Von allen Seiten andrängend, waren sie schon nahe daran, das Mausoleum zu ersteigen: da gab die Verzweiflung den Griechen ein, die vielen Bildsäulen, welche dasselbe schmückten, als Wurfmaterial zu gebrauchen; sie warfen sie auf die Goten herab. Die zerbrochenen Meisterwerke, Bildsäulen von Kaisern, Göttern und Heroen, stürzten als ein Hagel wuchtiger Fragmente herunter; der stürmende Gote wurde von den Leibern schöner Idole zerschmettert, die vielleicht schon die Tempel Athens als Werke des Polyklet oder des Praxiteles geziert hatten, oder die vor vierhundert Jahren in Werkstätten Roms waren geschaffen worden. Mit dieser wilden Szene um ein Kaisergrab, welche die mythischen Kämpfe der Giganten zu erneuern schien, endete der Streit überhaupt am aurelischen Tor. Als Konstantin von der Stadtmauer, wo er den Feind am Übersetzen auf das diesseitige Ufer verhindert hatte, herbeieilte, fand er die Goten im Rückzuge von dem Grabe begriffen, an dessen Fuß Leichen und Statuen gleich zerschmettert und mit Blut besudelt hingestreckt dalagen.

Der an allen Toren vereitelte Sturm kostete Vitiges die Blüte des Heers, vielleicht nicht weniger als 30000 Tapfere, denn so viele Tote zählte Prokopius nach dem eigenen Bericht gotischer Hauptleute, und größer war, so sagt er, die Zahl der Verwundeten, weil die Schleudergeschosse in dichtgedrängte Massen hineingedrungen waren und die Ausfallenden ein großes Gemetzel unter den aufgelöst Fliehenden angerichtet hatten. Als die Nacht angebrochen war, hörte man in Rom frohe Siegeshymnen und Lobgesänge auf Belisar, im Lager der Goten wilde Totenklagen um die gefallenen Helden schallen.

Das Fehlschlagen des Sturms veränderte die Lage der Dinge: es lähmte die Goten, machte die Römer mutiger, und Belisar siegesgewiß. Jene hielten sich in den Lagern und wagten sich aus Furcht vor Ausfällen weder zu nahe an die Mauern heran, noch streiften sie sorglos, wie bisher, in der Landschaft, weil die leichten numidischen Reiter

sie Tag und Nacht beunruhigten. Die Campagna Roms ist das herrlichste Reitergefilde der Welt; weite Ebenen, mit verhängtem Zügel durchjagbar, dehnen sich überall aus, von Bächen durchschnitten und von Hügeln durchbrochen, welche der Reiter in kaum gehemmtem Fluge hinauf und hinunter eilt. Die pfeilschießenden Numidier tummelten sich in dieser klassischen Wüste wie in ihren heimatlichen Gefilden am Fuße des Atlas; die Hunnen vom Ister und die Sarmaten vom Tanais fanden hier ihre grasbewachsenen Steppen wieder; und kühnere Reiterkämpfe sah kaum irgendeine Zeit, als damals um Rom während dieser ewig denkwürdigen Belagerung gefochten wurden.

Da die Goten nicht die ganze Stadt hatten umschließen können, war deren Verbindung mit dem Lande auf der Seite Neapels und gegen das Meer frei, zumal Vitiges so wenig Einsicht besaß, daß er weder Albanum noch Portus gleich anfangs in Besitz genommen hatte. Die Römer wiederum hörten auf, Belisars Tollkühnheit anzuklagen; sie setzten unbegrenztes Vertrauen in sein Genie und verrichteten die geringeren Wachtdienste eifrig und gewissenhaft. Prophezeiungen hielten ihre Hoffnungen aufrecht; denn trotz der Apostel und Märtyrer hatten sie noch nicht verlernt, an heidnische Vorzeichen zu glauben.

Belisar indes bedurfte einer kräftigeren Unterstützung in Rom als die der Prophezeiungen. Er sandte Briefe an den Kaiser Justinian, worin er ihn von dem glücklich abgeschlagenen Sturme in Kenntnis setzte, aber seine bedrohte Lage nicht verschwieg und dringend frische Truppen verlangte. Seine eigene Waffenmacht zählte nach Abzug der Besatzungen, die er in Kampanien und Sizilien hatte zurücklassen müssen, nur 5000 Mann, und von diesen hatte die Belagerung schon einen Teil hingerafft; einer römischen Stadtmiliz aber wird nicht erwähnt; es scheint vielmehr, daß Rom, welches einst die Welt erobert hatte, schon unfähig geworden war, bewaffnete Bürger aufzustellen. Denn Prokopius berichtet nur, Belisar habe arbeitslos gewordene Werkleute oder Tagelöhner in das Heer aufgenommen und sie dem Wachdienst zugeteilt, indem er ihnen Sold gab. In Abteilungen oder Symmorien geordnet, hatten sie der Reihe nach die Nachtwache zu besorgen.

Das machte aus Argwohn der Verräterei größere Vorsicht nötig; Belisar wechselte daher zweimal im Monat die Stationen auf den Mauern und ließ zweimal in derselben Zeit die Schlüssel der Tore umschmieden. Die Hauptleute mußten nachts die Runde machen, die Wachen bei Namen aufrufen und über die Fehlenden am Morgen dem Feldherrn Rapport geben. Musiker spielten zur Nachtzeit, die Schläfrigen zu ermuntern, und die maurischen Soldaten, welche vor den Toren an den Gräben auf Posten standen, vergaßen nicht ihrem eigenen scharfen Gehör noch durch das ihrer zottigen Hunde zu Hilfe zu kommen.

Die schrecklichste Hungersnot wütete unterdes in Italien, und begann auch Rom zu verheeren. Sie zwang Belisar, alle, die zur Verteidigung der Mauern nicht tauglich waren, aus der Stadt zu treiben. Diese Unglücklichen zogen in Schwärmen fort, um sich im Lande zu zerstreuen oder im Tiberhafen sich einzuschiffen und die Gastlichkeit Neapels anzuflehen. Die Goten ließen sie ungekränkt des Weges ziehen. Ihre Menschlichkeit gebot während der ganzen Belagerung selbst dem Feinde Achtung, der ausdrücklich ihnen nachgerühmt hat, daß sie weder die Basilika S. Peters noch S. Pauls berührten, obwohl beide Kirchen in ihrem Bereiche lagen. Doch erlitten andere Heiligtümer im Stadtgebiet jede mit einem Kriege verbundene Zerstörung. Das gotische Kriegsvolk wurde vom Papst Vigilius beschuldigt, die Katakomben und zahlreiche Friedhöfe beschädigt und die Marmorinschriften des Damasus zerbrochen zu haben. Vigilius selbst scheint während der Belagerung ein Wohltäter des Volkes gewesen zu sein.

Nur zu einer blutigen Handlung des Hasses ließ sich Vitiges fortreißen: er sandte Boten nach Ravenna und befahl dort, diejenigen Senatoren, welche er als Geiseln von Rom entführt hatte, zu töten. Um endlich die Stadt noch enger zu umschließen und ihr die Zufuhr ganz abzuschneiden, besetzte er Portus. Der Tiber ergießt sich dort in zwei Armen ins Meer, welche die heilige Insel

bilden. Der Hafen Ostia am linken Ufer war schon in alten Zeiten versandet, weshalb der Kaiser Claudius am rechten Ufer einen Hafen und Kanal ausgraben und in das Meer einen Molo werfen ließ. Dies war der Ursprung des berühmten Portus Romanus oder Urbis Romae. Die großartige Anlage erweiterte Trajan durch einen innern Hafen in sechseckiger Gestalt, den er mit prächtigen Bauwerken umgab. Er ließ zugleich einen neuen Kanal, die Fossa Trajana, graben, welche noch heute im rechten Tiberarm von Fiumicino erkannt wird, und Portus wurde seither zu einer bedeutenden Hafenstadt; schon in den ersten christlichen Jahrhunderten war es ein Bistum. In der letzten Zeit des Heidentums, ja noch in der Mitte des 5. Jahrhunderts, pflegten die Römer nach der Insel zwischen Portus und Ostia hinauszuziehen, den Stadtpräfekten oder Konsul an der Spitze ihrer Scharen, um dem Kastor und Pollux zu opfern und an dem immer frischen Grün sich zu erfreuen. Denn weder die Sommerhitze noch der Winter tötete dort die Blumen, und im Lenz bedeckte sich die Insel mit Rosen und Balsamstauden, so daß sie die Römer den Garten der Venus nannten. Für die Erhaltung des Hafens sorgte später noch Theodorich, indem er das wichtige Hafenamt einem Comes übertrug. Selbst zur Zeit des Prokopius war Portus noch immer eine ansehnliche und mit festen Mauern umgebene Stadt, während das alte Ostia am linken Flußufer bereits verödet und mauerlos dastand; denn obwohl noch beide Flußarme beschifft werden konnten, nahmen doch die Schiffe ihren Weg nach Portus. Eine treffliche Straße führte aus dem portuensischen Tor nach dem Hafen, und der Fluß, welchem sie noch entlang läuft, zeigte sich belebt von Schiffen, die, durch Stiere an Tauen aufwärts gezogen, sizilisches Getreide und Waren des Orients nach Rom brachten.

Nachdem Vitiges, ohne Widerstand zu finden, Portus mit 1000 Mann besetzt hatte, schnitt er den Römern die Verbindung mit dem Meere ab, und so wurden die Transporte auf den beschwerlichen und unsicheren Weg von Antium beschränkt.

Den moralischen Eindruck jenes Verlustes verringerte jedoch zwanzig Tage darauf das Eintreffen von 1600

hunnischen und slawonischen Reitern, und diese Verstärkung machte es Belisar möglich, die Feinde durch kleine Gefechte vor den Toren zu beunruhigen, in welchen die Geschicklichkeit der sarmatischen Pfeilschützen über die nur mit Lanzen bewaffnete Reiterei der Goten den Sieg davontrug. Kleine Erfolge erhitzten den Mut der Belagerten; sie verlangten einen allgemeinen Ausfall auf die Schanzen des Feindes, und ihrem Ungestüm gab Belisar nach. Die größte Truppenzahl sollte aus der Pinciana und dem salarischen Tore ausfallen; eine geringere aus der Porta Aurelia ins Feld des Nero einbrechen, um die Goten von der milvischen Brücke abzuhalten; eine dritte aus dem Tor S. Pankratius herausziehen.

Aber die Goten, durch Überläufer auf den Ausfall vorbereitet, empfingen die Griechen in wohlgeschlossenen Schlachtordnungen, deren Mitte das Fußvolk, deren Flügel die Reiter bildeten. Nach einem Kampf von vielen Stunden gelang ihrer Tapferkeit ein vollständiger Sieg: weder vermochten die Griechen sich der milvischen Brücke zu bemächtigen, wodurch sie das jenseitige Lager würden abgeschnitten haben, noch konnten sie die diesseitigen Schanzen erobern; von allen Seiten zurückgeworfen, verdankten sie ihre Rettung nur der kräftigen Wirkung der Schleudern auf den Zinnen.

Nach diesem mißglückten Ausfalle beschränkten sich die Belagerten auf kleinere Gefechte, während die Goten die in der Stadt wütende Hungersnot durch immer engere Einschließung zu steigern suchten. Sie besetzten zwischen der Via Latina und Appia, fünfzig Stadien vor der Stadt, einen Ort, wo zwei sich durchkreuzende Wasserleitungen die Anlage eines Kastells möglich machten. Nachdem sie die Bogen dieser Aquädukte vermauert hatten, errichteten sie ein festes Lager für 7000 Mann, welches jede Zufuhr von der neapolitanischen Seite verhinderte. Hierauf stieg die Not auf das äußerste; die Kräuter um die Wälle reichten nicht hin, die Pferde zu nähren, und das nachts von den Reitern gesichelte Getreide (es war bereits das Jahr zur Sommersonnenwende vorgerückt) stillte nur den Hunger der Reichen und auf Augenblicke. Jegliches Getier wurde zur Speise; ekle Würste, welche die Soldaten

aus dem Fleisch gefallener Maultiere machten, wogen die Senatoren mit Gold auf. Die Hitze gesellte zum Hunger die Klimafieber, und unbegrabene Leichen verpesteten die glühenden Straßen Roms.

Unfähig diese Qualen zu ertragen, erhob sich das Volk und verlangte durch Abgesandte von Belisar einen letzten Verzweiflungskampf. Aber der Feldherr beschwichtigte die Schreienden durch seine unerschütterliche Ruhe und vertröstete sie auf nahen Entsatz und die heransegelnde Proviantflotte. Er schickte Prokopius und selbst Antonina nach Neapel, um dort so viel Schiffe als möglich mit Getreide zu befrachten. Endlich waren byzantinische Truppen in Unteritalien gelandet; Euthalius kam mit Löhnungsgeldern nach Terracina und gelangte unter dem Schutz von hundert Reitern glücklich in die Stadt. Um jetzt auch den Getreidetransport zu sichern, besetzte Belisar Albanum und das Kastell Tibur, welche der Aufmerksamkeit der Belagerer unbegreiflicherweise entgangen waren.

Die Goten, auf der römischen Campagna verteilt, wo Sommers die Malaria tödlich ist, wurden durch Fieber hingerafft. Ihre Scharen lichtete auch der Hunger mitten in einer Öde, die, von der Sonnenglut verbrannt, nichts darbot als eine endlose Gräberfläche. Das Herannahen byzantinischer Truppen verbreitete Hoffnungslosigkeit. Denn 3000 Isaurier unter Paulus und Konon waren in Neapel, 1800 thrazische Reiter unter dem wilden General Johannes in Hydruntum gelandet, und ein dritter Reiterhaufe kam unter Zeno die lateinische Straße aufwärts. Das Gerücht erzählte, daß Johannes mit einem großen Zuge von Proviantwagen, die man mit kalabrischen Ochsen bespannt hatte, längs des Meeres heraufgezogen sei und sich Ostia nähere, während die Flotte mit den Isauriern schon vor der Tibermündung schwebe. Die Goten verzweifelten am Erfolg dieser mörderischen Belagerung und dachten jetzt daran sie aufzuheben; Vitiges sandte einen Römer und zwei seiner Kriegshauptleute in die Stadt zu Belisar, um ihm

den Frieden mit dem Reich auf Bedingungen anzubieten. Prokopius hat diese merkwürdige Unterhandlung genau beschrieben und durch den Anstand parlamentarischer Formen ausgezeichnet. Die Rede der Goten, ein Nachweis ihrer Rechte auf den Besitz Italiens, von völlig geschichtlichem Wert, war nach ihm folgende:

„Ihr habt uns, Römer, unrecht getan, da ihr gegen Freunde und Mitstreiter, was nicht hätte sein sollen, die Waffen erhoben habt. Wir werden euch nur solche Dinge sagen, von deren Wahrheit ein jeder von euch überzeugt sein muß. Denn die Goten haben Italien den Römern nicht mit Gewalt entrissen, sondern Odoaker hat einst, nachdem er den Kaiser beseitigte, dieses Reich besessen und in eine Tyrannei verwandelt. Zeno, damals Kaiser im Osten, wollte seinen Mitregenten an dem Tyrannen rächen und das Land befreien; aber unvermögend, die Macht Odoakers zu besiegen, beredete er Theodorich, unsern König, welcher sich anschickte, Byzanz zu bestreiten, seiner Feindschaft zu entsagen, der von ihm empfangenen Ehren des Patriziats und Konsulats der Römer eingedenk zu sein, Odoaker wegen des an Augustulus begangenen Unrechts zu bestrafen und mit den Goten in der Folge dieses Land in aller Form des Rechts zu beherrschen. Indem wir nun auf diese Weise das Reich Italiens übernahmen, haben wir nicht minder als die früheren Herrscher die Gesetze und Regierungsform bewahrt, so daß weder von Theodorich noch von einem seiner Nachfolger in der gotischen Herrschaft irgendein geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz vorhanden ist. Was aber Gottesdienst und Glauben betrifft, so haben wir ihn den Römern so vollkommen gesichert, daß von den Italienern keiner seine Religion weder freiwillig noch unfreiwillig gewechselt hat, noch ein Gote wegen seiner Religionsänderung irgend je bestraft worden ist. Und auch den Heiligtümern der Römer ist von uns die höchste Ehrfurcht widerfahren; denn wer nur immer sich in jene flüchtete, wurde nie von keinem Manne angetastet. Die ersten obrigkeitlichen Ämter waren stets in den Händen der Römer und nie in denen der Goten. Mag einer aufstehen und uns überführen, wenn er glaubt, daß wir Unwahres gesagt haben. Außerdem, es haben

die Goten den Römern erlaubt, die Würde des Konsuls alljährlich von dem Kaiser des Ostens zu empfangen. Und nichtsdestoweniger tut ihr, die ihr Italien, das von den Barbaren Odoakers nicht kurze Zeit, sondern zehn Jahre lang mißhandelt worden war, keineswegs wieder erworben habt, seinen rechtmäßigen Besitzern widerrechtliche Feindschaft an. Auf denn! weicht aus unserm Eigentum und nehmet ruhig mit euch, was durch Besitz oder Beute das eure ward!"

Belisar entgegnete wie vorauszusehen war: der Kaiser Zeno habe Theodorich wohl den Krieg gegen Odoaker, nicht aber das Reich Italien übertragen. Dem alten Herrn gebühre das entfremdete Eigentum, welches ihm zurückzustellen sei. Die gotischen Gesandten boten hierauf dem Kaiser den Besitz Siziliens, aber Belisar verhöhnte sie, indem er ihnen mit dem noch größeren Britannien ein Geschenk machte. Er wollte auch nichts weder von Campanien noch von Neapel hören, noch irgend etwas von jährlichem Tribute wissen, sondern verlangte die unbedingte Abtretung Italiens. Endlich verständigte man sich dahin, einen Waffenstillstand auf so lange Zeit zu schließen, als nötig sei, durch Abgesandte mit dem Kaiser selbst den Frieden zu vermitteln.

Während man diesen Vertrag entwarf, wurde Rom durch die Nachricht, der General Johannes sei mit dem Transport in Ostia, die isaurische Flotte in Portus angelangt, in fieberhafte Freude versetzt. Und sowohl die Truppen als der Transport rückten in die Stadt ein, nachdem der Proviant auf Tiberkähne verladen und, von den in Portus stehenden Goten nicht gehindert, stromauf gebracht worden war. Die Goten hatten dieses Ereignis in den Unterhandlungen nicht vorbedacht und ließen jetzt geschehen, was sie, ohne den Abschluß des Vertrags unmöglich zu machen, nicht mehr hindern konnten. Der Waffenstillstand wurde auf drei Monate geschlossen und durch Geiseln gesichert, worauf gotische Gesandte unter griechischem Geleit nach Byzanz abgingen. Das geschah um die Zeit der Wintersonnenwende.

Erschöpft und von der Zufuhr, zumal von seiten des Meeres, nunmehr selbst durch die Flotte abgeschnitten,

konnten die Goten die festen Orte um Rom nicht mehr behaupten. Kaum hatten sie Portus aufgegeben, als die Isaurier von Ostia darin einrückten, kaum das ansehnliche Centumcellä (heute Civitavecchia), als Belisar eine Besatzung dorthin verlegte. Das gleiche geschah mit Albano. Die Beschwerden, als sei dadurch der Waffenstillstand verletzt, achtete Belisar nicht; er schickte vielmehr Johannes mit einem starken Heerhaufen in das Picenische nach Alba und befahl ihm das Land zu durchreiten, die Weiber und Kinder der Goten gefangen zu nehmen und ihre Schätze zu plündern, sobald die Feinde der Neigung, den Waffenstillstand zu brechen, nicht länger würden widerstehen können. Diese Unternehmungen sollten zugleich die Rückzugslinie der Goten bedrohen oder sie zum Abzuge von Rom nötigen.

Die Neigung zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten war groß, und der Bruch des Vertrags durch den zur Verzweiflung gebrachten Vitiges konnte gerechtfertigt werden. Ein bedenklicher Vorfall in der Stadt mußte überdies die Goten dazu ermuntern; denn Belisar hatte den besten seiner Hauptleute im Palast hinrichten lassen, weil dieser General, durch die strenge Gerechtigkeit des Feldherrn in einer Privatsache verletzt, mit erhobenem Dolch auf ihn eingedrungen war. Das Blut des tapfern Konstantin erbitterte die Krieger, welche unter ihm mit Ruhm gedient hatten, und machte Belisar verhaßt; das Gerücht von dieser Mißstimmung kam vergrößert in das Lager der Goten und gab ihnen auf verräterische Verbindungen Hoffnung. Eine Schar entschlossener Männer versuchte durch die Aqua Virgo einzudringen, deren Kondukte am Fuß des Pincius unter dem Palast Belisars fortgingen. Das Licht ihrer Lampen, welches durch einen Spalt dieser Kanäle schimmerte, hätte sie den Wachen nicht zur rechten Zeit verraten, aber nach einer langen unterirdischen Wanderung fanden sie die Ausmündungen vermauert und kehrten um. Vitiges nahm jetzt die Feindseligkeiten offen wieder auf; er versuchte eines Morgens den Sturm gegen die Porta Pinciana. Das Waffengetöse erweckte die Stadt; die Verteidiger eilten auf ihre Posten, und nach kurzem Kampf wurden die Goten abgeschlagen.

Ein Plan auf das aurelische Tor, wo Vitiges durch Bestechung einzudringen hoffte, wurde verraten und unterblieb.

Endlich beugten immer schlimmere Nachrichten den Mut des Königs. Der General Johann, ein „Bluthund", wie ihn die Geschichtschreiber nennen, hatte seinen Auftrag in Picenum schnell ausgeführt; er hatte Ulitheus, den Oheim des Vitiges, geschlagen und getötet, Rimini besetzt, und zeigte sich bereits vor den Mauern Ravennas, wo die rachsüchtige Matasuntha, Amalasunthas Tochter, nicht verschmerzend, daß sie Vitiges zur Ehe gezwungen hatte, den Griechen Hoffnung machte, sich und die Stadt ihnen auszuliefern. Auf diese Kunden gab der Gotenkönig dem Murren seines Heeres nach, welches nun selbst belagert war und dem Hunger, der Seuche und dem Schwert der Feinde zu erliegen drohte. Die Sonne stand schon im Zeichen des Frühlings, der dreimonatliche Waffenstillstand war zu Ende, und von den Boten aus Konstantinopel verlautete noch nichts. Eine allgemeine Bewegung auf der Ebene Roms zeigte den Römern, daß etwas Wichtiges vor sich gehe; eines Nachts sahen sie die Lager in Flammen stehen, am folgenden Morgen die Goten nach der Faminischen Straße abziehen. Die Hälfte des Heeres hatte schon die milvische Brücke überschritten, als sich das pincische Tor auftat und Fußvolk und Reiter ausfielen. Die Nachzügler stürzten sich nach verzweifeltem Kampf auf die Brücke, das jenseitige Ufer zu gewinnen; sie erreichten es nur mit schwerem Verlust. Die Goten ordneten sich dort und zogen auf der Flaminischen Straße weiter, mutlos und den Untergang ihres Heldenvolkes ahnend, dessen kriegerische Blüte sie an den Mauern Roms begraben hatten. So bestrafte sich die Unfähigkeit Theodats, welcher Belisar nach Rom hatte vorrücken lassen, statt den Krieg ins Neapolitanische zu verlegen, so auch der Fehler des Vitiges, der die Kraft seines großen Heerbanns auf der ungesunden Campagna zusammendrängte, ohne zugleich Kriegsoperationen im Süden und Norden zu unternehmen, und ohne eine Flotte aufzustellen. Und hauptsächlich war es der Mangel einer Kriegsflotte, welcher das Schicksal des Gotenreichs in Italien entscheiden mußte.

6*

Ein volles Jahr und neun Tage hatte diese unsterblich gewordene Belagerung Roms gedauert, in welcher die Goten, alle Kämpfe mitgezählt, 69 Schlachten geschlagen hatten. Ihr Abzug von Rom geschah am Anfange des März 538.

Die Geschichte der Stadt erlaubt uns nicht, weder den abziehenden Goten auf der flaminischen Straße zu folgen, noch jene hartnäckigen Kämpfe in Tuskien, in der Ämilia und in Venetien zu schildern, in denen Belisar mit bewundernswertem Genie sowohl die Verzweiflung der Feinde als die Widerspenstigkeit der kaiserlichen Generale bezwang. Zweiundzwanzig Monate nach dem Abzuge der Goten von Rom konnte endlich der große Feldherr seinen Einzug in das feste Ravenna halten, am Ende des Jahres 539. Die Krone Italiens, welche ihm die Besiegten angetragen, zum Scheine annehmend, hatte er diese getäuscht, um jene dem Kaiser zu bewahren; als er nach Konstantinopel sich einschiffte, nahm er die Schätze des Palastes Theodorichs und den Gotenkönig mit sich, welcher in die Gefangenschaft des kühnen Johannes gefallen war. Die Erzählung, daß Vitiges von Ravenna nach Rom geflohen, in der Basilika Julii in Trastevere den Altar umfaßt und sich dann nach eidlicher Versicherung seines Lebens den Feinden überliefert habe, scheint eine Sage zu sein.

Aber das Reich des großen Theodorich war noch nicht vernichtet. Wenn der schnelle Untergang der Vandalen in Afrika erstaunen macht, so hat der glänzende Wiederaufschwung der Goten nach einem so tiefen Fall gerechte Ansprüche auf Bewunderung. Dieses tapfere Volk hatte in der Bestürzung die Waffen vor einem Helden, seinem Überwinder niedergelegt, treuherzig hoffend, daß er fortan als König über sie und Italien herrschen werde. In dieser Erwartung getäuscht, erhob es sich, obwohl von 200000 streitbaren Kriegern auf nur ein paar tausend herabgeschmolzen, und stellte seine Nationalehre wie sein Reich durch fast beispiellose Kämpfe wieder her, welche seinen endlichen Untergang mit unvergänglichem Ruhm verherrlicht haben.

Noch war Belisar nicht in See gegangen, als die in Pavia stehenden Goten dem Uraias, einem Neffen des Vitiges, die Krone anboten: er setzte sie auf das Haupt des tapferen Ildibad, den er aus Verona herbeigerufen hatte. Der neue Gotenkönig schickte Gesandte nach Ravenna, Belisar zu erklären, daß er selbst kommen werde, den Purpur zu seinen Füßen abzulegen, wenn er sein gegebenes Versprechen, die Krone Italiens anzunehmen, erfüllen wolle. Ein minder besonnener Mann hätte kaum der Lockung widerstehen können, sich zum Könige Italiens aufzuwerfen. Die Kraft und das Genie Belisars würde auf dem Throne Ravennas einige Jahre lang ruhmvoll geglänzt, doch ihn nicht behauptet haben. Wenn es den Gotenkönigen nicht gelang, ihr Königreich zu sichern, obwohl dasselbe auf der Macht eines ganzen Volksstammes oder doch einer zahlreichen Kriegerkaste ruhte, wie sollte dies Belisar gelingen, welcher zu gleicher Zeit den Widerspruch der Goten, der Italiener und der Byzantiner würde zu bekämpfen gehabt haben? Statt sich zum Rebellen gegen den Kaiser aufzuwerfen, schiffte sich der ruhmgekrönte Feldherr ruhig nach Konstantinopel ein, um den Oberbefehl im persischen Kriege zu übernehmen, und er überließ den Generalen Bessas und Johannes die Angelegenheiten Italiens. Kaum war er auf der See, als diese sich zum Verderben der Griechen wendeten, und in kurzer Zeit erschreckte den Kaiser Justinian ein neuer Gotenheld, der dem furchtbaren Hannibal ähnlich wurde.

Der junge Neffe Ildibads, Totila, befehligte in Treviso einen gotischen Heerhaufen, als ihm die Ermordung seines Oheims durch einen gepidischen Bluträcher gemeldet wurde. Bestürzt gab der Jüngling alles verloren; er bot dem Constantianus, der in Ravenna befehligte, die Stadt Treviso an. Er hatte zum Zweck der Unterhandlung eben griechische Gesandte empfangen, als Boten aus dem Lager seines eigenen Volkes in Pavia vor ihn traten und ihn auf den Thron beriefen. Der verwirrte junge Krieger nahm die Krone, und die Goten hörten zu gleicher Zeit den Tod des Usurpators Erarich und die Wahl Totilas, am Ende des Jahres 541. Sofort erfaßte ein enthu-

siastischer Geist dies Kriegervolk, und alles veränderte sich wie mit einem Zauberschlage.

Ein Jahr reichte für Totila hin, sich durch die Bezwingung vieler Städte diesseits und jenseits des Po furchtbar zu machen, und schon im Frühling 542 (mit welchem Prokopius, der nach Frühlingen zählt, das achte Jahr des gotischen Krieges beginnt) konnte er nach Tuskien hinunterziehn. Er setzte über den Tiber, aber schob es auf, die Gräber seines Volkes an den Mauern Roms zu rächen, und eilte erst mit kluger Voraussicht nach Samnium und Campanien, um sich dort durch die Eroberung der wichtigeren Städte zu sichern. Sein Name ging bereits als Schrecken vor ihm her. Es war auf diesem Zuge, daß der junge Held den heiligen Mönch Benedikt im Kloster zu Monte Casino besuchte, und seine Vorwürfe und Prophezeiungen vernahm: „Du tust viel Böses, hast viel Übles getan, stehe jetzt von der Ungerechtigkeit ab. Du wirst über Meer gehen, in Rom einziehen, neun Jahre wirst du herrschen, im zehnten wirst du tot sein."

Benevent nahm er im ersten Anlauf, warf die Stadtmauern nieder, eilte fort, ließ die Trompeten vor Neapolis blasen, schlug sein Lager vor dieser Stadt auf, und sie bedrängend schickte er zugleich fliegende Reiterscharen nach Lucanien, Apulien und Calabrien aus. Alle diese schönen Provinzen gaben sich und den gesammelten Schatz der kaiserlichen Steuern willig in die Gewalt der Goten zurück, deren junger König den Landmann schonte, während von Ravenna bis nach Hydruntum herab die griechischen Beamten Städte und Äcker gierig aussogen. Die Italiener erkannten bereits, wie töricht sie gewesen waren, die gerechte Herrschaft der Goten mit der unersättlichen Despotie der Byzantiner zu vertauschen. Alexandros verwaltete damals die Finanzen Italiens in Ravenna, ein gewissenloser Vampir, welchen die witzigen Griechen wegen seiner Geschicklichkeit, die Goldstücke zu beschneiden, Psalidion, das heißt die Schere, nannten; und die Generale in den Hauptstädten (der goldgierige Bessas befehligte in Rom) standen ihm in Erpressungen nicht nach. Prokopius bemerkte ausdrücklich, daß damals alle von Theodorich bestimmten Getreideausteilungen für die Bürger Roms ein-

gegangen waren und daß ihre Aufhebung durch Alexander von Justinian genehmigt worden war. Weil auch die byzantinischen Kriegsknechte um ihren Sold betrogen wurden, geschah es, daß sie haufenweise zu den Goten übergingen, wo sie reichlich Nahrung und Lohn erhielten.

Neapel, durch Hunger aufs äußerste gebracht, öffnete im Frühling 543 die Tore, und gab Totila Gelegenheit, die Welt noch mehr als durch seine Kriegstaten durch seine Tugenden zur Bewunderung hinzureißen. Er sorgte wie ein Vater oder Arzt für die Neapolitaner; den Heißhungrigen ließ er vorsichtig Speise und Kräfte wiedergeben, sie durch gieriges Verschlingen nicht zu töten. Ihr Eigentum, die Ehre ihrer Weiber schützte er; großmütig gab er dem Griechen Konon und seinen Truppen, welche der Kapitulation gemäß sich einschiffen sollten, aber von Widerwinden zurückgehalten wurden, Wagen, Pferde und Zehrung, und ließ sie unter gotischem Geleit nach Rom ziehen. Dann warf er, wie er mit allen andern eroberten Städten zu tun pflegte, die Mauern Neapels auf den Boden; Roms eingedenk, an dessen Wällen die Nation der Goten zugrunde gegangen war, schien er den Befestigungen der Städte Vernichtung geschworen zu haben. Wenn er sie niederreißen ließ, so sagte er den Goten, er tue dies, damit sich kein Feind darin festsetze, und den Bürgern, damit er sie für immer von den Qualen der Belagerung befreie.

Von Neapel aus schickte Totila Briefe an den römischen Senat, welchen er sich bereits dadurch verpflichtet hatte, daß er in Cumä aufgefangene Patrizierfrauen mit Artigkeit zurücksandte.

Den ersten Brief ließ Totila durch gefangene Römer den Senatoren zustellen, und weil der General Johannes ihnen die Antwort untersagt hatte, sandte der König noch mehrere Schreiben versöhnlichen Inhalts nach Rom, wo sie das Volk in Abschriften und Plakaten auf den belebtesten Plätzen mit gemischten Gefühlen las.

Nachdem Totila ganz Campanien unterworfen hatte, brach er am Ende des Winters zwischen 543 und 544 nach Rom auf. Die Kunde, daß der Kaiser Justinian Belisar vom persischen Kriege abberufen und ihm zum

zweitenmal den Oberbefehl über Italien übertragen habe, ängstigte ihn nicht; denn im Norden wie im Süden hatte er sich durch starke Grundlagen gesichert, und er wußte außerdem, daß die Streitkräfte des großen Feldherrn gering waren.

Belisar kam, und während er noch an den Küsten des adriatischen Meers mit Anwerbung von Truppen die Zeit verlor, erschien der Gotenkönig in der Nähe Roms. Die feste Stadt Tibur gewann er durch Verrat. Hier lag die isaurische Besatzung mit den Eingeborenen in Streit, und diese ließen nachts den Feind ein. Die Goten behandelten Tibur schonungslos. Sie erstachen die Bürger, selbst den Bischof und die Geistlichkeit. Tivoli war übrigens auch von Goten bewohnt. Die älteste Urkunde des dortigen Bistums, eine der ältesten überhaupt, die es gibt, ist die Schenkung, welche der Gotengraf Valila der von ihm gestifteten Kirche S. Maria in Cornuta zu Tivoli am 17. April 471 gemacht hatte. Totila ließ in Tibur eine Besatzung zurück, machte sich hierauf zum Herrn des oberen Laufs des Tiberflusses und schnitt dadurch den Römern die Verbindung mit Tuskien ab.

Dies waren seine Einleitungen zur Belagerung Roms, aber er schob sie auch jetzt noch auf, um zuvor die Eroberung vieler Städte Etruriens, Picenums und der Ämilia zu unternehmen, worüber das Jahr 544 und ein Teil des folgenden verstrich. Erst im Sommer 545 lagerte er sich vor Rom.

Die zweite gotische Belagerung Roms ist auf merkwürdige Weise von der ersten verschieden, sie erinnert an jene des Westgoten Alarich. Während Vitiges sein Heer in sieben festen Lagern aufgestellt und die Mauern, welche einer der größten Feldherren aller Zeiten verteidigte, unablässig bestürmt hatte, betrieb Totila die Einschließung Roms mit solcher Ruhe, daß er sich sogar Zeit nahm, von seinem Lager aus andere Kriegsoperationen in der Ämilia auszuführen. Er begnügte sich vor der Hand, die Zufuhren zu hindern, denn oberhalb beherrschte er den Fluß, und den Entsatz von der Meeresseite machte eine Flotte, die er in den Gewässern Neapels aufgestellt hatte, zweifelhaft. Auch hatte er die Befehlshaber in Rom nicht

zu fürchten; ihre Unfähigkeit und Nachlässigkeit zeigte sich in der Folge so groß, daß Totila die Stadt würde mit Sturm genommen haben, wenn er seine Streitkräfte daran hätte wagen wollen. Aber die Erinnerung an das Schicksal des Vitiges schreckte die Goten von den Mauern zurück, und ihre kleine Anzahl mußte jeden Verlust doppelt empfindlich machen.

Zwischen der Stadt und dem Hafen hatte Totila sein Lager aufgeschlagen, acht Millien von Rom entfernt, im Campus Meruli, dem Amselfeld. Diese Stellung an der Straße von Portus war mit Einsicht gewählt, weil hier alle vom Meer kommenden Zuzüge abgehalten wurden; und da die Goten die appische, lateinische und flaminische Straße beherrschten, konnten die Griechen nur von der Tibermündung her den Entsatz Roms versuchen.

Unterdeß war Belisar untätig in Ravenna. Er hatte den Kaiser dringend aufgefordert, ihm Hilfstruppen zu schicken, und während diese langsam zusammengebracht wurden, verwünschte der unglückliche Held sein Los, aus der Ferne zusehen zu müssen, wie sein Ruhm mit dem Schauplatze selbst, wo er ihn errungen hatte, verloren ging. Er klagte sich der Unklugheit an, weil er in Ravenna geblieben war, statt sich mit den wenigen Truppen, die er besaß, nach Rom zu werfen, und Prokopius, der dieser Anklage beizustimmen scheint, mildert sie durch eine philosophische Betrachtung über das Schicksal, welches die besten Entschlüsse der Menschen in das Gegenteil verkehrt, wenn es seine dunkeln Pläne verfolgen will.

Damals war der Papst Vigilius nicht in der Stadt. Nachdem sein Vorgänger Silverius auf sein ränkevolles Betreiben, mit Zustimmung Belisars, auf die Insel Palmaria gebracht und dort verhungert war, hatte nicht nur die Kirche, sondern auch Justinian diesen ruchlosen Vigilius als Papst anerkannt. Er war hierauf mit der Kaiserin Theodora in Zwist geraten, weil er die Beschlüsse des Papstes Agapitus gegen Anthimus und die Sekte der Akephaler aufzuheben sich

weigerte, und endlich hatte die von Justinian befohlene Verdammung einiger Lehrsätze des Origenes zu dem Drei-Kapitel-Streit Veranlassung gegeben. Vigilius wurde nach Konstantinopel berufen und reiste dorthin im Jahre 545 oder 546, gewaltsam aus der Kirche S. Cäcilia aufs Schiff gebracht und von den Römern mit Haß und Verwünschungen begleitet.

Er hielt sich lange in Sizilien auf, wo er sich noch befand, als Totila Rom belagerte. Von den großen Patrimonien, welche die römische Kirche auf der Insel besaß, schickte er Getreide nach dem Tiberhafen. Die Goten wußten darum; sie legten sich an der Mündung des Flusses ins Versteck. Die Griechen, welche sie vom Kastell beobachtet hatten, gaben, als die Proviantflotte einlaufen wollte, um nach Portus zu rudern, den Matrosen durch Schwenken ihrer Mäntel Zeichen umzukehren; man hielt das auf den Schiffen für Winke sich zu nähern, und die ganze Getreideflotte Siziliens fiel in die Hände der Goten. Mit ihr waren auch viele Römer und Valentin, welchen der Papst in Sizilien zum Bischof von Silva Candida ernannt und als seinen Vikar nach Rom geschickt hatte. Vor Totila gebracht und ausgefragt, beschuldigten ihn die Goten der Lüge, und der Unglückliche wurde mit dem Verlust beider Hände gestraft. Diesen Fang machten die Belagerer, nach der Berechnung des Prokopius, am Ende des elften Jahres des Krieges, also im Frühling 546.

Die Hungersnot in der Stadt erreichte jetzt einen nicht mehr erträglichen Grad. In ihrer Verzweiflung wandten sich die Römer an den Diaconus Pelagius, einen hochangesehenen Mann, der kurz vorher aus Byzanz, wo er Nuntius des Vigilius gewesen, zurückgekehrt war und sein großes Vermögen unter das Volk verteilt hatte. Er versah während der Abwesenheit des Papstes dessen Stelle, und übernahm bereitwillig die Gesandtschaft ins Lager Totilas, um vom Könige eine Frist zu verlangen, nach deren Verlauf die Stadt sich zu ergeben versprach, wenn sie keinen Entsatz erhielt. Pelagius konnte sich bei dieser schwierigen Mission des Papstes Leo erinnern, der einst auf derselben Straße nach Portus hinausgegangen war, um das Erbarmen des Vandalenkönigs anzurufen. Der

Gotenkönig empfing den würdigen Gesandten mit Auszeichnung, aber er ersparte ihm vorweg weitläufige Reden, indem er erklärte, alles bewilligen zu wollen außer drei Dingen: keine Fürsprache werde er anhören weder für die Sizilianer noch für die Mauern Roms, noch für die Zurückgabe übergelaufener Sklaven. Denn Sizilien habe zuerst verräterisch die Griechen aufgenommen; die Mauern Roms verhinderten eine offene Feldschlacht und zwängen die Goten die Anstrengung, die Römer die Not der Belagerung zu leiden; endlich dürfe die den Sklaven der Stadt zugesagte Treue nicht gebrochen werden. Pelagius wandte sich seufzend um und kehrte nach Rom zurück.

Die Römer versammelten sich mit Geschrei; ihre Abgeordneten begaben sich nach dem verödeten Palatin, und sie sagten den griechischen Befehlshabern mit Worten, welchen der Hunger eine schreckliche Beredsamkeit verlieh: „Die Römer flehen euch an, sie nicht als Freunde gleichen Stammes noch als Mitbürger gleicher Gesetze, sondern als besiegte Feinde und Kriegssklaven zu behandeln. Gebt denn euren Gefangenen Brot! Wir sagen nicht Ernährung; nein, nur die notdürftigsten Brocken, daß wir unser Leben zu eurem Dienste fristen können, wie es Sklaven geziemt. Dünkt euch dies zuviel, so erlaubt uns frei auszuziehen, damit ihr euch die Mühe erspart, eure Knechte zu begraben; und ist auch dieses Begehren noch zu viel, wohlan! so gebt uns aus Erbarmen allen gesamt den Tod!" Bessas antwortete: Nahrungsmittel habe er nicht für sie; sie fortzulassen sei gefährlich, sie zu töten aber gottlos; Belisar nahe zum Entsatz heran. Und er entließ die ohnmächtigen Redner zu dem verhungerten Volk, welches draußen mit Gier und Stumpfsinn ihrer wartete.

Es erhob sich keine Hand, den Elenden niederzustoßen. Bessas und Konon, von gemeiner Habsucht beherrscht, zogen die Belagerung in die Länge, um aus dem Hunger des Volkes Gold zu prägen. Sie wucherten schamlos mit dem Getreide in den Speichern, und selbst die griechischen Soldaten entzogen den Anteil ihrem Munde, um ihn in Geld zu verwandeln. Denn die reichen Römer zahlten für einen Medimnus oder kleinen Scheffel Korn

sieben Goldstücke, und wer nicht vermögend war, Getreide zu kaufen, hielt sich hochbeglückt, wenn er ein gleiches Maß von Kleienmehl um $1^3/_4$ Goldstücke erstand. Fünfzig Golddenare gab man mit Freuden für ein Rind, wenn dies aufgetrieben wurde. In der Stadt war nichts als Wucher, welcher verkaufte, und Hunger, der kaufte und verschlang. Als die Goldstücke hingegeben waren, sah man die edeln Römer ihr kostbarstes Hausgerät zu Markte tragen und in Korn verwandeln, während die Armen an den Mauern oder an den Ruinen der Säulenhallen, wo einst die Kaiser ihre trägen Vorfahren reichlich gefüttert hatten, das Kraut ausrauften, sich den Magen zu füllen. Endlich ging das Korn aus bis auf den kleinen Vorrat, welchen Bessas für sich selbst aufbewahrt hatte, und Reiche wie Arme machten sich mit gleich großer Gier an Gras und Nesseln, welche sie kochten und verschlangen. Man konnte Römer, hohläugigen Gespenstern ähnlich, auf den öden Plätzen der Stadt umhertaumeln und, die Nesseln noch im Munde, plötzlich tot niederstürzen sehen. Auch die Natur versagte zuletzt das bittere und gemeine Gras; und so endeten viele ihre Pein durch freiwilligen Tod. Unter den schrecklichen Auftritten jener Tage hat Prokopius nur einen einzelnen Fall bemerkt, der nicht minder erschütternd ist als die Szene aus dem Hungerturm des Ugolino. Es war ein Vater von fünf Kindern; von ihnen, die sich nach Brot schreiend an sein Kleid hefteten, bedrängt, ließ er keinen Seufzer hören, sondern er befahl ihnen ruhig, ihm zu folgen. Wie er an die Tiberbrücke kam, verhüllte er als echter Römer sein Antlitz in sein Gewand, und stürzte sich dann kopfüber in den Fluß, während seine Kinder und die Römer ihm mit Stumpfsinn zusahen.

Endlich gaben die Befehlshaber die Erlaubnis, aus der Stadt zu gehen, für eine noch zuletzt erpreßte Summe Geldes, und so leerte sich Rom; aber die elenden Flüchtlinge, welche draußen Nahrung suchen gingen, raffte die Anstrengung des Weges haufenweise hin, und nach griechischem Bericht auch das Schwert der Feinde, eine Grausamkeit, von der wir jedoch die Goten freizusprechen Grund haben. „So weit hatte das Schicksal," ruft Pro-

kopius erschüttert aus, „Senat und Volk der Römer herabgebracht!"

Die Ankunft Belisars im Tiberhafen schien den Dingen plötzlich eine andere Wendung geben zu wollen. Er war von Hydruntum abgesegelt, hatte nur die Mannschaft Isaaks mit sich genommen und dem General Johannes befohlen, durch Calabrien zu marschieren und die Appische Straße zu gewinnen; er selber wollte ihn in Portus erwarten und zusehen, ob er mit den wenigen Truppen Rom entsetzen könne. Es war die höchste Zeit. Als er im Tiberhafen anlangte, fand er, daß die Goten zwischen diesen und Rom ein Hindernis geworfen hatten, welches zu überwinden notwendig aber schwierig war. Neunzig Stadien unterhalb der Stadt hatte Totila den Fluß durch eine Brücke aus gewaltigen Baumstämmen übersperrt, und hüben und drüben zwei hölzerne Türme aufgerichtet. Kein Schiff mochte dies Bollwerk sprengen, dem es sich nur dann erst nähern konnte, sobald eine eiserne Kette durchrissen war.

Belisar mußte diese Brücke zerstören, wenn er Truppen und Getreide in die Stadt bringen wollte. Er wartete noch einige Zeit auf die Ankunft des Johannes, aber diesem kühnen General hatten die Goten in Capua den Weg verlegt. Er forderte Bessas in der Stadt auf, einen gemeinschaftlichen Angriff auf das gotische Lager zu machen, aber der Befehlshaber regte sich nicht, und die Besatzung lag starr und müßig auf den Wällen Roms. Nun beschloß Belisar seinem Genie zu vertrauen. Auf jede Weise wollte er versuchen, die Getreideschiffe in die Stadt zu bringen, und sein Plan war kühn und großartig. Zweihundert Dromonen oder Lastschiffe belud er mit dem Proviant und machte ein jedes zugleich zu einer schwimmenden Burg; denn ihren Bord umgab er mit Planken, in welche Schießscharten eingeschnitten waren. Indem er sie auf dem Strom in Reihen ordnete, sollte ihr Zug von einer schwimmenden riesigen Brandmaschine angeführt werden. Sie bestand aus einem hölzernen Turm, der auf zwei verbundenen Flößen ruhte, die feindlichen Brückentürme an Höhe überragte und oben eine bewegliche mit Brennstoffen angefüllte Barke trug.

Am Tage des Unternehmens übertrug Belisar dem General Isaak das Kastell Portus und die Sicherheit seines Weibes und gab ihm den Befehl, die Hafenstadt nicht zu verlassen, sollte er selbst hören, daß er in größter Not oder gar gefallen sei. Zugleich stellte er an beiden Mündungen des Flusses Truppen in Verschanzungen auf und befahl dem Fußvolk auf dem portuensischen Ufer die Transportschiffe zu begleiten.

Er selbst stieg in die erste Dromone und gab das Zeichen, sich in Bewegung zu setzen. Die Ruderer arbeiteten gegen den Niederfluß des Tiber auf zwanzig Schiffen mit gewaltiger Anstrengung, und man zog vom Ufer her die Brandmaschine langsam vorwärts. Die gotische Wache an der eisernen Kette wurde überwältigt, die Kette selbst durchbrochen, und mit verdoppelter Gewalt ruderte man gegen die Brücke. Das Brandschiff legte sich an den einen der Türme, schüttete den Feuerkahn von oben her aus und setzte jenen in Flammen. Zweihundert Goten und ihr Hauptmann Osdas kamen kläglich um. Ein wütender Kampf entspann sich um die Brücke selbst, gegen welche die Dromonen andrängten, während das Fußvolk sie vom Ufer bestürmte, und die aus ihrem Lager herbeigeeilten Goten sie verteidigten. Das Schicksal Roms hing von wenigen Augenblicken ab, und vielleicht wäre es schnell entschieden worden, wenn Bessas aus der Stadt einen Ausfall gemacht hätte.

Wie der Kampf um die Brücke unentschieden hin und her wogte, brachte ein Bote Nachricht nach Portus, die Kette sei gesprengt und jene genommen. Voll Begier, am Ruhm des Sieges Teil zu haben, vergaß jetzt Isaak die Befehle Belisars: er setzte nach Ostia über, raffte einen Haufen Reiter zusammen und sprengte gegen das Lager der Feinde auf jener Seite. Im ersten Anlauf überrannte er diese, nahm ihre Schanzen und machte sich ans Plündern. Aber die Goten kehrten zurück, warfen die Eingedrungenen wieder heraus und nahmen den tollkühnen General gefangen. Zum Unglück erreichte das Gerücht von Isaaks Gefangenschaft Belisar noch während des Kampfes um die Brücke. In seiner Bestürzung vernahm er den wahren Zusammenhang nicht, sondern glaubte,

Portus selbst, seine Kassen, sein Weib, alle Mittel des Krieges seien in die Hände des Feindes gefallen. Er ließ sofort zum Rückzuge blasen und Schiffe wie Truppen in Eile auf Portus zurückziehen, um den Hafen wieder zu erobern. Als er dort ankam, erstaunte er, keinen Feind, sondern seine eigenen sorgsamen Wachen auf den Zinnen des Kastells zu sehen; sein Schmerz um diese Verblendung war so groß, daß er in ein hitziges Fieber fiel und man seinen Tod erwartete.

So war der Entsatz gescheitert, und Belisar vermochte nicht den Ruhm seiner ersten Verteidigung Roms durch eine zweite zu verdoppeln. Tiefe Ruhe trat ein; in Portus lag Belisar krank; die Lager der Goten blieben still; die verteidigungslose Stadt ein zugesperrtes Grab. Die Mauern Aurelians, welche die ungeheure Öde, aus der das Volk entwichen war, umschlossen, schienen allein noch Rom zu bewachen. Auf den Zinnen kaum ein Posten, kaum hier und da Streifscharen, welche die Runde machten; wer schlafen wollte schlief; kein Hauptmann störte ihn. In den Straßen nur wenige Hungergestalten; Bessas im Palast Gold aufhäufend, und Totila unentschlossen in seiner Schanze, das erhabene Rom anblickend, wo die blutigen Schatten seines Volkes ihn vom Sturm auch jetzt noch abzuschrecken schienen.

Isaurische Wachtposten am Asinarischen Tor verrieten endlich Rom. Sie ließen sich mehrmals nachts an Stricken die Mauer herab, kamen ins gotische Lager und forderten den König auf, das Tor einzunehmen. Die Kundschaft eigener Krieger überwand das Mißtrauen Totilas. In einer Nacht ließen sich vier starke Goten auf die Zinnen hinaufziehen, sprangen in die Stadt und öffneten das Asinarische Tor; hierauf zog das gotische Heer in aller Ruhe ein. Es war der 17. Dezember 546.

Aus Vorsicht hielt Totila sein Heer, da es noch finster war, auf dem lateranischen Felde aufgestellt. Aber ein Tumult erscholl bereits in der Stadt, und der großmütige König ließ die ganze Nacht hindurch die Trompeten blasen, daß die Römer zur Flucht aus den Toren oder in die Kirchen Zeit fanden. Die griechische Besatzung entwich auf das erste Geschrei mit den Führern Bessas und Konon,

und wer von den Senatoren noch ein Pferd besaß, folgte ihnen nach; darunter war Decius und vielleicht auch Basilius, der letzte Konsul des Reichs, während die Anicier Maximus und Olybrius, Orestes und andere Patrizier im S. Peter Schutz suchten. Was sich in die Kirchen zu schleppen Kraft fand, tat es. Als nun die Goten am hellen Morgen durch die Straßen Roms zogen, empfing sie die grauenvolle Stille einer menschenöden Wüste. Prokopius sagt ausdrücklich, in der ganzen Stadt seien nur 500 vom Volk zurückgeblieben, alle übrigen vorher aus Rom entwichen oder durch Hunger umgekommen.

Die Goten hatten jede Veranlassung zu schonungsloser Rache; aber Rom war so leer, daß nicht einmal ihr Haß Nahrung fand, und in so namenloses Elend gesunken, daß es sich in einen Gegenstand des Mitleids auch für unmenschliche Barbaren hätte verwandeln müssen. Die Rachlust der Goten befriedigte sich damit, 26 griechische Soldaten und 60 Römer aus dem Volk niederzuhauen, und Totila eilte, sein erstes Dankgebet in Rom am Apostelgrabe darzubringen. Dem herrlichen Sieger trat auf den Stufen der Basilika der Diaconus Pelagius entgegen, das Evangelium in den Händen und mit dem Ruf: „Herr, schone der Deinen!" Totila sagte dem Priester: „Also kommst du, o Pelagius, doch als ein Flehender?" und dieser antwortete ihm: „Gott hat mich zu deinem Knecht gemacht, und so schone du, o Herr, in der Folge deiner Knechte." Der junge Held tröstete den Gedemütigten mit der Versicherung, daß die Goten das Leben der Römer schonen würden, aber er gab seinen Kriegern, welche dies begehrten, die unglückliche Stadt als Beute preis.

Rom erfuhr eine unblutige Plünderung, denn die verlassenen Häuser gaben ihr Eigentum willig her. Die Stadt war nicht mehr reich wie zur Zeit Alarichs, Genserichs oder noch Ricimers; die ergrauten Paläste der alten Geschlechter standen zum Teil schon lange ausgestorben, und nur wenige schmückten noch Kunstwerke und kostbare Bibliotheken. Doch fand sich noch manche Beute in den Patrizierhäusern, und der Cäsarenpalast lieferte in die Hände des Gotenkönigs alle jene Haufen Goldes,

welche Bessas dort zusammengescharrt hatte. So viele Edle noch in ihren Palästen zurückgeblieben waren, schonte man; sie alle hatten Anspruch auf das tiefste Mitleid, sah man sie in zerrissenen Sklavenkleidern von Haus zu Haus gehen und von ihren eigenen Feinden um Gottes willen einen Bissen Brot erbetteln. In so kläglicher Erscheinung zeigte man den Goten auch eine erlauchte Frau, die vor allen des Erbarmens wert war: Rusticiana, des Symmachus Tochter und die Witwe des Boetius, hatte während der Belagerung ihre Habe zur Linderung der allgemeinen Not dahingegeben, und die edle Matrone durfte nicht erröten, wenn sie jetzt, ein Gegenstand für Tränen, als Bettlerin umherging, ihr schicksalvolles Leben noch kurze Zeit zu fristen. Die Goten zeigten sie einer dem andern, sagten sich mit Erbitterung, daß jenes Weib aus Rache um ihren Vater und Gatten die Standbilder Theodorichs habe umstürzen lassen, und sie verlangten den Tod der edeln Witwe. Aber Totila ehrte das Unglück der Tochter und Gemahlin so berühmter Männer, und weder ihr noch irgendeiner Römerin durfte ein Leid geschehen. So groß war seine Milde gegen alle ohne Unterschied, daß er die Bewunderung und Liebe selbst der Feinde genoß und diese von ihm sagten, er habe mit den Römern wie ein Vater mit seinen Kindern gelebt.

Totila fühlte keinen Haß gegen die Römer; sein Grimm richtete sich nur unversöhnlich gegen die Steine Roms, jene ehrwürdigen Mauern, an denen sein Volk zugrunde gegangen war. Es geschah gerade in dieser Zeit, daß die Goten in Lucanien einen kleinen Verlust erlitten. Auf die Nachricht davon geriet der König in den heftigsten Zorn: er schwor Rom dem Erdboden gleichzumachen; er wollte den größten Teil seines Heeres zurücklassen, nach Lucanien eilen, den wilden Bluthund Johannes zu züchtigen. Sofort gab er Befehl, die Mauern Roms niederzureißen; dies geschah an mehreren Stellen, so daß der dritte Teil dieses Riesenwerks wirklich umgeworfen wurde. Der aufgebrachte König drohte auch die prächtigsten Monumente der Stadt durch

Feuer zerstören zu lassen; „ganz Rom," so rief er, „will ich in einen Weideplatz für das Vieh verwandeln!"

Solche Ausbrüche des Ingrimms ließ Totila hören; aber konnte ein so großmütiger Mann wirklich den Gedanken fassen, seinen Heldennamen durch einen Frevel ohnegleichen zu schänden? Das Gerücht verbreitete sich, die Goten gingen damit um, Rom zu zerstören, und Belisar, welcher, tatenlos im nahen Tiberhafen eingeschlossen, in den Fieberträumen seines verzweifelten Schmerzes den Feind in Rom, der Stadt seines Ruhmes, schalten, rauben und brennen sah, schickte dem Gotenkönige einen abmahnenden Brief. Dieses Schreiben trägt das Gepräge einer großen Seele; es hätte verdient, von den dankbaren Römern in Erz gegraben und in ihrer Stadt aufgestellt zu werden, nicht um Barbaren, sondern um jene Barone und Päpste des Mittelalters abzuschrecken, welche so viele Monumente gewissenlos zerstörten. Belisar schrieb seinem edeln Feinde:

„Die Tat verständiger und des bürgerlichen Lebens kundiger Männer ist es, Städte mit schönen Werken, wenn sie solche nicht besitzen, zu schmücken, das Tun der Unverständigen aber, ihnen die Zierden zu rauben und dies Brandmal ihrer Natur schamlos der Nachwelt zu hinterlassen. Von allen Städten, so viele die Sonne bescheint, gilt Rom als die größte und merkwürdigste. Denn weder hat sie die Macht eines einzelnen Menschen gebaut, noch ist sie in kurzer Zeit zu solcher Größe und Schönheit gediehen, sondern eine lange Reihe von Kaisern, viele Genossenschaften der trefflichsten Männer, unzählige Jahre und Reichtümer haben sowohl alles andere als auch die Künstler von der ganzen Erde dort zu versammeln vermocht. Indem sie nun diese Stadt, so wie du sie siehest, nach und nach erbauten, haben sie dieselbe als ein Monument der Tugenden der Welt den Nachkommen zurückgelassen, so daß ein Vergehen gegen so Großes mit Recht ein ungeheurer Frevel an den Menschen aller Zeitalter sein würde. Denn die Vorfahren würde es des Denkmals ihrer Kraft, die Enkel aber des Anblicks ihrer Werke berauben. Weil nun dieses also ist, so erkenne, wie von zweien Dingen eins mit Notwendigkeit geschehen

muß. Entweder wirst du in diesem Kriege dem Kaiser unterliegen oder ihn überwinden, wenn es möglich ist. Bist du Sieger, so wirst du, o trefflichster Mann, Rom zerstörend, nicht eines anderen Stadt, sondern deine eigene verlieren, sie erhaltend wiederum mit dem allerherrlichsten Besitztum wie billig dich bereichern. Wenn dir aber das schlimmere Los zuteil wird, dann wird dir die Erhaltung Roms beim Sieger vollen Grund zur Gnade geben, die Zerstörung aber weder einen Anspruch auf Schonung noch irgendwelchen Vorteil übriglassen. Den Taten angemessen wird dir das Urteil der Welt zufallen, welches dich in jedem Fall erwartet. Denn wie die Handlungen der Könige sind, also erwächst ihnen mit Notwendigkeit daraus der Name."

Totila schickte seinem großen Gegner eine Antwort, und wir beklagen, daß sie die Geschichte nicht aufbewahrt hat.

Die Wunderwerke Roms wurden verschont; nur manche Häuser waren bei der Plünderung vom Feuer zerstört worden; dieses Schicksal hatte namentlich die transtiberinische Region getroffen, wo sich glücklicherweise wenig schöne Bauwerke befanden.

Im übrigen erfüllte sich die Prophezeiung des heiligen Benedikt, von welcher der große Papst Gregor in seinen Dialogen nur 47 Jahre später erzählte. Als nämlich Totila in Rom eingerückt war, scheint die Furcht allgemein verbreitet gewesen zu sein, die Goten würden, aus Rache ob des Unterganges ihrer Brüder, die ehrwürdige Stadt gänzlich zerstören — und dieser Glaube beweist daß sie niemals aufgehört hatte, Gegenstand der Liebe des Menschengeschlechts zu sein. Der Bischof von Canusium in Apulien war eines Tages nach Monte Casino zu Benedikt gekommen und sprach ihm diese Befürchtung aus; aber der Mann Gottes tröstete ihn mit der Versicherung: „Rom wird nicht von den Barbaren zerstört werden, sondern von Wettern und Blitzen, von Wirbelwinden und Erdbeben gegeißelt, wird die Stadt in sich selbst vermodern."

Nachdem Totila den dritten Teil der Mauern niedergeworfen hatte, gab er Rom freiwillig auf, um nach Lucanien zu ziehen. Er ließ keine Besatzung zurück, son-

7*

dern verlegte nur ein Lager, 120 Stadien von der Stadt entfernt, nach Algidus, um Belisar am Ausrücken aus Portus zu verhindern. Er konnte mit Grund Rom als strategisch und politisch wertlos betrachten, aber es war doch auffallend, daß er sich nicht mit allen Kräften auf Portus warf, um dort den Krieg zu beendigen. Er nahm sämtliche Senatoren als Gefangene mit sich und befahl zugleich allem Volk, samt und sonders Rom zu verlassen und sich in der Campagna zu zerstreuen. Unsere Einbildungskraft sträubt sich, die unermeßliche Hauptstadt der Welt, welche wir uns gewöhnt haben, gleichsam von Nationen bevölkert zu denken, auch nur einen Augenblick lang wie eine Stätte des Fluchs verlassen und völlig menschenleer zu sehen. Aber die Worte des Prokopius sind klar und deutlich, und sie werden durch die bestimmte Erklärung eines andern Schriftstellers bestätigt, welcher sagt: Totila habe die Römer gefangen in die Campagna entführt, und nach dieser Verödung sei Rom mehr als vierzig Tage lang so verlassen gewesen, daß nur Tiere zu sehen sein mochten, aber keine menschliche Seele darin verweilte.

Kaum war Totila nach Apulien abgezogen, so machte Belisar den Versuch, in die unbesetzte Stadt einzuziehn. Er wagte sich mit tausend Mann aus Portus hervor, aber die von Alsium herbeieilenden Reiter zwangen ihn nach einem hitzigen Gefecht zur Umkehr. Er wartete eine günstigere Zeit ab, ließ nur wenig Mannschaft im Hafenkastell, täuschte geschickt die Goten und zog mit allen übrigen Truppen fort und durch das ostische Tor in die Stadt ein. Es war im Frühling 546. Kaum stand der große Feldherr wieder auf dem Schauplatze seines Ruhms, als ihm Genie und Glück in doppelter Stärke zurückzukehren schienen.

Seine erste Sorge war, die Mauern herzustellen. Da er weder hinreichende Arbeiter noch Material noch Zeit besaß, so große Strecken gründlich wieder aufzubauen, so half er sich, so gut er konnte. Die Mauern wurden tumultuarisch aus den Trümmern zusammengehäuft, und

ohne Rücksicht ward dabei mancher edle Marmor oder Travertin angrenzender Monumente benutzt. Kein Bindemittel verband die Steine, nur Pfähle stützten sie außerhalb, und der schon früher um sie gezogene Graben diente, gereinigt und vertieft, als beste Schutzwehr. Nach fünfundzwanzig Tagen beschleunigter Arbeit konnte Belisar die erneuerten Mauern umgehen und sich überzeugen, daß sie wenigstens wie Theaterkulissen aussahen. Von der Campagna zogen die zerstreuten Römer in die Stadt und gaben ihr den Schein einer Bevölkerung wieder.

Totila hatte nicht sobald gehört, der Feind sei in Rom eingerückt, als er, rastlos hin und her fahrend wie Hannibal und so schnell wie er, in Eilmärschen von Apulien zurück kam. Dieser Zug mag planlos erscheinen, weil er nicht glücklich war; und weil der Gotenkönig Rom aufgegeben hatte, ohne zuvor Belisar aus Portus verjagt zu haben, so kann er zum ersten Mal tadelnswert erscheinen. Ohne Zweifel hatte er sich vorgestellt, daß die fast mauerlose Stadt, wenn Belisar in sie wieder einziehen sollte, für ihn unhaltbar sein mußte. Er fand in der Tat die Griechen noch an den Toren arbeiten; denn er selbst hatte zuvor die Torflügel mit sich geführt oder zerstört, und die Zimmerleute Belisars waren mit ihrer Erneuerung nicht fertig geworden. Statt ihrer versperrten nun die Eingänge die Krieger selbst mit ihren Schilden und Lanzen. Die Goten blieben die Nacht in ihrem Lager am Tiber, am Morgen warfen sie sich voll Wut auf die Mauern, welche jetzt der leiseste Stoß eines jener Sturmböcke des Vitiges würde umgeworfen haben. Aber nach einem tagüber fortgesetzen Kampf sahen sie sich mit einbrechender Nacht in ihr Lager am Tiber zurückgeworfen, und sie gestanden sich voll Scham, daß sie vor dem offenen Rom eine Niederlage erlitten hatten. Als sie am folgenden Morgen zu neuem Sturme vorrückten, fanden sie die Mauern mit Schützen wohl besetzt und vor den Toren eine Menge hölzerner Maschinen, die aus vier in rechten Winkeln verbundenen Pfählen bestehend sich nach Belieben drehen oder umkehren ließen, ohne Form oder Bestimmung zu ändern. Das Genie Belisars schien geboren, Rom zu verteidigen, und hier allein unbezwinglich zu sein, während

die Goten, in Künsten der Städtebelagerung wenig erfahren, wie vom Schicksal getrieben, immer wieder an den Mauern Roms ihre Kraft zerstießen. Die Nacht machte auch dem zweiten Sturm ein Ende, und nicht minder unglücklich fiel ein dritter aus, welchen Totila nach mehreren Tagen unternahm. Seine königliche Fahne war nur mit Not aus den Händen der Feinde gerettet worden.

Im Lager überhäuften ihn seine Krieger mit Vorwürfen, diejenigen, welche sein Prinzip, die Befestigungen eroberter Städte zum Teil oder ganz niederzuwerfen, bisher als weise gelobt hatten, tadelten ihn bitter, daß er Rom nicht behauptet, oder wenn er das für unklug gehalten, nicht dem Boden gleich gemacht hatte. Selbst in weiter Ferne erregte das Mißgeschick der Goten vor dem halboffenen Rom und der glückliche Widerstand Belisars tiefes Erstaunen. Noch einige Zeit später wurde Totila deshalb von dem Frankenkönige geschmäht; als er dessen Tochter zur Gemahlin begehrte, gab ihm Theodebert die empfindliche Antwort, er könne nicht glauben, daß ein Mann König von Italien sei, noch daß er es jemals sein werde, welcher das eroberte Rom nicht zu behaupten vermochte, sondern die zum Teil zerstörte Stadt den Feinden wieder überlassen mußte.

Totila ließ vor den verhängnisvollen Mauern Roms einen Teil seines Kriegerruhms und einen größeren seines Glücks; er warf jetzt die Brücken über den Anio ab und zog mit seiner ganzen Macht nach Tibur, das er befestigte. So fand Belisar Muße, die Tore Roms mit erzbeschlagenen Flügeln zu schließen, und zum zweitenmal und mit noch größerem Ruhme konnte er die Schlüssel der Stadt als Trophäen nach Konstantinopel schicken.

Während dieser Zeit hatte der König noch einen andern empfindlichen Verlust erlitten, der das moralische Gewicht seines Unglücks vor Rom verstärkte. Der General Johannes, unermüdlich im kleinen Kriege in Unteritalien, hatte einen kühnen Reiterzug nach Campanien ausgeführt. Dort, vielleicht in Capua, wurden die römischen Senatoren mit ihren Weibern und Kindern in gotischer Gefangenschaft gehalten; von ihnen erzwungene Briefe hatten Totila gedient, die Provinzbewohner zum Gehorsam zurückzurufen.

Johannes überfiel Capua, hieb die gotischen Wachen nieder, befreite die Senatoren und entführte seine Beute glücklich nach Calabrien. Es waren freilich nur wenige Patrizier, deren er sich dort bemächtigen konnte, da sich die meisten schon nach der Einnahme Roms durch Totila zerstreut hatten, aber viele Senatorenfrauen fielen ihm in die Hände; er schickte sie alle nach Sizilien, wo sie jetzt dem Kaiser als Geiseln dienen konnten.

Auf die Kunde von diesem Handstreich eilte Totila von Perugia, welches er gerade belagerte, nach Süditalien. Er überstieg die Berge Lucaniens, fiel auf das Lager des Generals Johannes und zerstreute die Griechen durch die Wälder und Gebirge jener Gegenden. Dann zog er nach Brundisium, wo er eine frisch gelandete Schar griechischer Truppen vernichtete. Indem er jetzt den Schauplatz des Kriegs nach Unteritalien verlegte, zwang er Belisar, Rom wieder zu verlassen, um sich in Person nach Calabrien zu begeben. Der Kaiser selbst befahl diesem, dort den Oberbefehl zu übernehmen. Belisar nahm nur 700 Reiter und 200 Mann Fußvolk mit sich zu Schiffe, übertrug dem General Konon die Verteidigung der Stadt und verließ um die Zeit des Winters 547 für immer Rom, um seither an den Küsten Süditaliens ruhmlos und ohne Glück umher zu irren.

Die Mauern sind die Denkmäler Belisars in Rom; sie haben seinen Namen unsterblich gemacht, nicht weil er sie wiederherstellte, sondern weil er sie mit so bewundernswürdigem Genie zweimal verteidigt hat. Man glaubt, daß er auch die Wasserleitungen herstellte und Rom den Gebrauch der Bäder wiedergab; aber nur die einzige Trajana scheint wirklich von ihm restauriert worden zu sein, weil sie wegen des Betriebs der Mühlen unentbehrlich war. Die großen Kosten für die Wiederherstellung der übrigen Aquädukte konnte nicht mehr bestritten werden; wenn man daher von der Trajana und einigen späteren kümmerlichen Herstellungen absieht, so hörten seit der Zerstörung durch die Goten im Jahre 537 die Aquädukte auf, Wasser nach Rom zu senden, und die wasserreichste Stadt der Welt war jahrhundertelang auf den Tiber, auf Zisternen und wenige Quellen beschränkt, wie in den Zeiten ihrer ersten Kindheit.

Als Belisar den Tiberhafen verlassen hatte, nahm er seinen Lauf gegen das alte Tarent; ein Seesturm warf ihn nach Kroton, wo er in der mauerlosen Stadt mit seinem Fußvolke blieb, während seine Reiterei an den berühmten Gestaden jenes Golfes hinzog, deren griechische Kolonien schon in Verödung zu versinken begonnen hatten. An dem alten Ankerplatz der Thurier, Ruscia (heute Rossano), überfiel und vernichtete sie jedoch Totila, und er zwang dadurch Belisar selbst, sich wieder aufs Meer zu begeben und nach Messina zu entweichen. Es war nach dem Berichte des Prokopius das Ende des dreizehnten Jahres des gotischen Krieges oder um den Frühling 548.

Das ganze folgende Jahr wurde durch Kämpfe in Unteritalien ausgefüllt, welche stets zum Nachteil der Griechen endeten. Der unglückliche Belisar sah ihnen mit tatenlosem Schmerze zu; die Truppensendungen von Byzanz waren spärlich und fruchtlos, und zuletzt war er froh, von Justinian die Zurückberufung nach dem Orient zu erhalten. Sein triumphloses Erscheinen in Konstantinopel, nachdem er fünf unselige Jahre in Italien zugebracht und dies Land in der Gewalt des siegreichen Feindes zurückgelassen hatte, war der tiefste Kummer seines Lebens. Der große Feldherr starb nach ruhmvollen Taten, die ihn antiken Helden vergleichbar machen, in Ungnade und in solchem Dunkel, daß die Sage ihn zum Bilde des Unbestandes alles menschlichen Glückes gemacht hat. Seine Entfernung erleichterte die Pläne Totilas; dieser unermüdliche Krieger, in Wahrheit ein zweiter Hannibal, hatte viele Städte Calabriens bezwungen und brach nun, nach dem Falle des fortdauernd von den Goten belagerten Perugia, zum drittenmal gegen Rom auf, in einem der ersten Monate des Jahres 549.

Die Stadt wurde nicht mehr von Konon befehligt; erbittert über seine Habsucht hatte die meuterische Besatzung diesen General umgebracht und Justinian ihren Abgesandten, römischen Priestern, Verzeihung dieses Frevels gewähren müssen, weil sie sonst Rom den Goten würden überliefert haben. Es lag jetzt Diogenes in der Stadt mit 3000 Mann, ein tapferer und erfahrener Befehls-

haber, der eine glückliche Verteidigung hoffen ließ. Er hatte die Speicher versorgt und sogar die weiten öden Strecken innerhalb der Mauern mit Korn besäen lassen; ein schwermütiger Anblick für die Römer, die um die Trümmer ihrer Größe, vielleicht im Zirkus selbst, Getreide wie im freien Felde sprießen sahen. Schon stand Totila vor Rom, und schon machten die Goten aus ihrem Lager (es war wahrscheinlich das alte unterhalb S. Paul am Fluß) häufige Stürme gegen die Mauern; aber sie wurden mit Kraft zurückgewiesen, und selbst die Einnahme des wichtigen Portus hätte die Eroberung nicht geradezu beschleunigt, wenn nicht auch diesmal der Verrat Totila die Tore öffnete. Es lagen Isaurier im Tor S. Paul; über die langen Soldrückstände aufgebracht und von den Belohnungen ihrer Landsleute, die ehedem den Gotenkönig eingelassen hatten, zur Nachahmung gelockt, boten sie Totila ihre verräterischen Dienste an. In einer Nacht stellte er sein Heer in der Nähe jenes Tores auf; er ließ Musiker auf zwei Kähnen den Tiber hinaufrudern und befahl ihnen, an einer entfernten Stelle mit Macht in die Trompeten zu stoßen. Während nun die Truppen in Rom, von dem plötzlichen Kriegslärm aufgeschreckt, an die scheinbar bedrohte Stelle eilten, öffnete sich das Tor S. Paul, und die Goten stürzten in die Stadt. Was ihnen entgegenkam, wurde niedergehauen; die Griechen entflohen auf der aurelischen Straße nach Centumcellä, aber sie fielen auch dort in den bereitgelegten Hinterhalt, so daß der verwundete General Diogenes nur mit wenigen entrinnen konnte.

Rom war zum zweitenmal in der Gewalt Totilas, bis auf das Grabmal Hadrians. In dieses Kastell hatte sich ein tapferer Hauptmann, der Cilicier Paulus, mit vierhundert Reitern hinein geworfen. Am Morgen von den Goten angegriffen, schlug er sie mit großem Verlust zurück. Sie beschlossen ihn auszuhungern; zwei Tage lang dauerten diese Tapferen aus, verschmähend ihre Pferde zu verzehren, dann beschlossen sie als Helden zu sterben. Sie umarmten einander zum letzten Lebewohl, sie nahmen die Waffen, um hinauszustürzen und ihr Leben teuer zu verkaufen. Aber Totila, der von ihrem Vor-

haben hörte, fürchtete oder ehrte den verzweifelten Todesmut dieser Männer und bot ihnen freien kriegerischen Abzug. Die dankbaren Reiter zogen es vor, mit den Waffen in der Hand unter der Fahne eines freigebigen Siegers weiter zu dienen, als sich ohne sie der Armut und dem Spotte in Byzanz auszusetzen; sie ließen sich, mit Ausnahme ihrer beiden Anführer, unter die Goten reihen.

Totila, jetzt im Besitze Roms, dachte nicht mehr daran, weder die Stadt aufzugeben noch viel weniger sie zu zerstören. Es ist bei dieser Gelegenheit, daß Prokopius erzählt, er sei durch jene höhnischen Vorwürfe des Frankenkönigs zu solcher Sinnesänderung bestimmt worden. Er fand Rom als eine Wüste von wenigem, elendem Volk bewohnt und arm wie die dürftigste Provinzialstadt. Um sie wieder zu bevölkern, rief er sowohl Goten als Römer und selbst Senatoren aus Campanien, sorgte für Zufuhren und gab Befehl, alles was nach seiner ersten Eroberung zerstört worden war, wiederherzustellen. Dann lud er das Volk in den Zirkus Maximus; die letzten Wettfahrten, welche die Römer sahen, gab ihnen zum Abschied ein Gotenkönig. Als die ärmlichen Reihen der Bürger und die wenigen Senatoren sich auf den altersgrauen Stufen des Zirkus niedergelassen hatten, werden sie vor dieser Versammlung von Schatten, vielleicht auch vor dem Spiele selbst, wie vor einem höhnenden Gespenste sich entsetzt haben.

Der Krieg litt Totilas Anwesenheit in Rom nicht lange. Vergebens hatte er gehofft, der Fall der Hauptstadt und so viele Siege in allen Provinzen würden auf Justinian Eindruck machen; sein römischer Gesandter, welcher seinen aufrichtigen Wunsch nach einer friedlichen Ordnung Italiens vor den Thron des Kaisers bringen sollte, war in Byzanz nicht einmal vorgelassen worden; vielmehr hatten die dringenden Bitten des Papstes Vigilius, der sich seit dem Januar 547 dort befand, vereint mit den Mahnungen des Patriziers Cethegus (und beide, der Bischof und das Haupt des Senats, waren die Repräsentanten des national gesinnten Rom), den Kaiser bestimmt, eine größere Anstrengung zur Wiedereroberung Italiens zu machen.

Totila, unermüdet und in genialen Plänen unerschöpflich, verließ Rom noch im Jahre 549, zu derselben Zeit, als er das nahe Centumcellä mit einem Teil seiner Truppen belagert hielt. Mit vierhundert Schiffen, die er erbeutet oder sonst zusammengebracht hatte, trat er plötzlich als Beherrscher der See auf, fuhr von den Küsten Latiums wieder nach dem untern Meer, das verhaßte Sizilien zu bestrafen und die in jenen Gewässern anlangenden Feinde zu vernichten. So trat dieser bewundernswürdige Mann in einer neuen, furchtbaren Gestalt auf. Aber es ist uns die Entsagung auferlegt, den glänzenden Taten Totilas nicht folgen zu dürfen, und weder die Eroberung Siziliens noch Korsikas oder Sardiniens, noch die kühnen Fahrten der Goten, welche mit einemmal Seemänner und Vorläufer der Normannen geworden waren, nach Griechenland selbst können uns zu weit von der Stadt Rom entfernen.

Im siebzehnten Jahre des Krieges, gegen das Ende 551 oder am Anfang 552 erschien Narses auf dem Schauplatze und gab den Dingen eine plötzliche Wendung. Der Kampf eines Helden mit einem Eunuchen ist ein seltsames Schauspiel; aber das Glück, Totilas plötzlich überdrüssig, ließ diesen sinken und jenen steigen, und die hohen Tugenden des Bezwingers waren des Sieges nicht unwert.

Der neue Feldherr, mit ausgedehnter Vollmacht über den kaiserlichen Schatz versehen, freigebig, gewandt und beredsam, sammelte in Dalmatien ein großes Heer, dessen Gemisch das bunte Schauspiel eines Kreuzzuges darbot. Hunnen, Langobarden und Heruler, Griechen, Gepiden und selbst Perser, an Gestalt, Sprache, Waffen und Sitten voneinander verschieden, aber alle von gleicher Gier nach den Schätzen Italiens erfüllt, musterte Narses in Salona. Er führte hierauf diese Truppen geschickt längs den sumpfigen Gestaden des Adriatischen Meers nach Ravenna, und Totila wurde durch die unerwartete Nachricht aufgeschreckt, daß der Feind bereits gegen die Apenninen vorrücke.

Der Gotenkönig befand sich in Rom, als Narses von Ravenna heranzog, und er erwartete dort diejenigen Goten, welche bisher unter Tejas bei Verona gestanden hatten,

um den Feinden den Poübergang zu verschließen. Nachdem sie, mit Ausnahme von 2000 Reitern, angelangt waren, brach er auf, durchzog Tuskien und lagerte am Apennin, an einem Ort, welcher Taginas genannt wurde. Bald nachher kam Narses dort an und schlug ihm gegenüber, nur hundert Stadien entfernt, sein Lager auf, an den Gräbern der Gallier (Busta Gallorum), wo einst Camillus, einer Sage nach, dieses Volk besiegt haben sollte. Es ist das Gefilde bei Gualdo Tadino.

Hier war es, wo die Heldengestalt des Totila zum letztenmal gesehen wurde. Prokopius zeigt ihn uns vor dem Beginne des Kampfes zwischen beiden Heeren, und wir glauben das Bild eines Ritters des Mittelalters vor uns zu haben. Mit einer von Gold strahlenden Rüstung bekleidet, Helm und Lanze mit fliegenden Roßschweifen von königlichem Purpur geschmückt, saß er hoch auf herrlichem Streitroß und gab beiden Schlachtordnungen den Morgen über ein Schauspiel seiner ritterlichen Kunst. Er tummelte sein Pferd, Kreise um Kreise schlingend, auf dem Gefild, während er selbst sich bald überbog, bald hie und da mit jugendlicher Gewandtheit sich wendete oder den Speer in die Luft schleuderte, um ihn im gestreckten Ritte wieder aufzufangen. Die Nacht darauf war er tot. Seine Schlachtordnung wurde zerbrochen und in Flucht aufgelöst; er selber, durch einen Pfeil verwundet, floh; ein Gepide durchstieß ihn von rückwärts mit der Lanze; seine Gefährten geleiteten ihn mit Not bis zu dem Orte Capras, wo er starb und eilig, auf der Flucht, in die Erde verscharrt wurde. Es war im Sommer 552.

Der griechische Geschichtschreiber hat sich selbst durch seine Klage über das unwürdige Schicksal eines so ruhmvollen Feindes geehrt, und andre haben ihn voll Bewunderung unter die Heroen des Altertums versetzt. Wenn die Größe des Helden nach der Menge der Hindernisse, die er überwinden, oder nach der Widerwärtigkeit des Schicksals, welches er zu bekämpfen hat, gemessen wird, so ist Totila der Unsterblichkeit noch werter als Theodorich. Denn er stellte in seiner Jugend dessen zertrümmertes Reich mit Tatkraft und Genie nicht allein unter beispiellosen Kämpfen wieder her, sondern er behauptete

es auch elf Jahre lang gegen Belisar und die Heere Justinians. Wird endlich der Wert eines Mannes nach den Tugenden bestimmt, die der Seele Adel verleihen, so gibt es unter den Heroen des Altertums wie der nachfolgenden Zeiten wenige, die diesem Goten an Großmut, Gerechtigkeit und Mäßigkeit gleich gewesen sind.

Das verfallende Rom und das aufkommende Mönchtum

Mit dem Untergange des gotischen Reichs beginnt der Zerfall der antiken Gestalt Italiens und Roms. Die Gesetze, die Denkmäler, selbst die geschichtlichen Erinnerungen sinken in Vergessenheit. Die Tempel stürzen ein. Das Kapitol erhebt noch auf seinem öden Hügel eine verlassene Wunderwelt von Prachtmonumenten des größten Staats der geschichtlichen Menschheit. Der Kaiserpalast, noch in seinen Hauptmassen unzerstört, ein riesiges Labyrinth von Hallen und Höfen, von Tempeln und tausend kunstvollen Räumen, die vom feinsten Marmor strahlen und noch hier und da mit golddurchwirkten Teppichen bekleidet sind, zerfällt und wird zu einer geisterhaft ausgestorbenen Burg. Nur in einem kleinen Teile des Palatium wohnt der byzantinische Dux, ein Eunuch vom Hofe des griechischen Kaisers oder ein halbasiatischer General, mit seinen Schreibern, Dienern und Wachen. Die Prachtfora der Cäsaren und des römischen Volks veröden und werden sagenhaft. Die Theater und der große Zirkus Maximus, wo die Wagenspiele, die liebste und letzte Ergötzung der Römer, nicht mehr gefeiert werden, füllen sich mit Schutt und Gras. Das Amphitheater des Titus steht unerschüttert, aber seiner Zierden beraubt; die unermeßlichen Thermen der Kaiserzeit, von keiner Wasserleitung mehr versorgt und nicht mehr im Gebrauch, gleichen in der Wildnis verfallenen Städten, welche der Epheu zu umspinnen beginnt. Die kostbare Marmorbekleidung ihrer Wände stürzt her-

unter, oder sie wird gewaltsam abgerissen, und die musivischen Fußböden lösen sich. Noch stehen in schön gemalten Hallen antike Badesessel von lichtem oder dunklem Stein und prächtige Wannen von Porphyr oder von orientalischem Alabaster; die Priester Roms holen diese wie jene nach und nach, damit sie in den Sanktuarien ihrer Kirchen als Bischofstühle dienen, in der Konfession die Gebeine irgendeines Heiligen aufnehmen oder in der Taufkapelle als Becken verwandt werden. Aber ihrer manche und viele Statuen bleiben verlassen stehen, bis sie das einstürzende Gemäuer erschlägt oder der Schutt für Jahrhunderte begräbt.

Der menschliche Geist ist unfähig, sich in die Seele des Römers aus der Zeit des Narses zu versetzen und nachzuempfinden, was er empfand, wenn er das verwitternde Rom durchwanderte und die weltberühmten Werke des Altertums, alle die zahllosen Tempel, Triumphbogen, Theater, Säulen oder Standbilder zugrunde gehen oder schon hingestürzt liegen sah. Die Verödung Roms nach der epochemachenden Katastrophe unter Totila, in der ersten Zeit der byzantinischen Herrschaft, als sich das an Zahl geringe Volk, von Hungersnot und Pest gegeißelt und vom Schwert der Langobarden bedroht, in der weiten Stadt der Cäsaren verlor, zu schildern, mag sich die Phantasie bemühen, doch ihr wird die Kraft versagen, ein so furchtbares Nachtgemälde darzustellen. Rom verpuppte sich zugleich und verklösterte sich auf seltsame Weise. Die Metropole der Welt wurde eine geistliche Stadt, worin Priester und Mönche rastlos Kirchen und Klöster bauten und das ganze städtische Leben beherrschten. Aber das bürgerliche Volk der Römer, jeder politischen Kraft beraubt, tief herabgekommen, ein Haufe moralischer Ruinen, scheint in den Trümmern des großen Altertums einen Schlaf von Jahrhunderten zu schlafen, bis es im 8. Jahrhundert durch die Stimme des Papsts zu neuer Tätigkeit erweckt wird.

Der Papst hat während dieser Zeit den Bau der römischen Hierarchie aufgeführt. Das allmähliche Wachstum und Emporsteigen dieser geistlichen Macht aus dem Schutte des antiken Staats, unter den schwierigsten Verhältnissen,

wird als eine der größten Verwandlungen in der Geschichte ewig das Erstaunen der Nachwelt sein. Doch dies zu verfolgen ist die Aufgabe des Geschichtschreibers der Kirche, nicht des Annalisten der Stadt Rom, und wir begnügen uns daher, den Gang dieser Dinge im allgemeinen anzudeuten.

Das politische Leben Roms wurde mit dem Sturze jener Goten beschlossen, welche noch die Staatseinrichtungen der Römer eine Zeitlang aufrechtgehalten hatten. Indem wir nun die Geschichte der Stadt fortsetzen, treten wir schon in die Periode ihres päpstlichen Mittelalters ein. Denn alle Lebenskraft, die noch den Römern geblieben war, wurde jetzt in den ausschließlichen Dienst der Kirche hinübergeleitet, während die bürgerlichen Triebe abstarben. Nachdem die Herrlichkeit Roms versunken war, stand nur sie, die Kirche, lebenskräftig da. Sie allein hielt die moralische Einheit Italiens zusammen, sobald der römische Staat zertrümmert war; und dies verlieh ihr eine imperatorische Kraft. Die geistliche Macht pflanzte ihr heiliges Banner auf dem Schutte des Altertums auf, und sie verschanzte sich hier hinter den Mauern Aurelians, deren weltgeschichtliche Wichtigkeit wir schon bemerkt haben. Sie rettete in diesen Mauern auch das lateinische Prinzip der Monarchie, das römische Zivilgesetz und die Überlieferungen der antiken Kultur. Sie unternahm von hier aus den großen Kampf mit den Barbaren, welche das große Reich zertrümmert hatten; sie zivilisierte diese durch das Christentum und unterwarf sie dem Kanon der Kirchengesetze. Ihre kulturgeschichtliche Aufgabe wäre unmöglich gewesen, wenn die in Italien herrschenden Germanen auch die Stadt Rom erobert hätten. Sie belagerten dieselbe wiederholt; aber die Erhaltung Roms erscheint als ein historisches Gesetz. Selbst die italienischen Eroberungen der Langobarden, welche die römische Kirche mit dem Untergange bedrohten, dienten schließlich zu deren Siege. Sie schwächten die Macht der Byzantiner, die ihnen übrigens zwei Jahrhunderte lang in Ravenna widerstand; sie zwangen die römischen Bischöfe, mit Aufbietung aller Kraft eine selbständige Politik zu treiben, aus der sich allmählich die italienische Machtstellung des Papsttums ergab; sie belebten auch den Nationalgeist der Römer

wieder, welche sie aus der tiefsten Ohnmacht zur bewaffneten Selbstverteidigung aufriefen. Bald konnte die römische Kirche die Langobarden katholisieren und, in sich selbst fest gegründet, auch von Italien geschützt, in einen dogmatischen Kampf mit Byzanz sich einlassen, der zur politischen Revolution wurde. Aus ihr ging sie dann als eine reiche weltliche Macht und Herrin der ewigen Stadt hervor. Das Resultat des langen Kampfes der Päpste mit den Langobarden wie mit der griechischen Staatsgewalt war dies, daß diese von Europa ausgestoßen, die Freiheit der Kirche errungen und das abendländische Reich als ein feudales, christliches Imperium der vereinigten Lateiner und Germanen geschaffen wurde.

Mitten aus dem Schutt des Reichs und der Stadt der Römer erhebt sich zuerst, noch in der letzten Gotenzeit, die ernste Gestalt eines lateinischen Heiligen, welcher der Charakter jener Übergangsepoche gewesen ist; denn sein Leben und Wirken eröffnet die finstern Jahrhunderte, die wir jetzt zu schildern haben. Dieser merkwürdige Mann war Benedikt, der Sohn des Euprobus, im umbrischen Nursia um das Jahr 480 geboren, der Patriarch des abendländischen Mönchtums. Als Knabe von vierzehn Jahren kam er nach Rom, um sich daselbst in den Wissenschaften auszubilden, und man bezeichnet noch heute in Trastevere die kleine Kirche San Benedetto in Piscinula als die Stelle, wo das Haus seines begüterten Vaters soll gestanden haben. Der Jüngling wurde unter dem Schrecken der zusammenfallenden Römerwelt von unwiderstehlicher Neigung ergriffen, ihr zu entfliehen und sich in der Einsamkeit der Betrachtung des Ewigen zu weihen. Er entwich nach Sublacus, wo der Anio eins der schönsten Täler Italiens durchfließt. Hier lebte er in einer Höhle, von einem Anachoreten Romanus mit Speise versorgt. Der Ruf seiner Heiligkeit wurde laut. Gleichgesinnte Weltflüchtlinge strömten ihm zu, und bald konnte er in jenen Bergen zwölf kleine Klöster errichten. Dort lebte er viele Jahre, durch seine Schwester Scholastica ermuntert, und beschäftigt mit der

Feststellung seiner Ordensregel. Selbst angesehene Patrizier brachten ihm ihre Kinder zur Erziehung; der Senator Equitius führte ihm seinen Sohn Maurus, Tertulus seinen Sohn Placidus zu; und in diesen Jünglingen erzog sich Benedikt seine Apostel für Gallien und Sizilien. Aber der Ruhm des Ordensstifters erregte den Neid der Priester in Varia oder Vicovaro, welche sich verschworen, den Heiligen zu vertreiben. Die Legende erzählt, daß sie eines Tages sieben schöne Hetären in das Kloster brachten, worauf einige der Schüler Benedikts der Versuchung zur Sinnenlust erlagen. Der Heilige aber beschloß, das entweihte Subiaco zu verlassen; von drei Raben begleitet, von Engeln über seinen Weg unterrichtet, wanderte er auf den Berg des Castrum Casinum in Kampanien. Er fand dort noch Heiden, denn so wenig hatten die Gesetze der letzten Kaiser den antiken Götterdienst zu vertilgen vermocht, daß selbst noch Theodorich ein Edikt gegen die Anhänger der Idole hatte erlassen müssen. Nicht sobald war Benedikt in Casinum angelangt, als er die Altäre der Götzen umstürzte und den letzten Apollotempel, von dem die Geschichte redet, zerstören ließ. Aus seinen Trümmern errichtete er ein Kloster, ohne Furcht vor dem Dämon, der auf einer umgeworfenen Säule sitzend den Bau zu hindern suchte. Das Kloster, die spätere Abtei Monte Cassino, wurde im Laufe der Zeit die ehrwürdige Metropole aller Benediktinerklöster des Abendlandes; es hat durch das finstre Mittelalter als ein einsamer Leuchtturm der Wissenschaft sein segensreiches Licht verbreitet. Ein Hauch der Musen rettete sich aus dem zerstörten Apollotempel in diese Akademie betender und zugleich studierender Mönche. Ihre Stiftung durch Benedikt fällt merkwürdigerweise in dasselbe Jahr 529, in welchem der Kaiser Justinian die letzten Philosophen aus der platonischen Schule in Athen vertrieb.

Dort war es auch, wo der Held Totila den Heiligen besuchte, den er vergebens in einer Verkleidung zu täuschen hoffte, und wo er aus seinem Munde die Prophezeiung seiner Schicksale vernahm; dort gab endlich Benedikt jene Weissagungen über die Zerstörung Roms durch die Elemente, welche spätere Schriftsteller anzuführen pflegen, um die Goten von gehässigen Beschuldigungen

zu befreien. Der heilige Patriarch starb daselbst um das Jahr 544, bald nach dem Tode seiner frommen Schwester. Das merkwürdige Leben des Vaters des abendländischen Mönchtums hat die Legende mit Dichtungen geziert, welche Maler des Mittelalters in zahllosen Fresken in der oberen Felsenkirche zu Subiaco dargestellt haben. Sie zeichnen sich durch Anmut und Sauberkeit der Phantasie aus; frei von der Grellheit der Martergeschichten wie vom Unsinn späterer Legenden, sind sie das wahre Heiligenepos des Mönchtums zu nennen. Schon der Papst Gregor, ein jüngerer Zeitgenosse Benedikts, widmete der legendären Geschichte des Heiligen das zweite Buch seiner Dialoge, und mehr als zwei Jahrhunderte später sühnte der Langobarde Warnefried oder Paul Diaconus, als Mönch in Monte Casino, die Schuld seines Volks, welches dies Kloster zerstört hatte, durch kunstvolle Distichen, n denen er die Wunder Benedikts verherrlichte.

In einer Zeit, wo sich die politische Ordnung des römischen Reiches auflöste, die bürgerliche Gesellschaft in Trümmer ging und viele Menschen einem instinktartigen Drange in die Einsamkeit folgten, hatte sich jener außerordentliche Mann erhoben und zum Gesetzgeber in dieser Sphäre des christlichen Gefühlslebens aufgeworfen. Es gab freilich schon vor Benedikt Mönche im Abendlande. Sie lebten nach der Regel des Griechen Basilius oder des Equitius aus der Valeria, des Honoratus von Fundi, des Hegesippus vom Kastell Lucullanum in Neapel, oder nach anderen Ordnungen, zum Teil umherschweifend und ohne Zusammenhang. Nun aber trat Benedikt mit einer römischen Reform des Klosterlebens auf, und er gab diesem eine bleibende Gestalt. Die lateinische Kirche erhielt durch ihn die erste selbständige Klosterorganisation, wodurch sie sich vom Einfluß des Orients befreite. Dies gibt Benedikt eine durchaus nationale Bedeutung für Rom und das Abendland.

Wenn man das Institut der Klöster aus den Grundsätzen der heutigen Gesellschaft beurteilt, so kann man einem Manne wie Benedikt nicht gerecht werden, aber faßt man es aus den Bedürfnissen seiner Zeit auf, so gehört er zu den größten Erscheinungen des frühen Mittelalters,

dessen Pythagoras er gewesen ist. Beiden Gesetzgebern schwebte ein soziales Ideal vor; jenes des großen Griechen sollte sich in einem Bruderbunde freier und philosophischer Menschen verwirklichen, welche alle Pflichten des Lebens in Familie und Staat zu erfüllen hatten. Die Mönchsrepublik Benedikts hatte dagegen die engsten sozialen Grenzen; er konnte sie nur auf Kosten der bürgerlichen Gesellschaft durchführen. Indem er jene christlichen Ideen der Verleugnung des Staats in seine Gesetze aufnahm und die Ehe verwarf, schuf er nur einen Bruderbund von Anachoreten, und diese Genossenschaften waren klein an Zahl, inselartig zuerst in der Einsamkeit der Berge, dann auch in den Städten abgesperrt. Die Freiheit von der Welt trat nur in der peinvollen Gestalt der Knechtschaft auf, denn die sie genossen, waren gelobte Sklaven des Herrn. Das Problem, ob es möglich sei, das Himmelreich auf Erden darzustellen, sollte in Klostervereinen gelöst werden, und diese Demokratie der Heiligen wurde durch Schuld der irdischen Bedürfnisse mit der Zeit eine Karikatur. Die furchtbare Beschränkung des Menschen in einer bloß mystischen Freiheit, worin er vom Kampf mit den Leidenschaften der Welt, wie vom Genusse ihres Reichtums ausgeschlossen ist, liegt außer der Bestimmung der Natur, doch nicht außerhalb der Grenzen der menschlichen Verfassung, Und je liebloser, unfreier und unglücklicher die Gesellschaft im allgemeinen ist, desto häufiger werden diejenigen sein, welche gezwungen oder freiwillig einer häßlichen Welt entsagen und zu den Idealen ihrer innern Sehnsucht fliehen. Der hochgesinnte Benedikt sammelte die religiösen Triebe jener schrecklichen Zeit in seiner Republik von Heiligen und formte sie als ein Gesetzgeber; es war seine Absicht, die christlichen Prinzipien des Gehorsams vor dem moralischen Gesetz, der Demut und Liebe, der Selbstlosigkeit, der sittlichen Freiheit und endlich der Gütergemeinschaft in praktischen Schulen zu verwirklichen. Dies ist schon das Große in seinem Orden, daß er zeigte, wie jene Grundsätze nicht bloße Ideale seien, sondern wirklich durchgeführt werden können: und wenn man dem für die Kultur einst so wichtigen Mönchtum ein gerechtes Lob erteilen will, so ist es dies, daß es in einer barbari-

8*

schen Zeit den rohen Begierden des Egoismus eine Gemeinschaft tätiger und entsagender Menschen entgegenzustellen vermocht hat. Benedikt ließ seine Mönche nicht in träger Beschaulichkeit die Tage verschlafen, sie mußten nach dem sozialen Prinzip der Arbeitsteilung arbeiten, mit Hand und Kopf, und die Benediktiner wurden Lehrer des Ackerbaus, des Handwerks, der Künste und Wissenschaften in vielen Ländern Europas — das bleibende Verdienst dieses menschlichsten aller Orden, die dem Christentum entsprungen sind. Er diente schon seit seinem Entstehen der Gesellschaft als Zufluchtstätte; Söhne reicher und angesehener Familien traten in ihn ein, so daß er schon dadurch und vollends durch Bildung und Beschäftigung mit der Wissenschaft ein vornehmes Gepräge erhielt. Die Benediktiner waren in der Tat die Aristokratie des Mönchtums. Ihre Klöster breiteten sich schnell über das Abendland aus; Spanien, Gallien, Italien, England und seit dem VIII. Jahrhundert auch Deutschland wurden mit ihnen erfüllt. Die römische Kirche benutzte sie alsbald zu ihren eigenen Zwecken, denn sie wurden für dieselbe, was für das alte Rom die Militärkolonien gewesen waren, und kaum war das Reich zertrümmert, so drangen römische Mönche, barfuß, den Strick um die Lenden, ohne Furcht bis zum äußersten Thule und in jene wilden Gegenden des Westens als Eroberer ein, welche einst die alten Konsuln an der Spitze ihrer Legionen nur unvollkommen bezwungen hatten.

Um diese Zeit entstanden in allen Teilen Italiens neue Klöster. Unter ihnen betreten wir eins mit wahrer Ehrfurcht; denn es ist das letzte Asyl des Cassiodor. Nachdem dieser Staatsmann dreißig Jahre lang unter Theodorich, Amalasuntha, Athalarich und Vitiges Italien verwaltet und von den Italienern für so lange Zeit die Barbarei abgewehrt hatte, zog er sich lebensmüde und an der Welt verzweifelnd aus dem untergehenden Rom zurück; mit sich selbst hat er dann die Wissenschaft und die Staatsweisheit des Altertums in der Zelle eines Klosters begraben. Er gründete das Monasterium Vivariense im Jahre 538 in seiner kalabrischen Vaterstadt Squillace, deren reizende Lage (er vergleicht sie einer von

den Felsen herabhängenden Weintraube) er selbst geschildert hat. Nachdem er der Theologie durch einige Schriften einen klassischen Geschmack einzuflößen versucht hatte, starb er mehr als hundertjährig im Jahre 545: ein Zeitgenosse des Boetius und des Benedikt, welche Männer man nur nebeneinander zu nennen braucht, um die Kontraste jener Zeit zu begreifen. Cassiodor, als der letzte Römer in einer Mönchskutte sich zum Sterben niederlegend, ist eine tief tragische Gestalt, denn in ihm hat sich das Schicksal der Stadt Rom selber ausgesprochen.

In Rom bestanden um jene Zeit bereits viele Klöster; seitdem daselbst Athanasius von Alexandrien, der Schüler des Ägypters Antonius, um die Mitte des 4. Jahrhunderts das Mönchtum eingeführt hatte, war dieses schnell verbreitet worden. Augustinus spricht von Klöstern in Rom, und Hieronymus zählt hier mit Genugtuung viele Mönche und Nonnen. Er hat in einem Brief an die fromme Römerin Principia anziehende Aufschlüsse besonders über die Entstehung der Nonnenklöster in der Stadt gegeben. Die Pflegetochter der berühmten Marcella hatte ihn um einen Lebensabriß dieser Matrone gebeten, und Hieronymus wußte die Heilige nicht besser zu ehren, als indem er von ihr rühmte, daß sie die erste Nonne Roms aus adligem Geschlecht gewesen sei. Marcella, einer Familie angehörend, welche eine Reihe von Konsuln und Präfekten zu ihren Ahnen zählte, hatte im siebenten Monat ihrer Ehe den Gemahl verloren, die Bewerbungen des Konsuls Cerealis abgewiesen und das Nonnenleben erwählt. Mit kühner Seele hatte sie sich über die Schmach hinweggesetzt, welche ihr ein so unerhörter Schritt in den Augen vornehmer Frauen zuzog. Es war nicht lange nach der Zeit, als Athanasius und später Petrus von Alexandrien, vor der Verfolgung durch die Arianer flüchtig, nach Rom gekommen waren. Die Ansichten, welche diese Menschen hier verbreitet hatten, und die wunderbaren Erzählungen von dem Leben des Pachomius und Antonius, der Nonnen und Mönche in der Felsenwüste der Thebais, entzündeten die schwärmerische Phantasie Marcellas, und die fromme Witwe hätte in ihrer Begeisterung alle Frauen der Stadt in ein Kloster

vereinigen mögen. Es dauerte Jahre, ehe ihre Propaganda wirkte, dann aber zählte sie mit Stolz unter ihren Akolythen die edeln Römerinnen Sophronina, Paula und Eustochium. Sie lernte endlich Hieronymus selbst in Rom kennen und unterhielt mit ihm fortan einen lebhaften brieflichen Verkehr. Es ist ungewiß, ob Marcella das erste römische Nonnenkloster in ihrem Palast auf dem Aventin angelegt hat; denn anfangs lebte sie nicht in der Stadt, sondern erwählte sich ein Landgut zum Kloster, wo sie mit ihrer Schülerin Eustochium wohnte. „Ihr lebtet dort lange," so schrieb Hieronymus; „durch euer Beispiel sind viele bekehrt, und Rom hat sich zu unserer Wonne in Jerusalem verwandelt; denn zahlreich sind dort die Klöster der Jungfrauen, unzählbar ist die Menge der Mönche."

Wo es in der Stadt Kirchen gab, begann man auch Klöster daneben einzurichten; so hatte schon Leo I. eins am S. Peter gebaut und S. Johann und Paul geweiht. Das Auftreten Benedikts gab dieser Richtung der Zeit eine neue Kraft. Reiche Patrizier stifteten Konvente: Gregor vom berühmten Geschlecht der Anicier verwendete das Vermögen seines Hauses dazu, in dem anicischen Palast auf dem Clivus Scauri ein Kloster zu errichten, welches er dem Apostel Andreas weihte. Es dauert noch neben der 'Kirche S. Gregors auf dem Cölischen Berge fort. Als dieser berühmte Mann Papst wurde, war die Menge der Mönche und Nonnen, sei es in wirklichen Klöstern, sei es in einzelnen Zellen, schon so groß, daß er allein 3000 Nonnen zählen konnte, welche aus dem Kirchengut jährliche Austeilungen erhielten.

Die Klosterstiftung Benedikts war noch in der letzten Gotenzeit entstanden und demnach der Invasion Alboins voraufgegangen. Die Kirche erhielt in ihr eine der stärksten Waffen, womit sie jene anfangs so furchtbaren Langobarden bezwingen konnte. Denn diese rohen Völker, arianischen Glaubens wie die Goten, doch mit heidnischen Stämmen Deutschlands und Sarmatiens gemischt, waren unfähig, die antike Kultur, die sie noch in Italien vorfanden, ohne ihre Vermittlung aufzunehmen. Sie wurden erst durch die lateinische Kirche gezähmt, welche ihnen allmählich auch die Überreste der klassischen Bildung mit-

teilte, die sich in jene Klosterasyle geflüchtet hatten. Aber mehr als 150 lange Jahre gingen hin, ehe die Langobarden diese Umwandlung an sich selbst vollzogen — eine der schrecklichsten Epochen in der Geschichte Italiens. Die Städte dieses Landes bestanden noch, als jenes Volk einbrach, obwohl durch Attila und die Gotenkriege verheert und entvölkert, in ihrer römischen Gestalt, voll von öden Prachtmonumenten des Altertums. Sie fielen jetzt eine nach der andern in die Gewalt jener Barbaren, und mit ihnen gingen auch die Reste altlateinischer Gemeindeverfassung unter. Ein anderer Geist lebte im Volke Alboins als in dem des großen Theodorich; die Goten schützten die lateinische Kultur, die Langobarden zertrümmerten sie. Sie füllten indes eine tiefe Lücke in Italien aus, denn sie zogen in jene Landschaften ein, welche von der Pest und den Kriegen verödet waren; sie kolonisierten dieselben neu, gaben ihnen den Ackerbau wieder und eine frische Bevölkerung, die sich allmählich latinisierte, während aus ihr zahlreiche Geschlechter hervorgingen, welche in langen Jahrhunderten vom Po bis tief nach Süditalien herab die Annalen der Kirche und der Staaten mit ihren Namen erfüllt haben.

Gregor der Große

Nach dem Tode des Papstes Pelagius II., der 590 an der Pest gestorben war, fiel die einstimmige Wahl des Klerus und Volks auf Gregor, einen Mann, der unter den größten Päpsten unsterblich geworden ist. Er stammte vom alten Hause der Anicier, welches alle andern Geschlechter Roms in den letzten Zeiten des Reichs überstrahlt hatte. Sein Großvater war der Papst Felix, sein Vater hieß Gordianus, seine Mutter Silvia, die neben S. Saba auf dem Aventin einen Palast besaß: auch seine Muhmen väterlicher Seite, Tarsilla und Emiliana, waren heilige Jungfrauen, während die dritte Schwester Gordiana es vorgezogen hatte, in der Welt zu leben. Gregor wuchs in der schrecklichsten aller Zeiten auf, wo die Langobarden sein Vaterland unterjochten, vor Rom selbst erschienen und mit

wilder Zerstörungswut die letzten Reste der lateinischen Kultur vernichteten. In der Jugend für die zivile Laufbahn bestimmt, erwarb er sich alle diejenige rhetorische und dialektische Bildung, welche in Rom gelehrt wurde, wo ihm kaum noch jene Schulen zugute kommen konnten, die einst Theodorich gepflegt hatte. Er bekleidete die städtische Präfektur, ein Amt, welches nicht erloschen war. Was aber konnte in jener Zeit ein edler Römer im Staate leisten, zu welcher Ehrenstufe in der Republik sich emporschwingen? Das höchste Ziel, welches dem Nachkommen der Anicier winkte, konnte nur der Thron des Bischofs sein. Von den politischen Zuständen Roms abgestoßen, nahm Gregor wie Cassiodorus das Mönchsgewand; der Mann, „welcher im seidenen, von Edelsteinen schimmernden Prachtkleide in der Stadt daherzuschreiten gewohnt war, wurde in geringer Kutte dem Dienst des Herrn geweiht." Wir hörten, daß er sein Vermögen zur Stiftung von Klöstern verwendete; er errichtete deren sechs in Sizilien, und dies beweist, daß seine Familie dort reich begütert war. Pelagius machte ihn zum Diaconus und Nuntius in Konstantinopel, und ganz Rom wählte ihn endlich einstimmig zum Papst.

Niemand schien geeigneter, die Kirche in so großer Bedrängnis zu lenken, als der angesehenste, wohltätigste Bürger der Stadt, ihr ehemaliger Präfekt. Aber der Erwählte suchte dem hohen Beruf auszuweichen; er forderte den ihm befreundeten Kaiser Mauritius durch Briefe auf, seine Wahl nicht zu bestätigen. Sie wurden vom Stadtpräfekten Germanus aufgefangen und mit dringenden Ermahnungen, diese Wahl gutzuheißen, vertauscht. Während der Vakanz des heiligen Stuhls lag die Verwaltung der Kirche in den Händen des Archipresbyter, des Archidiaconus und des Primicerius der Notare; es scheint, daß man Gregor allein die Stellvertretung übergab. Denn ehe er noch geweiht war, befahl er die Abhaltung einer dreitägigen Bußprozession, den Himmel um Erlösung von der Pest anzuflehen. Diese wütete noch fort; er selbst sagte in seiner Bußpredigt, die er in der Kirche S. Sabina am 29. August hielt, daß die Römer in Menge dahinstarben und die Häuser leer blieben. Indem nun diese

schreitenden Trauerchöre des ganzen römischen Volks die Lüfte mit ihren Hymnen erschütterten, während sie sich zwischen Ruinen durch die verödete Stadt bewegten, schienen sie das antike Rom selbst zu Grabe zu bestatten und die Augurien jener trostlosen Jahrhunderte zu begehen, welche jetzt folgen sollten. Mit der Prozession des Jahres 590 könnte man in der Tat das Mittelalter Roms beginnen.

Die Pest begleitete diese Züge; Menschen stürzten tot zu Boden; aber eine überirdische Vision beschloß tröstend Litanei und Plage. Gregor war im Begriff, mit der Prozession nach S. Peter zu ziehen und auf die Brücke gekommen, als sich vor den Augen des Volks ein himmlisches Bild entfaltete. Der Erzengel Michael schwebte über dem Grabmal Hadrians; er steckte ein flammendes Schwert in die Scheide, zum Zeichen, daß die Pest erloschen sei. Von der schönen Legende trug jenes Grabmal schon im 10. Jahrhundert den Namen der Engelsburg, nachdem auf seiner Spitze in ungewisser Zeit, aber wohl schon im 8. Jahrhundert, die Kapelle S. Michaels erbaut worden war; und die bronzene Gestalt des Erzengels, welcher sein Schwert in die Scheide steckt, schwebt noch heute mit ausgebreiteten Flügeln über dem merkwürdigsten aller Grabmäler der Welt.

Die Bestätigung der Papstwahl traf von Konstantinopel ein, und Gregor bebte vor seiner Mission zurück. Er wollte ihr entfliehen, wie er es selbst gestand. Im 9. Jahrhundert erzählte die Sage, daß er sich von Kaufleuten heimlich aus Rom tragen ließ und in einer Waldschlucht sich verbarg. Die Römer suchten ihn; eine strahlende Taube oder eine Lichtsäule zeigte ihnen den Schlupfwinkel an, und man führte den Erwählten im Triumph in den Sankt Peter zurück, wo er am 3. September 590 zum Papst geweiht wurde. Er übernahm nach seinem eigenen Ausdruck die Kirche als ein altes Wrack, in welches die Wellen überall eindrangen, und dessen vom Sturm losgerüttelte Planken den nahen Schiffbruch verkündigten.

Der schreckliche Zustand Roms gab ihm den Stoff zu seiner ersten Predigt. Wenn damals der römische Bischof, im vollen Sinn des Wortes der Priester und Vater seines Volks, die Kanzel bestieg, so war, was er sprach, geschichtliche Wirklichkeit. Gregor rief die Reste der Römer in den S. Peter, und die unseligen Enkel Ciceros hörten ihm, in dem verdüsterten Raum der Basilika zusammengedrängt, mit fieberhafterer Spannung zu, als die Vorfahren den Rednern im Tempel der Concordia gelauscht hatten.

„Unser Herr," so sagte der schwermütige Bischof, „will uns bereit finden, und zeigt uns das Elend der ergrauten Welt, damit wir uns von der Liebe zu ihr abwenden. Ihr sahet, wie viele Stürme ihrem nahen Untergange vorausgegangen sind; wenn wir Gott nicht in Ruhe schauen wollen, so sollen wir sein nahendes Gericht unter schrecklichen Plagen fürchten lernen. Dem Abschnitt des Evangeliums, den ihr eben hörtet, hat der Herr dies vorangeschickt: ein Volk wird sich über das andere erheben, und ein Reich über das andere, und es werden Erdbeben, Hungersnot und Pest, Schrecknisse und große Zeichen vom Himmel geschehen. Von all diesem sehen wir einiges bereits eingetroffen, und das Herannahen des andern fürchten wir. Denn daß Volk über Volk aufsteigt und die Länder mit Angst bezwingt, davon haben wir wohl mehr in unseren Zeiten gesehen, als in der Schrift zu lesen ist. Daß Erdbeben unzählige Städte vertilgen, habt ihr aus anderen Weltteilen zu oft vernommen; wir aber leiden Pestilenz ohne Ende. Freilich Zeichen an Sonne, Mond und Sternen erkennen wir noch nicht, aber daß auch diese nahe sind, schließen wir aus der Veränderung der Luft. Auch sahen wir ja, ehe Italien dem Schwert der Langobarden überantwortet wurde, feurige Schwerter am Himmel, die vom Blut des Menschengeschlechts gerötet waren, welches gleich darauf verströmt worden ist. Wachet fleißig ob der Abwehr; wer Gott liebt, soll über der Welt Ende jauchzen; die darum trauern sind solche, welche mit dem Herzen in der Liebe zu ihr wurzeln und weder nach dem künftigen Leben verlangen noch dieses ahnen. Alle Tage wird die Welt von neuen Plagen

heimgesucht; ihr seht, wie wenige von jenem zahllosen Volk übriggeblieben sind, und doch geißeln uns täglich neue Leiden, und werfen uns unvorhergesehene Schläge zu Boden. Die Welt wird alt und grau und durch ein Meer des Jammers zum nahen Tode gleichsam hingedrängt."

Die erste Predigt Gregors versetzt in die Stimmung jener Tage, wo Rom zerfiel und die Menschheit von der Welt, welche so viele Keime neuen Lebens in sich trug, nichts mehr sah, als den aufgehäuften Schutt des römischen Reichs. Auf ihm saßen die Römer, ein ergrautes Volk in Trümmern, wie zum Sterben bereit; aber derselbe Bischof, welcher sie ermahnte, sich mit dem Gedanken an Untergang und Tod vertraut zu machen, sorgte zugleich für ihre Lebensrettung. Das Wohl der Stadt war seine erste Pflicht, und die Zeit von solcher Art, daß sich der Bischof als den wahren Regenten Roms betrachten mußte. In diesen Bedrängnissen gab es nur ein Asyl, die Kirche, und nur einen Helfer und Retter, den Papst. Hungersnot herrschte in der verödeten Stadt; Gregor schrieb an Justin, den Prätor Siziliens, um schleunige Sendung von Getreide, mit welchem noch immer die Stadt aus jener Insel versorgt wurde. Einen geringen Teil davon mag der Kaiser bewilligt haben, aber den größeren zog die Kirche selbst aus ihren reichen Patrimonien. Diesem Mangel war demnach leichter abzuhelfen als der Bedrängnis durch die Feinde; denn die Schwerter des Königs Autharis oder des Herzogs Ariulf von Spoleto, des Nachfolgers Faroalds, waren gegen Rom gerichtet, um welches die Langobarden wie Geier um einen Leichnam kreisten. Die Besatzung der Stadt war gering und durch Mangel an Sold widerspenstig. Wenn der Chartular Maurentius kommt, so schrieb Gregor dem Scholasticus Paulus, so bitte ich, geht ihm in der Sorge um die Bedürfnisse Roms zur Hand, denn draußen schlägt uns Tag für Tag ohne Ende das Feindesschwert, und größere Gefahr droht uns innen von den rebellischen Soldaten.

Die Aufforderungen des Kaisers Mauritius hatten Childebert von Francien nochmals vermocht, im Jahre

590 gegen Autharis zu Felde zu ziehen, aber Hunger und Seuche rafften das Frankenheer in der Lombardei dahin, und die mit dem Exarchen vereinbarte große Unternehmung blieb ohne Erfolg; doch kam sie Rom zustatten, weil sie den Feind entfernt hielt. Autharis selbst starb im September 590; seine Witwe, die bayerische Fürstin Theodelinde, schenkte dem heldenmütigen Agilulf, dem Herzoge von Turin, ihre Hand und die Krone der Langobarden. Der neue Herrscher war, zum Glück für die Kirche, den Einflüssen seines katholischen Weibes nicht unzugänglich, und Rom, welches nach einem dauernden Frieden seufzte, würde ihn pausenweise genossen haben, wenn die Wünsche des Papstes mit der Politik oder der Energie des Exarchen übereingekommen wären. Ariulf von Spoleto und der König Agilulf selbst bedrängten im Jahre 593 die Stadt aufs äußerste. Gregor klagte in einem Brief an den Erzbischof Ravennas bitter über die Ränke des Exarchen Romanus, der den Abschluß des Friedens hintertreibe, und sprach zugleich das stolze Bewußtsein aus, daß er diesen kaiserlichen Beamten an Rang und Würde weit überrage. Er drang in den Erzbischof, den Exarchen zum Frieden mit Ariulf zu stimmen; er klagte, daß die kaiserlichen Truppen aus der Stadt gezogen seien und das einzige Regiment Theodosius, welches zurückgeblieben, sich kaum bewegen lasse, die Wache auf den Mauern zu beziehen, weil es die Löhnung nicht empfangen habe.

Romanus war zuvor nach Rom gekommen; dem ersten Exarchen, der, soviel wir wissen, die Stadt betrat, waren die Römer, Volk und Klerus in Körperschaften mit ihren Fahnen, und das Heer entgegengezogen, und sie hatten ihn vom Lateran, wo ihn der Papst empfing, im feierlichen Zuge nach seiner Wohnung geführt, welche er noch im alten Cäsarenpalast bezog. Der griechische Patricius erhielt die Ehren des Kaisers, den er vertrat. Feste gab er dem Volke keine, er kam mit leeren Händen; nachdem er ohne Zweifel Gold aus dem Schatz der Kirche erpreßt hatte, ging er davon, die griechischen Soldtruppen bis auf die Theodosianer fortnehmend, um sie nach andern bedrohten Städten, wie Narni und Perugia, zu verlegen.

Es war aber die vertragswidrige Besetzung der langobardisch gewordenen Städte Tuskiens Horta, Polimartium und Bleda, durch den Exarchen, und ferner der Verrat des eben erst von den Langobarden eingenommenen Perugia, zu dem sich deren eigener Dux Mauritius im Jahre 592 hatte verlocken lassen, was Agilulf zum Kriege trieb. Da sein Angriff zunächst Perugia galt, mußte das nahe Rom auf das äußerste gefaßt sein; und kaum war jene Stadt im Jahre 593 in die Gewalt des Königs gefallen, als er auch mit aller Macht vor Rom erschien.

Der Heranzug der Langobarden hatte Gregor in seiner öffentlichen Erklärung des Ezechiel unterbrochen; er selbst sagt, daß der Anblick derer, die mit abgehauenen Händen zurückkehrten, oder das Gerücht von der Gefangenschaft und dem Tode anderer ihn davon abgezogen habe. In diesen unter dem Eindruck der Ereignisse gehaltenen Predigten spiegelt sich, wenn auch mit rhetorischer Färbung, geschichtlich der damalige Zustand Roms ab, und die achtzehnte Homilie ist ein unschätzbares Gemälde jener Tage.

Was gibt es, so rief Gregor aus, was in dieser Welt noch erfreut? Überall sehen wir Trauer, überall hören wir Geseufz; die Städte sind zerstört, die Kastelle geschleift, die Äcker verwüstet, die Erde zur Einöde gemacht. Auf den Feldern blieb kein Kolone, in den Städten kaum ein Bewohner zurück; und doch werden selbst noch die kleinen Reste des Menschengeschlechts täglich getroffen; die Geißelschläge der himmlischen Gerechtigkeit haben kein Ende, weil nicht einmal unter solchen Strafen die Sündenschuld getilgt wird. Wir sahen diese in Gefangenschaft geführt, jene verstümmelt, andere getötet. In welchem Zustande aber Rom, einst die Herrin der Welt, zurückgeblieben ist, das ist uns deutlich genug: von unermeßlichem Schmerz, von Entvölkerung der Bürger, vom Sturm der Feinde, vom Schutt der Ruinen ist sie darniedergebeugt, so daß in ihr erfüllt zu sein scheint, was einst der Prophet Ezechiel über Samaria vorausgesagt hat: „Stelle den Topf auf und gieße Wasser hinein, und tue darin ihre Stücke zusammen.“ Und weiter: „Es siedete und kochte, und ihre Knochen sind verkocht.“ Und wiederum: „Häufe die Knochen zusammen, daß ich sie mit Feuer entzünde; es soll

das Fleisch aufgezehrt und ihre ganze Masse verkocht werden, und die Knochen sollen zergehen. Stelle den leeren Topf auch über die Reiser, damit er glühe und sein Erz zerschmelze." Ja, damals ward uns der Topf aufgestellt, als Rom gegründet wurde; damals ward das Wasser in sie getan und ihre Stücke wurden darin gesammelt, als von allwärtsher die Völker in sie zusammenströmten, welche gleich wie heißes Wasser durch die Taten der Welt ins Sieden gerieten und wie Stücke Fleisch in der Hitze sich auflösten. Davon ist trefflich gesagt: „Es siedete und gor, und mitten in ihr wurden die Knochen verkocht." Denn zuerst siedete gewaltig in ihr die Liebe zum Ruhm der Welt; aber hierauf ging eben dieser Ruhm mit denen aus, die darnach trachteten. Die Knochen bedeuten die Mächtigen der Welt, das Fleisch aber die Völker; denn wie das Fleisch von den Knochen getragen wird, so wird die Schwäche der Völker von den Mächtigen der Welt regiert. Aber siehe, nun sind schon von ihr alle Mächtige dieser Welt genommen; die Knochen sind verkocht; die Völker sind abgefallen; das Fleisch also ist zergangen. Es mag daher gesagt werden: „Häufe die Knochen zusammen, daß ich sie mit Feuer anzünde: es soll das Fleisch aufgezehrt, und ihre ganze Masse verkocht werden, und die Knochen sollen zergehn." Denn wo ist der Senat? wo ist das Volk? Die Knochen sind aufgelöst, das Fleisch verzehrt: in ihr ist aller Glanz weltlicher Würden ausgelöscht. All ihre Masse ist geschwunden, und doch bedrängt selbst uns wenige, die wir übrig blieben, täglich das Schwert, und unzählige Plage. Es mag daher gesagt werden: „Stelle auch den leeren Topf über die Reiser"; denn weil der Senat fehlt, das Volk unterging, und weil sich dennoch bei den wenigen, die noch leben, Schmerzen und Seufzer täglich mehren, so brennt schon das leere Rom. Was aber sagen wir dies von den Menschen, da wir durch wiederholten Einsturz selbst die Gebäude zerstört sehen? Woher von der schon leeren Stadt passend hinzugefügt wird: „Sie erglühe und ihr Erz soll zerschmelzen." Denn schon wird der Topf selber verzehrt, in welchem zuvor sowohl Fleisch als Knochen verzehrt wurden; denn nachdem die Menschen gefallen, stürzen auch die Wände ein. Wo

aber sind diejenigen, die einstmals an dem Ruhm derselben sich entzückten? Wo ist ihr Pomp? wo ihr Stolz? wo die häufige und maßlose Lust? Es ist an ihr erfüllt, was wider die zerstörte Ninive durch den Propheten gesagt wird: „Wo ist die Wohnung der Löwen und die Atzung der Löwenkinder?" Waren nicht ihre Feldherren und Fürsten die Leuen, welche durch die Länder der ganzen Welt rannten und mit wütender Mordlust die Beute entführten? Hier fanden die Jungen der Löwen ihre Speise: weil doch die Knaben und Jünglinge, die Kinder der Weltlustigen, hieher von allen Seiten zusammenliefen, wenn sie in dieser Welt ihr Glück machen wollten. Doch siehe, nun ist die Stadt verödet, nun ist sie zerstört und von Gestöhne niedergedrückt. Nun eilt niemand mehr zu ihr, in dieser Welt sein Glück zu machen. Nun blieb kein Mächtiger und Gewalttätiger mehr zurück, welcher durch Unterdrückung die Beute geraubt hat. Sagen wir also: „Wo ist die Wohnung der Löwen, und wo die Speise der Löwenkinder?" Ihr widerfuhr, was der Prophet von Judäa gesagt hat: „Deine Kahlheit breite aus wie die des Adlers." Denn die Kahlheit des Menschen trifft sein Haupt, aber die Kahlheit des Adlers verbreitet sich über den ganzen Körper, weil ihm, wenn er gar alt geworden ist, seine Flaumen und Federn an allen Stellen ausfallen. Und so hat, wie der entfiederte Adler, die Stadt ihre Kahlheit verbreitet, welche ihr Volk verlor. Auch die Schwungfedern der Flügel sind ausgefallen, mit welchem sie einst zum Raube zu fliegen gewohnt war; denn alle ihre Helden, durch die sie einst fremdes Eigentum raubte, sind tot.

Die Römer — unter ihnen gab es noch Greise, die in den besseren Zeiten Theodorichs geboren waren — hörten diese Dithyrambe des Schmerzes in der feierlich stillen Basilika Sankt Peters, von deren Wänden sie finstere Heiligenbilder anstarrten, und sie mußten von der Wucht der inhaltsschweren Worte erdrückt werden. Das trostlose Schicksal Roms stand wie eine vollendete Weissagung vor ihren Augen. Es gibt kein furchtbareres Gemälde des Zustandes dieser Stadt am Ende des 6. Jahrhunderts als jene Versammlung der Römer und die Predigt des Papstes; die großartige Einbildungskraft der Homilie,

welche die Geschichte der Hauptstadt des Römerreichs an die Prophezeiungen der Juden knüpft, erregt eine völlig tragische Schwermut. Sie war die Leichenrede, welche der Bischof am Grabe Roms hielt, und dieser Bischof war der edelste Patriot, der letzte Abkomme eines alten, erlauchten Römergeschlechts; es belebt daher seine Worte der volle Pulsschlag des römischen Nationalgefühls.

Agilulf belagerte Rom, aber ohne Nachdruck; denn wie hätte ihm die Stadt widerstehen können, welche nach dem eigenen Ausspruche Gregors „ohne zahlreiches Volk und ohne Beistand der Truppen" nur auf den Schutz des Apostels Petrus oder Gottes angewiesen war? Wenn der Papst zu den Zinnen der altersschwachen Mauern Aurelians und Belisars emporstieg, so konnte er mit Augen sehen, wie die Römer, Hunden gleich zusammengekoppelt, von den Langobarden fortgeführt wurden, um nach Gallien in die Sklaverei verkauft zu werden; und mancher Anlauf gegen die Tore mochte ihn erschrecken, während der Präfekt Gregor und der Magister Militum Castorius, die einzigen kaiserlichen Beamten von Rang in Rom, die zweifelhafte Verteidigung leiteten. Nicht ihrer Wachsamkeit, noch der Ausdauer der Bürger, sondern wohl dem Säckel der Kirche war der endliche Abzug des Feindes zu verdanken, und Gregor nannte sich in einem spätern Schreiben an die Kaiserin Konstantia mit ironischem Seufzer den Zahlmeister der Langobarden, unter deren Schwertern das römische Volk sein Leben nur erhalte, indem es die Kirche jeden Tag erkaufe.

Die Befreiung Roms brachte dem Papst beim Kaiser keinen Dank; vielmehr suchte der Exarch den seinem eigenen Ansehn gefährlichen Bischof in Byzanz zu verdächtigen, wie es scheint erbittert, daß er auf seine Hand mit dem Feinde verhandelt hatte. Mauritius schrieb an Gregor einen heftigen Brief, worin er ihm vorwarf, Rom sei während der Belagerung nicht hinlänglich mit Getreide versorgt gewesen; er schalt ihn kurz und gut einen Tropf, weil er sich von Ariulf durch das Versprechen, er werde wegen des Friedens selbst nach Rom kommen, habe täuschen lassen. Auf diesen Brief antwortete der edle Gregor mit der Bescheidenheit, die ein Untertan seinem Kaiser schuldig

war, aber auch mit selbstbewußter Würde und diplomatischer Feinheit; er zählte alle Gefahren auf, denen ihn das Verhalten des Exarchen preisgegeben hatte, und alle Leiden, die daraus folgten, und indem er versicherte, die ihm vom Kaiser widerfahrene Beleidigung als einen Ehrentitel hinnehmen zu wollen, suchte er die kaiserlichen Beamten vor der Ungnade zu schützen und rühmte ihre tätige Wachsamkeit in der Verteidigung Roms.

Die Erwähnung des Präfekten und des Magister Militum fordert uns auf, der weltlichen Regierung der Stadt in jener Epoche eine kurze Betrachtung zu widmen.

Die Empfehlung des Papstes war nicht ohne Einfluß auf die Besetzung des Amts der Präfektur, für Italien, wie für die Stadt. So ersuchte ihn im Jahre 602 der Expräfekt Quertinus, sich beim Kaiser zu verwenden, daß Bonitus die Präfektur erhalte, worunter wohl jene Italiens zu verstehen ist. Der Papst schrieb ihm zurück, es sei ein peinvolles Amt, und überdies unpassend, daß ein den Wissenschaften ergebener Mann sich mit Rechnungen befasse, die nichts eintrügen. Er wolle jedoch nicht entgegen sein, obwohl er die künftigen Plackereien jenes Mannes bedauern müsse, weil er über das Unheil, welches ihn erwarte, durch das Beispiel seiner Vorgänger genugsam belehrt sei. Und in Wahrheit enthalten seine Briefe einige auffallende Belege für diese Erfahrung.

Wenn die Präfekten von ihrem Posten abtraten, hatten sie ihrem Nachfolger oder anderen Beauftragten Rechenschaft abzulegen, und ihr hoher Rang (Gregor gibt ihnen die Titel Magnificus, Gloriosus und Illustrissimus) schützte sie in manchem Falle nicht vor einer wahrhaft barbarischen Bestrafung. Der Expräfekt Libertinus war vor das außerordentliche Gericht des Exkonsul Leontius in Sizilien gestellt und schimpflich mit Ruten gestrichen worden. Infolge dieser Exekution schrieb Gregor voll edler Entrüstung einen Brief an Leontius, den herrlichsten in der ganzen Sammlung seiner Briefe, der seinem Charakter die höchste Ehre macht. Er spricht darin als Römer, welchen noch

der Gedanke empört, daß ein freier Mann gepeitscht worden sei. Dies, so sagt er an alte Zeiten erinnernd, ist der Unterschied der Barbarenkönige und der römischen Kaiser, daß jene die Herren von Sklaven, diese aber von freien Männern sind. Bei allen euern Handlungen sollt ihr zuvor die Gerechtigkeit, und dann vor allem die Freiheit im Auge behalten; und er droht Leontius mit der Macht, die ihm seine eigene Stellung als römischer Bischof gebe; denn hätte ich, so sagt er, die Angeschuldigten in gutem Recht erfunden, so stand es mir zu, euch zuvor durch Briefe zu mahnen, und wäre ich nicht gehört worden, so würde ich mich an den Kaiser gewendet haben. Aus diesem Brief geht deutlich hervor, welche Gewalt sich Gregor selbst über die höchsten Beamten zuschreiben durfte, da ihre Handlungen seiner Aufsicht unterlagen.

Bedrohte Beamte suchten seinen Schutz. Es war gewöhnlich, daß abtretende Obrigkeiten sich in die Kirchenasyle flüchteten und diese nur dann verließen, wenn sie von einem kaiserlichen Notar die Versicherung ihres Lebens erhalten hatten. So hatte der Expräfekt Gregor getan, und wir finden eine Reihe von Briefen des Papsts an die einflußreichsten Personen, worin er ihnen jenen Mann zur Unterstützung gegen die Willkür der Richter dringend anempfiehlt. Aus dieser ehrlosen Behandlung kann geschlossen werden, wie tief der byzantinische Despotismus auch den angesehensten Beamtenstand entwürdigt hatte.

So sparsam die Nachrichten über die Regierung Roms jener Zeit auch sind, so steht doch dieses fest: die militärische, zivile und politische Gewalt in der Stadt wurde durch Offizianten des Kaisers ausgeübt, und dem Papst stand gesetzlich eine gewisse Beaufsichtigung und der Rekurs an ihn zu. Im übrigen finden wir ihn auf die Kirche und ihre Gerichtsbarkeit beschränkt: aber dennoch war Gregor durch das Zusammentreffen seiner Fähigkeiten mit den Umständen in eine Stellung gebracht, die ihn ausnahmsweise zum stillschweigend anerkannten Oberhaupt Roms machte, und mit vollem Recht ist er als Gründer der päpstlichen Herrschaft weltlicher Natur anzusehen.

Der Einfluß Gregors überwog die Macht der kaiserlichen Beamten, denn die Römer ehrten in ihm ihren Herrn und Erhalter, der die Würde des Bischofs mit dem Glanze des berühmtesten Patriziergeschlechts in seiner Person verband. Seitdem der Sturz des Gotenreichs das letzte öffentliche Leben der Stadt mit sich gerissen hatte, war diese völlig verändert. Weder Konsuln, noch Senat, noch Spiele erinnerten mehr an das weltliche Reich; die aristokratischen Häuser waren fast alle erloschen; in den Briefen Gregors ist von keinen begüterten Familien alten Geschlechts die Rede, wenn nicht von solchen, die nach Konstantinopel ausgewandert waren, während sich antike Namen in Besitzungen finden, die der Kirche bereits angehörten. Die religiösen Dinge hatten die bürgerlichen in den Hintergrund gedrängt, und wir haben das römische Volk bereits in einem völlig geistlichen Gewande gesehen. Es gab keine öffentlichen Feste mehr als die kirchlichen; alles was irgend als Ereignis das müßige Volk beschäftigte, war solcher Natur. Die Kirche selbst hatte angefangen, ein großes Asyl der Gesellschaft zu sein; unter dem Einfluß unerhörter Schrecknisse der Natur und des Krieges war der Glaube an das nahe Ende der Welt allgemein geworden und der Zudrang zum Kloster und geistlichen Stande übermäßig groß. Der Bedürftige fand dort Nahrung und Obdach, der Ehrgeizige aber Würde und Rang in einer Zeit, wo der Titel Diaconus, Presbyter und Bischof für die Römer das geworden war, was ihnen einst Tribunat, Prätur und Konsulat gegolten hatten. Selbst Krieger verließen ihre Fahnen und nahmen die Tonsur; derer, die Kirchenämter begehrten, waren aus allen Ständen so viele, daß Gregor Einhalt zu tun suchte, während der Kaiser Mauritius im Jahre 592 durch ein Edikt den Übertritt der Soldaten ins Kloster und der Zivilbeamten in ein kirchliches Amt verbot. Die Armut Roms streckte nicht vergebens nach den Schätzen der Kirche die Hände aus. Die Zeiten, wo der Konsul Geld unter das Volk ausstreute und der Präfekt für die öffentlichen Austeilungen an Getreide, Öl, Fleisch und Speck von Staats wegen sorgte,

9*

waren nicht mehr; der Schrei des Volkes nach Panem et Circenses wurde nur noch halb gehört. Es verlangte Brot, und der Papst gab es ihm reichlich. In seinem Kloster auf dem Clivus Scauri hatte er noch als Mönch die Armen täglich gespeist, er fuhr auch jetzt fort, das Volk zu nähren. Am Anfange eines jeden Monats teilte er Getreide, Kleider und Geld an die Bedürftigen aus, an jedem Hauptfeste gab er den Kirchen und milden Anstalten Geschenke. Wie Titus hielt er den Tag für verloren, an dem er nicht den Hunger gestillt und die Blöße bedeckt hatte, und als er einst hörte, ein Bettler sei auf einer Straße Roms gestorben, verschloß er sich voll Scham und wagte einige Tage lang nicht als Priester an den Altar zu treten.

Die Römer hatten einst in Säulenhallen, Theatern und öffentlichen Speichern des Staats ihre Verpflegung erhalten, jetzt drängten sie sich an die Vorhöfe der Basiliken und Klöster, um Kleidung und Speise von geistlichen Beamten zu empfangen. Die Scharen der Pilger, die über See kamen, fanden schon in Portus das alte Pilgerhaus, welches der Senator Pammachius, der Freund des Hieronymus, gestiftet hatte, zu ihrer Aufnahme bereit, und was in die Tore Roms zog, sei es als Wallfahrer, sei es als Flüchtling vor den Langobarden, fand in Krankenhäusern oder Herbergen Lager und Kost. Die christliche Liebe gab und das wirkliche Bedürfnis empfing die wahrhafte Wohltat.

Gregor verwendete die Güter der Kirche, welche ihr nach und nach aus dem Privatbesitz als Schenkungen zugefallen waren, im Sinne dieser gewissenhaft. Und solcher Güter waren bereits viele und große, so daß der Papst, wenn er auch nicht über Herzogtümer gebot, doch der reichste Landbesitzer in Italien war. Hier befand er sich als Eigentümer auf dem erblichen Grund und Boden der Kirche, wo er auch eine gewisse beschränkte Jurisdiktion ausüben durfte. Dies machte ihn einem großen Fürsten ähnlich. Das Besitztum der römischen Kirche, dem Apostel Petrus zugeschrieben, war in vielen Ländereien zerstreut; in Sizilien, Kampanien, in ganz Süditalien, in Dalmatien, Illyrien, Gallien, Sardinien und Korsika, in Ligurien und

den Cottischen Alpen besaß sie ihre Patrimonien oder Domänen. Der Papst schickte dorthin, wie ein König in die Provinzen, seine Diaconen und Subdiaconen (Rectores Patrimonii), welche die Eigenschaft geistlicher und weltlicher Aufseher oder Regierungsräte in sich vereinigten. Ihre Rechnungen wurden strenge untersucht, denn der würdige Mann wollte nicht, daß „der Säckel der Kirche mit schändlichem Gewinn besudelt werde".

Die vielen Briefe, welche Gregor an jene Rektoren der Patrimonien gerichtet hat, geben Einsicht in die Verhältnisse des römischen Bauernstandes, die sich jahrhundertelang unverändert erhielten. Die Güter der Kirche wurden von Kolonen bebaut, Menschen, die an ihre Scholle gebunden einen Zoll in Geld oder Früchten zahlten. Er wurde pensio genannt und von den Conductores oder Zinspächtern eingetrieben. Diese bedrückten oftmals die Kolonen, indem sie das Getreidemaß willkürlich erhöhten. Gregor steuerte solchen Bedrückungen: er setzte den Modius auf 18 Sextare fest und bestimmte, daß von 35 Scheffeln einer abzuliefern sei. Diese Verordnungen betrafen Sizilien, noch immer die Kornkammer Roms, von wo jährlich in der Regel zweimal, im Frühling und Herbst, eine Getreideflotte nach Portus auslief, um die Magazine der Stadt zu versorgen. Wenn diese Lieferung im Schiffbruch verunglückte, fiel der Schaden freilich den armen Kolonen zur Last, auf welche der Ersatz verteilt wurde; nur warnte Gregor die Rektoren, nicht die günstige Zeit der Seefahrt zu versäumen, sonst müßte der Verlust ihnen angeschrieben werden. Die ökonomische Ordnung war musterhaft; für jeden Kolonen wurde ein Register seiner Leistungen oder Libellus securitatis geführt, auf welches er sich berufen konnte, und wenn ihn Mißwachs oder Bedrückung in Not brachte, konnte es darauf rechnen, daß ihm die Billigkeit des Papstes mit einem neuen Inventar von Kühen, Schafen und Schweinen zu Hilfe kam. Die Güter St. Peters in Sizilien gediehen, manche heilsame Verbesserungen wurden getroffen, und der große Papst konnte sich auch einen ausgezeichneten Landwirt nennen und, wenn er in Prozession zu Pferde saß, sich rühmen, daß ihm seine Zelter die Gestüte der Kirche von derselben alten

Tinakria lieferten, deren siegreiche Rosse einst Pindar besungen hatte. Freilich hegen wir leise Zweifel, ob Pindar die Enkelrasse apostolischer Pferde würde einer Ode würdig befunden haben. Du hast mir, so schrieb Gregor einmal an den Subdiaconus Petrus, ein erbärmliches Pferd und fünf gute Esel geschickt: das Pferd kann ich nicht reiten, weil es elend ist, und auf den guten Eseln nicht sitzen, weil sie Esel sind.

Die Kirche war in Besitz eines großen Teils des Ager Romanus gekommen. Goten, Griechen und Langobarden hatten schon seit 200 Jahren das Gefilde der Stadt zerstampft, und die Spuren des Feindes zogen sich in Trümmern um Rom. Basiliken und Abteien, aber auch noch adlige Grundherren bepflanzten kümmerlich den Boden, auf dem es noch einige Olivenkultur gab. Noch standen auf der Campagna verödete Flecken in Ruinen da, wie der Vicus Alexandri und Subaugusta. Klöster mit einigem Anbau und sehr viele Katakombenkirchen, die heute verschwunden sind, mischten sich unter die zerstörten Villen der römischen Großen. Die Säulen und Marmorsteine dieser Lusthäuser schleppte man fort, um mit ihnen die Landkirchen zu schmücken, wie man die Monumente der Stadt plünderte, sie zum Bau der Stadtkirchen zu verwenden. Im ganzen war die Campagna Roms, das stilvollste und erhabenste Gefilde der Welt, schon im 6. Jahrhundert eine unbebaute Wüste.

Die römische Kirche gebot also über weite Landschaften in Latium, in der Sabina und in Tuskien wie in entfernteren Provinzen Italiens. Sie war deshalb schon längst eine weltliche Macht, ehe der politische Kirchenstaat entstand, und für diesen bildeten jene Patrimonien die wirkliche Grundlage. Der Reichtum ihres Schatzes war unerschöpft, während der Privatbesitz immer mehr zusammenschwand. Aus diesen Mitteln vermochte der Papst fast unerschwinglich scheinende Leistungen zu bestreiten: die Erhaltung der Kirchen, die Verpflegung Roms, die Loskaufung der Kriegssklaven, endlich die Friedensgelder, welche er den Langobarden zu zahlen hatte. Den Schätzen des Bischofs verdankte Rom seine Rettung sowohl von diesen Feinden, als zeitweise seine fast unabhängige Stellung Ra=

venna gegenüber, während die Kirche vor dem Kaiser die Miene der Armut annahm und mit unterwürfigem Dank die Gaben von einigen Pfunden empfing, welche er dann und wann als goldene Tropfen des Erbarmens auf den Schutthaufen Rom fallen ließ.

Durch Krieg, Hunger und Pest zusammengeschmolzen, mit Konstantinopel nur durch einige Beamte in Verbindung, von Ravenna durch die Langobarden abgeschnitten, vom Exarchen kaum beaufsichtigt und militärisch fast gar nicht geschützt, fand also Rom im Papst Gregor ein nationales und selbstgewähltes Oberhaupt.

Gregor übte in der Tat fast die Gewalt eines Herrschers aus, da die Fäden der weltlichen Regierung von selbst in seine Hände kamen. Dies betrifft nicht allein die Stadt Rom, sondern auch andere Orte; denn es findet sich einmal, daß er nach dem tuskischen Kastell Nepe einen Dux Leontius abgeschickt, indem er Klerus, Ordo und Volk ermahnt demselben zu gehorchen, ja daß er sogar nach Neapel einen Tribun sendet, diese von den Langobarden bedrängte Stadt zu schützen, und den darin liegenden Truppen Gehorsam gegen dessen Anordnungen befiehlt. Früher hatte er dem Bischof Januarius von Cagliari in Sardinien aufgetragen, in allen Orten Wachen bereit zu halten. Weil die Sorge um Rom ihm um so viel näher lag, kann es nicht befremden, wenn er dort wie ein weltliches Oberhaupt mit militärischen Maßregeln sich beschäftigt und an die Truppenführer schreibt, daß er es nicht für gut gehalten habe, das Kriegsvolk aus Rom zu ihnen stoßen zu lassen, und wenn er ihnen in betreff der Unternehmungen gegen den Feind Ratschläge erteilt.

Die heillose Lage Italiens und die unmittelbare Bedrängnis Roms machten Gregor zum Vermittler des Friedens, den er endlich seiner eigenen Kraft verdankte. Er fühlte seine Macht so sehr, daß er dem Kaiser durch seinen Nuntius sagen ließ, wenn er, sein Diener, es auf den Untergang der Langobarden abgesehen hätte, so würde

heute dieses Volk weder einen König, noch einen Herzog oder Grafen mehr haben. Er wollte jedoch mit ihnen, deren Bekehrung er voraussah, oder deren Rache an den vielen katholischen Kirchen und Gütern in ihrem Gebiet er fürchtete, einen gütlichen Frieden, und er mühte sich jahrelang ihn zu erhalten, während die Ränke des Exarchen ihn daran hinderten. Er kam endlich durch die Vermittlung seines Abgesandten, des Abts Probus, im Jahre 599 zustande.

So groß war das Ansehen Gregors, daß der Langobardenkönig ihn wie eine selbständige Macht betrachtete; er schickte seine Boten nach Rom und verlangte, der Papst solle die Friedensurkunde unterzeichnen. Aber Gregor wich diesem Ansinnen aus; er wollte durch seine Unterschrift nicht eine Verantwortung auf sich laden; und außerdem: ein Papst jener Tage erkannte sich selbst nur als einen Priester, der nach dem Gebot des Evangelium weltlichen Händeln und politischen Dingen fern bleiben müsse. Der Begriff der königlichen, mit dem Priestertum verbundenen Gewalt war noch unbekannt, die Theorie von den beiden Schwertern noch nicht erfunden worden. Der Waffenstillstand wurde bis zum März des Jahres 601 ausgedehnt und dann wahrscheinlich verlängert, da sich spätere Briefe finden, in denen Gregor den Magister Militum Maurentius und den Herzog Arichis von Benevent bittet, ihm die aus Bruttien besorgten Balken für die Basiliken S. Peter und S. Paul ans Meer schaffen zu lassen.

In der zweifelvollen Ruhe, deren die Stadt jetzt genoß, überraschte sie die Nachricht von einer blutigen Umwälzung in Konstantinopel. Der mannhafte Kaiser Mauritius, der das Reich gegen die Awaren mit Glück verteidigt hatte, war einem Militäraufstande zum Opfer gefallen, und eins der verruchtesten Ungeheuer, welche die byzantinische Geschichte kennt, hatte den Thron bestiegen. Der Empörer Phokas, ein gemeiner Centurio, bedeckt mit dem Blute des Kaisers und seiner fünf Söhne, die er vor dem Angesicht des Vaters mit unglaublicher Barbarei hatte schlachten lassen, herrschte seit dem 23. November 602 im Palast Justinians. Der neue Kaiser eilte, sein und seines Weibes Leontia Bildnisse nach Rom zu senden,

wo sie am 25. April 603 anlangten. Es war nämlich ein schon alter Gebrauch, daß der jedesmalige Kaiser gleich nach der Thronbesteigung sein und seiner Gemahlin Bild unter einem Geleite von Soldaten und Flötenspielern an die Magistrate der Provinzen schickte. Man nannte diese Bilder „Laurata", wahrscheinlich weil sie mit einem Lorbeerkranz um das Haupt geschmückt waren; sie vertraten die Stelle der Kaiser, und die knechtischen Völker erröteten nicht, ihnen, wenn sie in den Städten anlangten, feierlich mit angezündeten Kerzen entgegenzuziehen, wie lebendigen und göttlichen Wesen zu huldigen, und sie dann an einem geweihten Orte aufzustellen. Als nun die Bildnisse in Rom eingetroffen waren, versammelte sich Geistlichkeit und Adel in der Basilika Julii im Lateran, und mit dem Zuruf: „Erhöre Christus! dem Phokas Augustus und der Leontia Augusta Leben!" riefen sie den Tyrannen zum Kaiser aus. Dann befahl der Papst das Doppelbildnis im Oratorium des Märtyrers Cäsarius im bischöflichen Palast aufzustellen. Unter jener Basilika Julii ist nicht eine Kirche zu verstehen, sondern irgendein Teil des lateranischen Palastes.

Gregor mußte im Grund seiner Seele einen Kaiser verabscheuen, der unter Blutströmen sich der Herrschaft bemächtigt hatte; aber die Politik zwang ihn unterwürfige Glückwünsche an Phokas und Leontia zu schreiben. Er ließ Himmel und Erde frohlocken, als ob mit dem Tode des gerechten, ihm einst persönlich befreundeten Mauritius (er hatte das wachsende Ansehen des römischen Bischofs durch den Patriarchen Konstantinopels zu verkürzen getrachtet) ein unerträgliches Joch von Rom genommen, und mit der neuen Regierung die Freiheit und das Glück wiedergekehrt seien. Diese Briefe kann man nur mit Scham lesen; sie sind die einzige dunkle Stelle im Leben des großen Mannes und haben sich zu seinem eigenen Nachteil erhalten, wie sich zur Unehre Roms die Ehrensäule des Phokas auf dem Forum erhalten hat.

Gregor hatte keinen Anteil mehr an ihrer Errichtung, denn sie wurde erst vier Jahre nach seinem Tode aufgestellt. Die unglücklichen Römer, über deren Häuptern sich die majestätischen Säulen des Trajan und der Anto-

nine erhoben, auf ihren Gipfeln vielleicht noch die Standbilder jener ruhmgekrönten Kaiser tragend, wurden durch den Exarchen gezwungen, sich von Phokas die Ehre seiner Standsäule für die Stadt zu erbitten, und Smaragdus stellte sie auf dem Forum seitwärts gegenüber dem Triumphbogen des Septimius Severus auf. Weder Rom noch die Kunst besaßen mehr die Mittel eine neue Säule zu schaffen; man entnahm eine antike korinthischer Ordnung von 78 Palm Höhe irgendeinem alten Gebäude und ließ sie auf ein großes Postament von vierfacher pyramidenartiger Treppenaufstufung setzen. Über dem erhöhten Kapitäl wurde das vergoldete Bronzebild des Kaisers aufgestellt, und wenn der Künstler nicht zu schmeicheln verstand, so konnten die Römer besser als in S. Cesario die struppige Mißgestalt des byzantinischen Herrschers betrachten. Wir hegen indes leisen Zweifel, daß diese Bildsäule eine wirkliche Porträtfigur und das Werk eines damals lebenden Künstlers gewesen ist; wahrscheinlich wurde irgendeine alte römische Kaiserstatue nur auf den Namen des Phokas umgetauft; und dies konnte um so leichter geschehen, sowohl weil ein solches Verfahren traditionell römisch war, als weil kein Römer diesen byzantinischen Tyrannen mit Augen gesehen hatte. Der letzte öffentliche Schmuck im Sinne der Alten, der in Rom schon unter Ruinen aufgerichtet wurde, war demnach dies Standbild des Phokas, das Denkmal der byzantinischen Knechtung Roms.

Der Zufall hat diese eine Säule erhalten, während ringsum die Statuen und Säulen des Forum spurlos untergingen; sie stand alle Jahrhunderte hindurch, obwohl im Schutt, aufrecht und reizte die Wißbegierde der Forscher, bis am 23. März 1813 ihr Fußgestell befreit und die Inschrift enthüllt ward. Den Namen des Kaisers hatte der gerechte Haß der Römer samt einigen seiner schmeichlerischen Prädikate bereits ausgelöscht. Die Säule des Phokas steht noch heute an ihrem Ort; indem sie zwischen namenlosen Postamenten, von denen die Standbilder längst verschwunden sind, mitten unter einem Chaos von hingestürzten Marmortrümmern selber kopflos, bildlos und einsam aufragt, stellt sie das Lebensbild eines

Despoten ausdrucksvoller dar, als es die beste Rede eines Tacitus zu tun vermöchte.

* * *

Das sechste Jahrhundert ist eins der merkwürdigsten in der Geschichte überhaupt. Die Menschheit erlebte in ihm den Zusammensturz einer alten, großen Kultur und glaubte deshalb auch, daß das Ende der Welt gekommen sei. Eine dichte Wolke der Barbarei, wie vom Schutte des Einsturzes, lagerte sich auf dem Römischen Reich, welches die Würgengel der Pest und andrer Plagen durchzogen. Die Welt trat in eine Krisis neuer Entwicklung; auf den Trümmern des alten Reiches, über denen als verfrühte Sendlinge Germaniens die Goten gefallen waren, bildeten sich bereits frische Gestaltungen des nationalen Lebens aus. Italien erneuerte sich durch die Langobarden, Gallien durch die Franken, Spanien durch die Westgoten, Britannien durch die Sachsen. Die katholische Kirche erkannte sich als Lebensprinzip dieser konzentrisch werdenden Völkerkreise und zog sie allmählich durch Überwindung des Arianismus zu einer Einheit zusammen, die sich früher oder später in einem neuen abendländischen „Reich" die politische Form geben mußte. Dies geschah in derselben Zeit, als der Orient von ähnlichem Entwicklungsdrange erfüllt war und Mohammed eine neue Religion stiftete, welche auf den östlichen Trümmern des römischen Imperium die Völker bezwang und vereinigte und das byzantinische Reich zuerst zum Rückzuge aus Italien nötigte und dann zu einem noch jahrhundertelang mit Heldenmut verteidigten Bollwerk des Abendlandes und der hellenischen Kultur machte. Gregor und Mohammed waren die zwei Priester des Westens und des Ostens, die auf den Ruinen des Altertums jene beiden Hierarchien errichteten, durch deren feindlichen Zusammenstoß die ferneren Schicksale Europas und Asiens bestimmt worden sind. Rom und Mekka, die Basilika des S. Petrus hier, und dort die Kaaba, wurden die symbolischen Bundestempel der europäischen und der asiatischen Welt, während das Wunderwerk des byzantinischen

Reiches, jene von Justinian der heiligen Sophia erbaute Kirche, das Zentrum des fortlebenden Griechentums blieb.

Darf man sich wundern, daß jene Zeit des Zusammensturzes der Völker und des Überganges zu neuen Bildungen vorzugsweise die religiöse Phantasie aufregte? Wenn in krankhaften Krisen alle positiven Kräfte der Seele stille stehen, so wuchern Einbildung und Wahn unbestritten im Reich des Traumlebens fort. Es bemächtigte sich der Gesellschaft wieder, wie zur Zeit Konstantins, eine mystische Ekstase; wir sahen auch eben erst in Benedikt den Stifter eines neuen Mönchtums sich erheben, welches aus Rom hervorging. Von tiefen Leiden krank, versenkte sich das Gemüt der Menschen in finstere Schwärmerei. Man darf es für eine sehr bezeichnende Tatsache in bezug auf das religiöse Leben der damaligen Römer halten, daß sie in jenen von uns beschriebenen Pestprozessionen ihr Ziel nach der Kirche der Jungfrau Maria nahmen. Nicht der Heiland, sondern seine Mutter wurde als Retter angerufen; so zeigte sich der Mariendienst, der noch heute in Italien und Griechenland der Hauptkultus ist, schon damals herrschend. Vor Konstantin würde eine ähnliche Prozession, wenn sie stattfinden konnte, ihren Ausgang zu Christus, dem Stifter der Religion, in den Vandalen- und Goten-Zeiten zum Apostel Petrus genommen haben; aber jetzt war die Mutter Jesu der Phantasie des Volkes näher gerückt als der Sohn, dessen furchtbar ernste Majestät aus den Musiven dem Blick des Schutzsuchenden nur in der Erscheinung eines schrecklichen Weltrichters begegnete. Darf man behaupten, daß die Veränderung des einst jugendlichen, fast apolloartigen Christusideals in diese finstere, greisenhafte Gestalt auf Mosaiken dazu beigetragen hat, das Gemüt des Volkes mit ehrfürchtiger Scheu vom Kultus des Heilandes zu entfernen? Von Christus zu den Aposteln als den Fürsten der Hierarchie herabsteigend, hatte sich die Andacht der Gläubigen zu der großen Schar von Märtyrern oder Kämpfern für Christus hingewendet. Ihre Kirchen erfüllten die Städte, ihre Gebeine und Altäre die Kirchen. Das sinnliche Volk der Lateiner war des Monotheismus zu allen Zeiten unfähig; die Römer waren nicht sobald

Christen geworden, als sie fortfuhren, ihre Stadt, seit alters her ein Pantheon der Götter, mit neuen Heiligen aus allen Provinzen, mit deren Reliquien und Kirchen zu erfüllen. Die Schule der weltlichen Wissenschaft, Kritik und Urteil erloschen und machten mehr als je der mystischen Schwärmerei und dem materiellsten Kultus Platz. Nur die Malerei, eine Kunst, deren Wichtigkeit für jene Epochen nicht hoch genug kann angeschlagen werden, erhielt noch ein schwaches ideales Vorstellen in der barbarisch gewordenen Menschheit.

Der Reliquiendienst war zur Zeit Gregors so völlig ausgebildet, wie er es heute ist. Die Römer behaupteten vor allen andern Heiligtümern die Reste der Apostel Petrus und Paulus zu besitzen, und eher würden sie ihre Stadt den Langobarden überliefert, als einen Teil jener preisgegeben haben. Sie hatten Grund, ihre Reliquien ängstlich zu hüten, denn sie wurden stark begehrt. Es gab damals viele Schatzgräber und vielleicht noch mehr Knochengräber, Leute die zu ihrem Gewinn oder im Auftrage fremder Bischöfe reisten, um die Kirchhöfe der Märtyrer in der Stille zu durchwühlen und sich dann mit ihren Schätzen davonzumachen. Die Römer entdeckten eines Tages griechische Männer, die neben der Basilika S. Pauls Knochen ausgruben, und sie hüteten die Reliquien ihrer Stadt besser als ihre Mauern. Stolz auf den Besitz solcher Pfänder, die keine andere Kirche der Welt mit ihnen teilen durfte, sahen sie in ihnen die Palladien Roms und auch die Magnete, welche Pilger aus allen Ländern herbeizogen. Wenn der Papst Feilspäne von den Ketten des Apostels Petrus, denen man bereits im 6. Jahrhundert die Erhaltung Roms zuschrieb, austeilte, so galt dies als ein so hohes Geschenk, wie es später die geweihte goldene Rose war. Man sagt, Gregor habe auch den wundertätigen Rock des Evangelisten Johannes aufgetrieben und in der lateranischen Basilika niedergelegt. Johann Diaconus versicherte drei Jahrhunderte später, daß diese Tunika bis auf seine Zeit nicht aufgehört habe, von Wundern zu glänzen, daß sie, zur Zeit der Dürre vor den Türen des Laterans ausgeschüttelt, Regen herabziehe, zur Zeit der Wolkenflut heitern Himmel mache;

und somit hatten die Römer den lapis manalis oder Regenstein, welcher in heidnischer Zeit durch Umtragen auf der Via Appia jahrhundertelang dieselben Wunder bewirkte, glücklich ersetzt.

Im Zusammenhange mit diesem Kultus steht aller übrige Wahnglaube jener Zeit: Erscheinungen der Maria, des Petrus, Auferwecken der Toten, das Wohlriechen der Leiber, der Heiligenschein, das Auftreten der Dämonen; alles dies ist schon lange ausgebildet. Nur darf solcher Aberglaube bei einem Manne wie Gregor befremden, dessen hoher Sinn selbst die Juden vor der Verfolgung fanatischer Bischöfe in Schutz nahm.

Es ist überflüssig hinzuzufügen, daß sich der Glaube an die Hölle längst ausgebildet hatte, während von Gregor selbst das Dogma vom Fegefeuer (purgatorius ignis) herrührt. Nur eine Wahrnehmung ist des Bemerkens wert; obwohl als Aufenthalt der verdammten Seelen das Tal Gehenna galt, wurden doch auch andere Orte als Lokale der Unterwelt angesehen. So war die Seele des Königs Theodorich in den Krater des Vulkans in Lipari hinabgefahren. Den gichtbrüchigen Bischof Germanus von Capua hatten seine Ärzte in die Bäder zu Anguli, dem heutigen S. Angelo in den Abruzzen geschickt; der ehrwürdige Prälat war dort kaum eingetreten, als er in nicht geringen Schrecken versetzt wurde; denn er sah mitten in den Dämpfen jener Bäder die Seele des Diaconus Paschasius schwitzen, und das Gespenst versicherte ihm, daß das die Strafe für seine ketzerische Zustimmung zur Wahl des Gegenpapstes Laurentius sei.

Das bisher Erzählte mag hinreichen, unsere Ansicht über Gregor und die Römer seiner Zeit zu bestätigen, und es waren nur einige Züge aus dem Glauben und Wähnen der damaligen Menschheit. Wer dies vollständiger kennen lernen will, möge die Dialoge Gregors lesen, vier Bücher Wundergeschichten, welche er seinem getreuen Diaconus Petrus erzählt, während dieser hie und da ein Wort einfallen läßt, um die Form des Zwiegesprächs zu erhalten. Er schrieb sie im

vierten Jahre seines Pontifikats. Wenige Bücher wurden so eifrig gelesen; sie verbreiteten sich im Morgen- und Abendlande in Abschriften und Übersetzungen, worunter am Ende des 8. Jahrhunderts auch eine arabische erschien; noch nach längerem Zeitraum übersetzte sie der König Alfred von England in die sächsische Sprache. Ihr Nutzen in bezug auf die Bekehrung war zweifelhaft oder vorübergehend, ihre Schädlichkeit bleibend. Eine Bedeutung jedoch haben die Dialoge, die man nicht übersehen darf: ihre Wundergeschichten waren national italienisch und römisch. Denn Gregor erzählte nur solche Legenden, welche den Ruhm italienischer Heiliger seiner eigenen Zeit vermehrten und die sich, durch den Beweis, daß die römische Kirche noch im Besitz der Wunderkräfte sei, gegen den Arianismus der Langobarden als Waffen gebrauchen ließen. Das ganze zweite Buch ist den Taten Benedikts geweiht, und so sendete Gregor seine Dialoge als stille Missionare der römischen Kirche in die Provinzen aus.

Für so viele wunderbare Geschichten, welche der große Papst erzählt hat, verdiente er selbst zum Gegenstand einer Legende zu werden. Eines Tages, so wurde im 8. Jahrhundert geglaubt, ging Gregor über das Forum Trajans. Er betrachtete mit Erstaunen dies Wunderwerk römischer Größe, und sein Blick wurde von einem Bildwerke angezogen. Dasselbe stellte den in den Krieg ziehenden Trajan vor, wie er vom Pferde zu steigen im Begriff war, um einer flehenden Witwe Gehör zu geben. Die Matrone beweinte einen erschlagenen Sohn und forderte vom Kaiser Gerechtigkeit. Trajan versprach ihre Sache zu richten, sobald er aus dem Kriege zurückgekehrt sei. Wenn du aber fällst, rief das arme Weib, wer wird mir dann recht geben? und mit der Antwort, daß es der Nachfolger tun werde, sich nicht begnügend, machte sie auf Trajan solchen Eindruck, daß er vom Pferde stieg und ihr auf der Stelle das Recht erteilte. Diese Begebenheit sah Gregor dort dargestellt; tiefe Traurigkeit überkam ihn, daß ein so gerechter Herrscher der ewigen Verdammnis anheimgefallen sei. Er weinte darüber, bis er zum S. Peter kam, wo er in Verzückung fiel und eine

himmlische Stimme rufen hörte: sein Gebet um Trajan sei erhört, die Seele des heidnischen Kaisers erlöst, aber er solle sich nie mehr beikommen lassen, für Heiden zu beten. Die Sage setzte später hinzu, daß Gregor den Staub des Kaisers wirklich auferweckt habe, um die Seele zu taufen, worauf jener wieder zerfallen, diese aber in den Himmel eingegangen sei.

Diese Legende als eine der merkwürdigsten Erinnerungen des versinkenden Rom, zeigt uns die Römer des 8. Jahrhunderts, wie sie mit schwächerem Gedächtnis die Säule Trajans bestaunten und sich wunderbare Geschichten von den edlen Taten dieses Kaisers erzählten; so wuchs jene Legende wie ein Schlinggewächs auf den Trümmern des trajanischen Forum.

Der damalige Zustand dieses Forum ist uns unbekannt. Zur Zeit des Paul Diaconus, welcher jene Legende erzählt, also im 8. Jahrhundert, scheint es noch nicht ganz zerstört gewesen zu sein. Noch nach der gotischen Zeit fuhren die Römer fort in ihm sich zu versammeln, um den Homer oder Virgil und andere Poeten vorlesen zu hören. Die klassische Verskunst der Alten war selbst aus der Kirche noch nicht verdrängt worden; zu derselben Zeit, als man im Forum Trajans den Virgil las, konnte man (im Jahre 544) in der Basilika S. Petri ad Vincula den Excomes und Subdiaconus Arator vor dem beifallklatschenden Publikum wiederholt sein Gedicht vorlesen hören, worin er die Apostelgeschichte in noch keineswegs barbarische Hexameter gebracht hatte.

Aber die byzantinischen Kriege und der Sturz des gotischen Reiches mußten mit den öffentlichen Anstalten auch die humanen Wissenschaften begraben haben. Wir hören nichts mehr von Schulen der Rhetorik, Dialektik und Jurisprudenz in Rom; nur die Arzneikunst, welche Theodorich eifrig gepflegt hatte, mag dort noch in einiger Blüte gewesen sein; die römischen Ärzte scheinen sogar die Mediziner Ravennas an Ruf übertroffen zu haben: denn Marianus, der brustkranke Erzbischof dieser Stadt, wurde von Gregor nach Rom zur Kur eingeladen.

Der Unterricht der Jugend wurde wohl aus den kümmerlichsten Mitteln bestritten, die eher privater als öffentlicher

Einrichtung waren; aufhören konnte er nicht, und es wird immer Lehrer und Schüler der humanen Wissenschaften gegeben haben. Wenn man den pomphaften Ausdrücken des Johannes Diaconus Glauben schenken will, so war freilich Rom unter der Regierung Gregors „ein Tempel der Weisheit, welchen die sieben Künste wie Säulen stützten", und es gab in der Umgebung des Papstes keinen Mann, dessen Sprache oder Art barbarisch gewesen wäre, sondern ein jeder war in der lateinischen Literatur gebildet. Die Studien aller freien Künste blühten wieder auf, die Gelehrten hatten um ihr Leben nicht zu sorgen; ja der Papst umgab sich eher mit den gebildetsten als mit den höchstgestellten Personen. Nur einen Mangel mußte der gelehrte Mönch bedauern: man konnte an der Kurie Gregors nicht griechisch reden. Der Papst selbst bekannte, daß er nicht Griechisch verstand, und dies ist auffallend, da er doch so viele Jahre als Nuntius in Konstantinopel gelebt hatte, denn dort konnte er täglich griechisch reden, wenn auch die höfische und offizielle Sprache noch immer die lateinische war. In Byzanz wiederum gab es niemand, der lateinische Schriften gut zu erklären wußte, und so sehen wir, wie vollständig die Entfremdung beider Städte voneinander und Roms von der klassischen Literatur der Griechen geworden war. Johannes Diaconus schreibt freilich seinem Gregor eine gründliche Schule in allen freien Disziplinen zu; er nennt ihn in der Grammatik, Rhetorik und Dialektik seit seiner Kindheit so sehr unterrichtet, daß er, obwohl noch zu jener Zeit (wie er sich ausdrückt) die literarischen Studien in Rom blühten, doch in der Stadt selbst niemand darin nachstand. Aber er verwischt sein eigenes Gemälde von dem Glanz der römischen Wissenschaft wieder, indem er mit klaren Worten sagt, Gregor habe den Geistlichen das Lesen der heidnischen Schriftsteller verboten; er selbst führt die berüchtigt gewordene Stelle in einem Briefe des Papstes an, aus der Gregors feindseliges Verhältnis zu den humanen Wissenschaften hervorgeht. Dieser schrieb an den gallischen Bischof Desiderius, er schäme sich gehört zu haben, daß er einigen Personen die Grammatik lehre, und indem er von der alten Literatur als von Albernheiten redet, und sie anzupreisen für gottlos erklärt, sagt er:

es könne das Lob Christi und das Lob des Zeus nicht in einem und demselben Munde Raum haben. An einer anderen Stelle bekennt er, daß er die Barbarismen des Ausdrucks nicht vermeide und Syntax und Konstruktion zu beachten verschmähe, weil er es für unwürdig halte, das Wort Gottes in die Regeln des Donatus zu zwängen.

Man hat allen Grund, namentlich aus der ersten jener Stellen zu beweisen, daß Gregor sich gegen die humanen Wissenschaften feindlich verhalten hat, aber keinen zu behaupten, daß er selbst barbarisch oder unwissend gewesen sei. Seine Gelehrsamkeit war theologischer Natur. Wenn er Kenntnisse in der Dialektik der Alten besaß, was seine von der Philosophie nie berührten Schriften nicht erkennen lassen, so wies er sie von sich. Seine Werke tragen die Spuren seiner Zeit, aber Gregors Sprache erhebt sich manchmal zu einem rhetorischen Schwunge, und sein Latein ist nicht barbarisch. Seine eigene Stellung zwang ihn auf das katholische Leben allein zu wirken, und indem er mit unglaublicher Geistestätigkeit den Sorgen seines Amts und seiner beständigen Kränklichkeit noch die Muße zu umfangreichen theologischen Schriften abgewann, ist es unnütz, von ihm und in seiner Zeit die Pflege der profanen Literatur oder nur die Einsicht in die Notwendigkeit derselben zur Bildung des Menschengeschlechts zu verlangen. Der Bekehrer Englands sah auch noch Italien vom süßen Heidentum hie und da berauscht; er konnte daher den Dichtern des Altertums nicht zugetan sein, und überhaupt muß der Bischof Gregor aus einem andren Gesichtspunkt betrachtet werden als der klassisch gebildete Staatsmann Cassiodor, welcher die Mönche seines Klosters zum Studium der Grammatik und Dialektik ermunterte. Er selbst war der Gesetzgeber und Ordner des pomphaften römischen Kultus. Sein Lebensbeschreiber rühmt ihm nach, daß er die Sängerschule im S. Peter und Lateran gestiftet habe. Die Schule der gregorianischen Musik wurde die Lehrerin des Abendlandes; die älteste päpstliche Kapelle nahm die musikalischen Traditionen des Heidentums in sich auf, und wenn Gregor der Mythologie der alten Dichter den Krieg erklärte, duldete er ihre Rhythmen in der heiligen Messe.

Wir haben es hier nur mit dem Einfluß zu tun, welchen der große Bischof auf die Stadt Rom ausgeübt hat, denn der Geschichte der Kirche im allgemeinen gehört die Darstellung der Bedeutung Gregors in dieser selbst. Als er Papst wurde, waren jene jahrhundertelangen Kämpfe, die das kirchliche Lehrgebäude feststellten, ausgekämpft, und die Grunddogmen des katholischen Glaubens von der Dreieinigkeit und der Natur Christi für immer festgesetzt. Die Periode der Kirchenväter war geschlossen; eine neue Zeit begann, worin sich der Orient vom Abendlande sonderte und in diesem selbst die absolute Gewalt des römischen Papstes sich ausbildete. Es war Gregor, welcher diese Epoche einleitete und die Fundamente der Papstherrschaft legte, nachdem sein Vorgänger Leo I. dem Primat des apostolischen Stuhls die Anerkennung im Prinzip errungen hatte. Diesen Primat bestritten fortdauernd die orientalischen Diözesen Antiochia und Alexandria, und vor allen Konstantinopel. Der dortige Patriarch Johannes Jejunator legte sich den Titel des ökumenischen oder allgemeinen Bischofs bei, Gregor aber trat dieser Anmaßung mit Festigkeit entgegen, indem er sich zugleich voll kluger Demut zuerst unter den Päpsten den Titel „Knecht der Knechte Gottes" gab.

Die tiefe Spannung zwischen dem Papsttum und dem Orient wurde mit der Zeit eine unausfüllbare Kluft; sie verhalf dem Abendlande zu einer selbständigen Gestalt, welche wesentlich durch die Verbindung der römischen Kirche mit den Germanen geschaffen wurde, während die Macht der griechischen Kirche sich verminderte, da ihre Patriarchate, die ältesten Stiftungen des Christentums, größtenteils vom Islam verschlungen wurden.

Es war auch Gregor, welcher den römischen Stuhl weit über die Grenzen seines Patriarchats im Abendlande selbst zur Geltung brachte. Er war es zugleich, welcher die germanischen Kirchen in Gallien und Spanien, wo der Westgotenkönig Reccared mit seinem Volke zum katholischen Glauben übertrat, in engere Beziehung zum römischen Stuhl brachte, während die fortschreitende Bekehrung

der meist noch arianischen Langobarden, welche man dem frommen Eifer der Königin Theodolinde verdankte, die Glaubenseinheit in Italien sicherte.

Gregor eroberte als „Konsul Gottes" auch das ferne britische Eiland für Rom. Es wird erzählt, daß er eines Tags, ehe er noch Papst war, auf dem Forum, wo man damals Sklavenmärkte hielt, drei schöne fremde Knaben zum Verkauf ausstellen sah und, über ihre Herkunft belehrt, gerufen habe: „Angler, gleich wie Engel sind sie." Er erlöste die Heimatlosen; vom „apostolischen Geist" ergriffen, wollte er selbst als Missionar nach jenem Lande gehen, aber das römische Volk hielt ihn fest, und erst im Jahre 596 sandte er aus seinem Kloster eine Schar Mönche unter des Augustinus Führung nach der fernen, einst von den Römern beherrschten Insel ab. Ihr Erfolg war groß: Britannien, welches zwei Jahrhunderte früher vom Römischen Reich aufgegeben, und dann von dem kraftvollen Volk der Angelsachsen erobert worden war, wurde durch ein einsames Kloster am Kolosseum als neue, von Glaubenseifer glühende Provinz der orthodoxen römischen Kirche einverleibt. Gregor rief alte Erinnerungen herbei und nannte den König Adelbert und seine Gemahlin Adelberga den neuen Konstantin und die neue Helena.

So durchdrang der mächtige Geist dieses einen Mannes, des größten Menschen seines Jahrhunderts, weite Länder und Völker, denen er Rom ehrwürdig und furchtbar machte. Mit hoher Würde trat er dem Kaiser und den Königen gegenüber und ermahnte sie zur Gerechtigkeit gegen die Untertanen und zum milden Regiment. Er schützte die Einzelnen und auch die Provinzen gegen die Bedrückung der kaiserlichen Beamten; sein scharfes Ohr vernahm sogar die Klagen des Volks im wilden Korsika und im fernen Afrika. Niemals hat ein Papst seine Stellung so hoch erfaßt noch so glücklich durchgeführt: seine Sorgen und Korrespondenzen umfaßten die Länder der Christenheit. Kein Papst ließ so viele Schriften zurück wie er, den man den letzten Kirchenvater genannt hat. Ein größerer und edlerer Geist saß nie auf dem Stuhle Petri. Nach einer wahrhaft ruhmvollen Regierung, in

welcher er für die Dauer eines Jahrtausends die Obergewalt des römischen Bischofs über die abendländische Kirche begründet hatte, starb Gregor I. in Rom am 12. März 604.

Es gibt heute nur wenig Denkmäler von ihm in Rom; die Not der Zeit hatte ihm nicht erlaubt, seine Vaterstadt mit Bauten zu zieren, oder sein nur auf das Seelenheil der Menschen bedachter Sinn verschmähte es, nach dem Ausdruck des Mönchs Beda, sich um die äußere Pracht in Gold und Silber strahlender Kirchen zu mühen, wie andere Bischöfe dies taten. Die Stiftung seines Klosters auf dem Clivus Scauri ist schon erwähnt worden. Es würde für die Geschichte der Malerei von Wichtigkeit sein, hätten sich die Gemälde erhalten, welche Gregor dort im Atrium malen ließ; Johannes Diaconus, der sie noch sah, hat sie ausführlich beschrieben. Sie waren Fresken und zeigen daher, daß in jener Zeit auch die Farbenmalerei noch in Schulen geübt wurde. Man sah dort Petrus auf einem Thron, und vor ihm den Vater Gregors, der seine Rechte gefaßt hielt. Gordian trug das Diaconengewand, eine kastanienbraune Planeta über der Dalmatika und kleine Stiefeln an den Füßen. Sein Antlitz war lang und gravitätisch, mit mäßigem Bart, seine Haare dicht, die Augen lebhaft. Ein anderes Bild würde uns in der Gestalt der frommen Mutter Gregors das Porträt einer edeln römischen Matrone jener Zeit vorstellen. Silvia war in ein weißes schleierartiges Gewand verhüllt, dessen Faltenwurf sich von der rechten Schulter über die linke nach altrömischem Stil hinaufzog; eine weiße Tunika schloß sich bis zum Halse an und floß mit großer Faltung zu den Füßen nieder, mit zwei Streifen nach Weise der Dalmatika geziert. Ihr Haupt schmückte eine weiße Mitra oder Haube; mit den Fingern der rechten Hand schien sie das Zeichen des Kreuzes zu machen, während die Linke ein Gebetbuch hielt, worauf man geschrieben las: „Meine Seele lebt und wird dich loben, und deine Winke werden mir hilfreich sein.“ Vivit anima mea, et laudabit te, et indicia tua adjuvabunt me. Johannes Diaconus betrachtete das Bild dieser Matrone mit Ehrfurcht; er fand, daß selbst das Greisenalter die

ursprünglichen Züge ihrer Schönheit nicht hatte verwischen können. Ihr rundes bleiches Antlitz war von Runzeln durchfurcht, aber ihre großen blauen Augen unter sanften Brauen, ihre anmutigen Lippen und die Heiterkeit der Miene bezeugten dem Betrachter die Glückseligkeit, die ihr Herz empfand, der Welt einen solchen Sohn geschenkt zu haben.

Gregor selbst war in einer kleinen Apsis auf einem Kreise von Stuck gemalt; eine gefällige Gestalt mit mildem Antlitz, von bräunlichem Bart. Seine Stirn war kahl, hoch und breit, von wenigem schwarzen Haar umfaßt, sein Gesichtsausdruck sanft; seine schönen Hände zeigten seinem Lebensbeschreiber rundliche Finger, denen er Fertigkeit im Schreiben ansah. Eine kastanienbraune Planeta fiel über der Dalmatika herab, und das mit dem Kreuz bezeichnete Pallium hing über Schultern, Brust und zur Seite nieder. Um sein Haupt trug er keine Glorie, sondern eine viereckige Umrahmung bewies, daß er noch lebte, als dies Gemälde gefertigt wurde; denn erst den Abgeschiedenen wurde als Zeichen ihrer Heiligkeit ein Nimbus ums Haupt gegeben.

Die Stiftung des Kirchenstaats

Der Biograph des Papstes Stephan II. berichtet, daß Pipin der Kleine nach der Niederwerfung des Langobardenkönigs Aistulf eine Schenkungsurkunde ausstellte, worin der römischen Kirche und allen Päpsten der Besitz des Exarchats von Ravenna, der Pentapolis und Commacchios ausgeschrieben ward, und daß dies Dokument noch zu seiner Zeit (im 9. Jahrhundert) im Archiv der römischen Kirche verwahrt werde. Diese berühmte Urkunde verschwand spurlos; kein Forscher hat die geographischen oder politischen Grenzen der Schenkung gesehen, und niemand weiß genau weder die geschenkten Städte zu zählen, noch viel weniger zu ermitteln, ob dem Papst nur das Dominium utile in jenen Landschaften oder das wirkliche Hoheitsrecht verliehen war. Das Verhältnis Roms und

des Dukats, welches gar nicht erwähnt wird, bleibt dunkel, und da Pipin diese Provinz nicht erobert hatte, konnte sich seine Schenkung ebensowenig auf sie als auf das griechische Neapel oder Gaeta erstrecken. Dies aber kann nicht geleugnet werden, daß Pipin eine Schenkungsurkunde gemacht und darin die Städte des Exarchats und der Pentapolis, auf welche die römische Kirche keinen Rechtstitel besaß, ihr als Eroberer zugesprochen hat. Diese griechischen Provinzen entzog Pipin dem Kaiser, welcher unfähig geworden war, sie den Langobarden zu entreißen und ferner zu behaupten; er gab sie dem Bischof Roms nicht als einem geistlichen Fürsten, nicht als einem außerhalb der Reichsgewalt stehenden Souverän, sondern als dem faktisch anerkannten Haupt der Stadt Rom und des römischen Dukats. Weil der Papst diese Stellung nur dadurch einnahm, daß er das Oberhaupt der Kirche war, so empfing er jene Länder im Namen der römischen Kirche und ihres unsichtbaren Hauptes Sankt Petrus. Er selbst verbarg seine Usurpation hinter dem Titel des Apostelfürsten. Wenn ein solcher Prätendent den byzantinischen Forderungen entgegenzutreten ganz geeignet war, so wurde außerdem mit kluger Politik die oberste Reichsgewalt des Kaisers fortdauernd anerkannt, so daß der Papst in jenen Ländern zuerst noch als ein Vikar des Reichs, oder als Nachfolger des Exarchen und Patricius von Ravenna erscheinen konnte. Jedoch die kaiserliche Macht war tatsächlich erloschen; die dortigen Provinzen wollten weder mehr einem griechischen Vizekönige gehorchen noch dem Langobardenkönige untertänig werden sie; anerkannten die Landeshoheit des Papstes, des mächtigsten und schon abgöttisch verehrten Mannes in Italien und des Hauptes der lateinischen Nation.

Wenn nun auch Pipin weit davon entfernt war, mit bewußter Absicht einen Kirchenstaat zu schaffen in dem Sinne, als es die Verfechter der päpstlichen Fürstenhoheit darstellen wollen, so stattete er doch den Papst mit landesherrlichen Rechten über einige der schönsten Provinzen Italiens aus, und wurde so der Gründer des späteren Kirchenstaats, wodurch die Einheit Italiens für lange Jahrhunderte unmöglich gemacht ward.

Betrachtungen noch anderer Natur steigen hier auf, wo wir an einen Abschnitt der Geschichte der Kirche gelangt sind. Dies heilige Institut, die sichtbare, doch nur geistliche Gemeinschaft der Gläubigen, hatte sich auf den Grundlagen des römischen Zäsarentums und in dem Organismus des Reichs zu einem eigenen Imperium ausgebildet, in dessen Mitte der Bischof Roms cäsarische Autorität im Geistlichen erlangte. Der Politismus und Imperialismus waren in die Kirche und ihre Hierarchie eingedrungen. Die Macht des Papstes war in dogmatischen Sphären anerkannt; der Primat seines apostolischen Stuhles seit Leo I. und Gregor dem Großen durchgesetzt worden; sodann war im Bilderstreit die Unabhängigkeit desselben vom Orient vollzogen worden, und diese hatte ihren politischen Ausdruck auch in der Befreiung Italiens von Byzanz gefunden. Der Westen schied sich vom Osten; die Kirche, vom griechischen Kaiser abgewandt, verbündete sich mit der großen katholischen Monarchie der Franken, deren neues Königsgeschlecht sie selber geweiht hatte, und sie ahnte in dieser Monarchie die Wiederherstellung des römischen Kaisertums. Das Dasein des Frankenreichs war zugleich ein Glück für Europa, denn es verhinderte die Entstehung eines abendländischen Kalifats in Rom. Wenn die Päpste jener Zeit sich noch nicht zu den kühnsten Gedanken erheben konnten, so faßten sie doch seit Gregor II. und III. den Plan, ihrer geistlichen Suprematie eine praktische Grundlage zu geben und sich zu Gebietern in einem Teile Italiens zu machen. Der Untergang des abendländischen Reichs, wodurch Rom zu einer wesentlich kirchlichen Stadt gemacht wurde, die Entfernung und Ohnmacht der Byzantiner, endlich die Zerstückelung Italiens hatten den Bischöfen freien Spielraum gelassen, und die fortgesetzte Kraft bedeutender Päpste erreichte das Ziel, ihrer Kirche einen politischen Leib zu geben und sich für alle Zeit einen Tempelstaat zu schaffen. Mit dessen Gründung endete die rein bischöfliche und priesterliche, die schönste und rühmlichste Epoche der römischen Kirche. Diese verweltlichte; die Päpste, welche wider die Grundsätze des Evangeliums und der Lehre Christi das Priestertum mit dem Königtum verbanden, konnten fortan nicht mehr die Reinheit ihres

apostolischen Amtes festhalten. Ihre sich selbst widersprechende Doppelnatur zog sie tiefer und tiefer in das Treiben ehrgeiziger Politik hinab; sie wurden mit Notwendigkeit in demoralisierende Kämpfe um die Behauptung ihrer weltlichen Titel in innere Bürgerkriege mit der Stadt Rom und in dauernden Hader mit den politischen Mächten hineingezogen. Die vollendete Tatsache der Stiftung eines Kirchenstaats erweckte den Hunger aller andern Kirchen nach Besitz, und im Laufe der Zeit wollte jede Abtei und jedes Bistum ein unabhängiger Priesterstaat sein. Das Beispiel Roms ward eifrig nachgeahmt; viele Schenkungsurkunden wuchsen über Nacht auf.

Den Vertrag zu vollziehen, beauftragte der Frankenkönig den Abt Folrad; derselbe ging in die Städte der Pentapolis, der Ämilia und des Exarchats, empfing ihre Geiseln, nahm ihre Schlüssel und legte diese nebst der von Pipin ausgestellten Urkunde vor der Konfession S. Peters nieder. Dies sind die Ereignisse, welche der Stellung des Papsttums plötzlich eine neue, materielle Grundlage gaben und auf die Geschichte Italiens, wie im besondern auf die der Stadt Rom einen mächtigen Einfluß ausübten. Mit dem Jahre 756 begann eine neue Periode ihrer inneren und äußeren Verhältnisse; am Ende dieses Jahres erlangte der Papst tatsächlich auch die Herrschaft über die Stadt Rom, ohne daß auch jetzt deren Lossagung vom griechischen Reich durch irgendeine der handelnden Personen ausgesprochen worden wäre.

Die Natur des päpstlichen Regiments in Rom war indes keineswegs monarchisch. Die Stadt selbst behauptete schon im ersten Entstehen des Dominium temporale der Päpste ihr kommunales Recht. Sie erkannte den Papst als ihren Dominus, aber sie bewahrte sich die Rechte des Senats und Volks, und diese fanden in der Wahl des Oberhauptes ihre beste Gewähr, denn die Papstwahl ging aus dem gesamten Volke hervor. Die Tatsache selbst der Übertragung der weltlichen Gewalt auf ihren Bischof durch die Römer hat sich im Dunkel der Geschichte verloren. Es redet niemand von einer Vertragsurkunde zwischen der Stadt und dem Papst. Es spricht niemand von dem merkwürdigsten aller Parlamente des römischen Volkes,

welches auf dem grauen Forum, in tribus fatis, den wichtigen Beschluß gefaßt haben mochte, dem Bischof Roms die Gewalt eines Dogen der Republik zu übertragen. Wir wissen nicht einmal, ob diese Gewalt des Papstes überhaupt einem solchen Vertrag zur Zeit Pipins entsprungen ist. Die geheimnisvolle Entstehung der päpstlichen Herrschaft ist eins der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte und die vor den Augen der ohnmächtigen Nachfolger Konstantins geräuschlos vollzogene Besitznahme Roms durch die vermeintlichen Nachfolger Petri ein Meisterstück langer Künste des Priestertums. Dies kostbare Besitztum war der Größe der Päpste würdig, aber die Nachfolger Stephans II. erkannten bald, daß es die Natur des Geschenks der Pandora habe. Denn seit der Gründung des Kirchenstaats gerieten die drei Rechte, welche in Rom ihre Wurzeln hatten, in dauernden Kampf miteinander: das uralte, munizipale Recht des Volks, das antike Recht der kaiserlichen Monarchie, und das jüngste zur Tatsache gewordene Recht der Päpste. Die Geschichte der Stadt Rom ist daher in langen Jahrhunderten nur die Entwicklung des Streites dieser drei Prinzipien mit- und gegeneinander.

Karl der Große und die Erneuerung des Imperiums

Im September 773 brach Karl der Große mit seinem Heere gegen den Langobardenkönig Desiderius auf. Er zog über Genf, um sodann den Mont Cenis zu überschreiten, aber die Alpenpässe waren von den Langobarden unübersteiglich gemacht, und die Schwierigkeit dort einzudringen, wohl auch das Murren der Franken bewogen Karl, nochmals durch Gesandte dem Könige zu erklären, daß er sich mit drei angesehenen Geiseln begnügen wolle, welche ihm für das Versprechen der Rückgabe der Städte haften sollten. Desiderius lehnte dieses Anerbieten ab. Allein die plötzliche Flucht seines Sohnes Adelchis, welchen ein panischer Schrecken über-

fallen hatte, und der durch Verräter möglich gemachte Übergang des fränkischen Heeres über die Alpen, zwangen auch ihn, sein Lager im Stich zu lassen und sich in Pavia einzuschließen. Adelchis und der fränkische Herzog Auchar warfen sich bestürzt mit der Witwe und den Söhnen Karlmanns in das starke Verona. Das Volk des Alboin fiel nach einem schwachen Widerstande, welchen innerer Zwiespalt, namentlich die Umtriebe der Priester abkürzten. Es sind nicht die Langobarden, durch deren Besiegung sich Karl den Namen des Großen verdient hat, vielmehr zeigt die Geschichte kaum eine Eroberung, welche so mühelos gelungen ist und dann so große, durch Jahrhunderte dauernde Wirkungen nach sich gezogen hat.

Der König Karl umschloß die Stadt Pavia; indem er eine langwierige Belagerung voraussah, ließ er seine Gemahlin Hildegard und seine Kinder ins Lager kommen. Ein andrer fränkischer Heerhaufe erschien vor Verona, und Auchar und Karlmanns Witwe gaben sich mit den kleinen Prinzen bald in die Hände des Siegers. Pavia verteidigte sich tapfer schon sechs Monate lang; das Osterfest war nahe, und Karl beschloß, dasselbe in Rom zu feiern. Eine Osterwallfahrt zu den Gräbern der Märtyrer erschien dem Glauben damaliger Menschen als der sicherste Weg zum Paradies; schon seit zwei Jahrhunderten strömten Pilger zur Osterzeit nach Rom, und das ganze Mittelalter hindurch werden wir dort Kaiser und Könige oftmals die Ostern feiern sehen. Mit dem Zuge des Frankenkönigs begann überhaupt die lange Geschichte der Romfahrten deutscher Könige.

Karl brach mit einem Teil seiner Truppen und einem glänzenden Gefolge von Bischöfen, Herzogen und Grafen aus dem Lager von Pavia auf. Er eilte schnell durch Tuskien, um noch am Ostersonnabend (den 2. April 774) Rom zu erreichen. Der Empfang des mächtigen Schutzherrn der Kirche, welcher die Stadt zum erstenmal, und unter solchen Umständen, betrat, war glänzend und kaiserlich; 24 Millien weit sandte ihm der Papst alle Judices und die Banner der Miliz entgegen, die ihn an der Station Novas unterhalb des Sees von Bracciano begrüß-

ten und zur Stadt geleiteten. Am Fuße des Monte Mario empfingen ihn sämtliche Scharen der Miliz mit ihren Patronen, die Schulen der Kinder Palmen und Ölzweige in den Händen, und zahlloses Volk, welches beim Anblick Karls die Laudes erhob, den festlichen Zuruf: Heil dem Frankenkönig und dem Defensor der Kirche! Er empfing diese Ehren nicht als fremder Fürst, sondern in seiner Eigenschaft als Patricius der Römer, und der Chronist bemerkt ausdrücklich, daß ihm, wie es sonst bei der Begrüßung des Exarchen Gebrauch gewesen war, selbst die Kreuze und Fahnen der Basiliken Roms entgegengeschickt wurden. Kaum erblickte sie Karl, als er vom Pferde stieg; von seinem Gefolge umgeben, ging er demütig zu Fuß nach dem S. Peter. Es war in der Morgenfrühe des Ostersonnabends: der Papst erwartete den Gast auf den Stufen des Portikus, um sich her den Klerus, während eine unabsehbare Menschenmenge den Platz bedeckte. Karl warf sich auf der untersten Schwelle der Treppe nieder, erklomm sie auf Knien und küßte andächtig jede einzelne Stufe, bis er so zum Papst gelangte. Dies war die Gestalt, in welcher sich bereits die mächtigsten Fürsten der Welt dem römischen Heiligtum nahten. Mußte nicht die Zeit kommen, wo die Könige überhaupt zu Vasallen und Knechten der Päpste herabsanken? wo diese kühn ihren Fuß auf deren Nacken stellten? Karl und Hadrian umarmten einander; indem der König den Papst bei der rechten Hand ergriff, schritt er ihm rechts zur Seite in die Basilika. Ihrem Eintritt scholl der Gesang der Priester entgegen: benedictus qui venit in nomine Domini, und Karl und seine Franken warfen sich vor dem Apostelgrabe nieder. Nach vollendeter Andacht bat der König voll Artigkeit um die Erlaubnis, Rom betreten und die übrigen Hauptkirchen besuchen zu dürfen: sie alle stiegen zuvor in die Gruft des Apostels hinab, und König wie Papst, die Judices der Römer wie der Franken leisteten sich wechselseitig den Eid der Sicherheit.

Karl ließ seine Truppen ohne Zweifel ein Lager im neronischen Felde aufschlagen, aber er selbst zog über die Brücke Hadrians in die Stadt, welche nicht wußte, daß

sie in dem ersten Frankenkönige, der sie betrat, auch ihren ersten Kaiser germanischer Nation empfangen sollte. Der künftige Nachfolger des Augustus betrachtete die klassischen Ruinen, an denen er vorüberkam, mit unwissendem Erstaunen, denn obwohl er es liebte, die Geschichte der Alten zu hören, kannte er doch die Taten der Heiligen Roms besser als die seiner Staatsmänner und Helden. Das damalige Rom trug noch das Gepräge des Altertums, obschon in der Verwüstung dreier Jahrhunderte. Es war noch die Stadt der alten Römer, eine ungeheure Welt prachtvoller Trümmer, vor deren Größe alles Christliche verschwand.

Die Römer führten den König nach dem Lateran; sie selbst betrachteten mit Staunen die fast riesige Heldengestalt des Protektors der Kirche oder seine in Erz gehüllten barbarischen Paladine. Im Baptisterium wohnte er dem Sakrament der Taufe bei, welches der Papst vollzog, dann ging er wieder demütig zu Fuß nach dem S. Peter zurück. Er nahm seine Wohnung nicht in der Stadt; vom Cäsarenpalast ist keine Rede mehr; derselbe verfiel auch in seinem letzten noch bewohnbaren Teile, seitdem der griechische Dux aus ihm verschwunden war. Karl blieb ohne Zweifel in einer der Bischofswohnungen am S. Peter. Am Ostersonntag wurde er von den Optimaten und den Scholen der Miliz nach S. Maria (Maggiore) geleitet, wo der Papst die Messe las. Er speiste hierauf an dessen Tafel im Lateran. Am Montag wohnte er der Feier im S. Peter, am Dienstag in S. Paul bei, und damit hatten die Funktionen des Osterfestes ein Ende. Der uralte Charakter dieser Feierlichkeiten war damals weniger prunkvoll und mehr kirchlich als heute, aber, wie die alten Ritualbücher beweisen, nicht viel einfacher.

Am Mittwoch, den 6. April, wurde Karl zu einer Zusammenkunft im S. Peter eingeladen, wo sich der Papst mit allen Judices des Klerus und der Miliz befand. Vor dieser Versammlung richtete Hadrian eine Rede an den Frankenkönig, und gewiß gab es keinen passenderen Ort, ihm eine Schenkung abzugewinnen, als die Nähe des Apostelgrabes und seine noch vom Weihrauch des Oster-

festes duftende Basilika. Indem der Papst den nahen Sturz des Langobardenreiches voraussah, trat er als einer seiner Haupterben auf; deshalb mahnte er Karl an die alten Verträge und Gelöbnisse, dem heiligen Petrus gewisse Städte und Provinzen Italiens zu schenken, und er ließ endlich die pipinische Urkunde verlesen. Der Lebensbeschreiber Hadrians versichert, daß der König und seine Judices den Inhalt derselben nicht nur bestätigen, sondern daß sie Karl durch seinen Notar Etherius von neuem ausschreiben ließ. Das Dokument wurde in die Gruft S. Peters gelegt, und mit einem fürchterlichen Eide beschworen.

Auch diese sogenannte Schenkung Karls des Großen, nach der Angabe des Biographen Hadrians die Bestätigung jener Pipins aus Kiersey, ist aus dem Archiv des Lateran verschwunden, und ebensowenig hat sich die Abschrift, welche der König mit sich genommen haben soll, in Deutschland oder in Frankreich vorgefunden. Nach ihr gab der großmütige Monarch fast ganz Italien dem Papste hin und obenein solche Provinzen, die er niemals erobert hatte, wie Korsika, Venedig und Istrien, und das Herzogtum Benevent. Aber das unbestochene Urteil der Kritik hat diese Schenkung längst unter die Märchen verwiesen; als der Biograph Hadrians lebte, hat er das Dokument (wenn er überhaupt eins mit Augen sah) entweder gefälscht vorgefunden, oder die darin enthaltenen Angaben selbst verfälscht. Die urkundlich nicht bekannte, aber zweifellos auf den Exarchat sich beziehende Schenkung Pipins bestätigte Karl offenbar, indem er sich die Oberhoheit über dieses Land vorbehielt, und er vermehrte sie im Verlauf der Jahre durch Patrimonien und Einkünfte. Seine eigene Stellung zu Rom wurde zugleich durch einen Vertrag festgesetzt: er nahm alle Rechte des Patricius in Anspruch, und der Ehrentitel des Defensor erhielt seit dem Jahre 774 einen volleren Inhalt: die höchste Jurisdiktion in Rom, im Dukat, in den Provinzen des Exarchats wurde dem Patricius der Römer zugestanden. Der Papst, welcher in jenen Ländern nichts anderes als die Verwaltung erhielt, wurde der Untertan des Königs der Franken.

Nachdem seine Beziehungen zu Rom geregelt waren, reiste Karl ab, während der Papst in allen Kirchen beten ließ, um den Erfolg der Belagerung Pavias zu beschleunigen. Der Frankenkönig betrieb sie nach seiner Rückkehr in das Lager mit Nachdruck; auch die Pest verschwor sich mit den Verrätern in der bedrängten Stadt, welche sich im Juni 774 ergab. Der letzte Langobardenherrscher büßte seine Unbesonnenheit durch den Untergang seiner Dynastie und seines Reiches; er ergab sich ohne Bedingung zum Gefangenen. Desiderius endete sein Leben im Kloster zu Korbie, wie man sagte, als ein frommer Wundertäter. Karl aber nahm die eiserne Krone und nannte sich seit dem Jahre 774 König der Franken und Langobarden, Patricius der Römer, während Adelchis, der flüchtige Sohn des Desiderius, an den byzantinischen Hof eilte, das traurige Leben eines Prätendenten zu beginnen.

Zum Schmerz des Papstes zögerte Karl mit der Herausgabe derjenigen Patrimonien, welche die Langobarden der Kirche entzogen hatten. Er führte sein Versprechen nicht aus, wahrscheinlich weil er als Staatsmann einsah, daß Pipin zu viel versprochen hatte. Er schien des Ehrentitels des neuen Konstantin nicht zu achten, mit welchem ihm Hadrian schmeichelte, als sei jetzt jener Kaiser auferstanden, „durch welchen Gott der heiligen Kirche des Apostelfürsten Petrus alles zu schenken geruht hat". Diese Worte Hadrians sind bemerkenswert; denn sie enthalten die erste Anspielung auf eins der ungeheuerlichsten Machwerke, welches folgenden Päpsten jahrhundertelang als ein authentisches Fundament ihrer Universalgewalt gedient hat, und ebenso lange von der kritiklosen Menge, ja selbst von den Rechtsgelehrten als solches gläubig angenommen wird. Die berüchtigte „Schenkung Konstantins" stattete nicht allein den Bischof Roms mit kaiserlichen Ehren und den römischen Klerus mit den Vorrechten des Senats aus, sondern sie übergab dem Papst Rom und Italien als sein Eigentum. Denn aus Ehrfurcht vor dem Apostelfürsten verließ der vom

Bischof Sylvester getaufte und dadurch vom Aussatz befreite Konstantin Rom, zog sich demutsvoll in einen Winkel am Bosporus zurück und trat dem Nachfolger Petri die Hauptstadt der Welt und Italien ab. Diese Fabel, auf welche sich zum erstenmal im Jahre 777 ein Papst berief, war das Werk eines römischen Priesters und in derselben Zeit ersonnen, als das griechische Regiment in Italien zusammenbrach, das Königreich der Langobarden sich auflöste, und der Papst den kühnen Plan fassen konnte, sich zum Gebieter über einen großen Teil Italiens aufzuwerfen. Ihre Erfindung beweist vielleicht mehr als manche Ausgeburt religiöser Phantasie die Barbarei der mittelalterlichen Menschheit.

Wenn die Schenkung Konstantins die grenzenlose Herrschbegier des römischen Priestertums entlarvt, so dient sie zugleich als ein geschichtliches Zeugnis von jenen Ansichten, welche sich vor der Erneuerung des abendländischen Imperium über das Verhältnis zwischen Kirche und Reich ausgebildet hatten. Die Kirche wird nämlich als ein geistliches Imperium mit einem Cäsar-Papst dargestellt, welchem alle Metropolitane und Bischöfe in Ost und West unterworfen sind. Ihre priesterliche Verfassung, entstanden auf dem Grunde der alten Reichshierarchie, wird als vom Kaiser selbst, dem höchsten Ordner aller zivilen Verhältnisse, erlassen aufgefaßt; ihr Muster überhaupt ist das Reich und der kaiserliche Hof. Mit kaiserlicher Würde wird der Papst, mit senatorischem Range der römische Klerus ausgestattet; aber diese Befugnis stammt, wie die Abtretung Roms und Italiens, aus einem Privilegium des Kaisers, welches das Rechtsfundament der weltlichen Größe des Papsttums für alle Zeiten bilden soll. Während das Kaisertum der höchste Inbegriff aller weltlichen Herrlichkeit bleibt, von dem allein die Kirche ihre zivile Form und Macht ableitet, wird diese Kirche zugleich vom Kaiser als ein für sich selbst bestehendes geistliches Reich anerkannt, dessen Monarch sein Stifter Christus, während der Stellvertreter dieses der Papst ist. So spricht die Schenkung Konstantins die Trennung der beiden Gewalten, der weltlichen und geistlichen, aus, und gibt in den Grundzügen das dualistische Verhältnis an,

welches im ganzen Mittelalter Kirche und Reich, Papst und Kaiser zueinander gehabt haben.

∗ ∗ ∗

Der Papst Hadrian I. starb nach einem ruhmvollen Pontifikate von mehr als 23 Jahren am Weihnachtsfest 795. Sein Tod erschütterte Karl. Beide Männer waren die bedeutendsten Charaktere ihrer Zeit; in ihre Hände hatte das Schicksal eine große Aufgabe gelegt und dies Bewußtsein wie ein langer Verkehr sie zu Freunden gemacht. In dem Verhältnis Hadrians zu Karl war die Zusammengehörigkeit der Kirche und des Staats, welche sich unter den griechischen Kaisern von einander feindlich getrennt hatten, zum erstenmal als eine abendländische Tatsache zur Erscheinung gebracht worden. Die römische Kirche hatte sich vom byzantinischen Imperialismus frei gemacht und konnte sich deshalb als eine selbständige Macht mit dem werdenden abendländischen Reiche verbünden, dessen Haupt der Frankenkönig war. Karl feierte das Andenken seines Freundes durch Seelenmessen und Almosen in allen Provinzen seiner Monarchie und durch eine Grabschrift, die er mit goldenen Lettern auf schwarzen Marmor graben und über der Gruft Hadrians im S. Peter zu Rom aufstellen ließ. Sie dauert noch heute; man sieht sie in der Vorhalle der Basilika links vom Haupteingange oben in der Wand eingemauert.

Die einstimmige Wahl der Römer fiel auf den Kardinal-Presbyter der S. Susanna, der schon am 27. Dezember als Leo III. geweiht wurde. Diese Eile lehrte, daß es dem Klerus auf eine freie, unbeeinflußte Wahl ankam. Der neue Papst war Römer von Geburt, Sohn des Azuppius, von Kindheit auf im Lateran erzogen und zu den höchsten Graden der Kirche aufgestiegen. Der Nachfolger Hadrians durfte in einer so bedeutenden Zeit kein ganz gewöhnlicher Mann sein.

Sobald er den Stuhl Petri bestiegen hatte, zeigte er dem Patricius der Römer den Tod seines Vorgängers wie seine eigene Erhebung an. Dies Schreiben ging ver-

loren; könnten wir es noch lesen, so würde es uns einige schwierige Fragen in bezug auf das Verhältnis des Patricius zur Papstwahl erleichtern. Die Wahl war frei gewesen; aber die Wahlakten selbst schickte man an den König, dessen Zustimmung zum mindesten in dieser Form offizieller Kundgabe als ein patrizisches Recht vorausgesetzt wurde. Leo begleitete sein Schreiben mit dem Ehrengeschenk der Schlüssel vom Grabe Petri, und fügte ihnen als ein außerordentliches Symbol das Banner der Stadt Rom hinzu. Zugleich forderte er Karl auf, einen seiner Großen abzuschicken, damit er vom römischen Volk den Eid der Treue empfange — ein unumstößlicher Beweis, daß Leo den Frankenkönig als den Oberherrn Roms betrachtete.

Dieser schickte den Abt Angilbert von S. Richar an den Papst mit reichen Geschenken für S. Peter, und befahl ihm, das schon vertragsmäßige Verhältnis zur Kirche und zu Rom neu zu befestigen. In seinem Schreiben an Leo sagte er: „Wir haben Angilbert alles aufgetragen, was uns wünschenswert oder Euch nötig erschien, damit Ihr in wechselseitiger Übereinkunft bestimmen möget, was zur Erhebung der heiligen Kirche Gottes oder zu Eurer Ehre oder zur Befestigung unseres Patriziats von Euch als notwendig erachtet werden mag. Denn wie ich mit Eurem Vorgänger einen Vertrag heiliger Vaterschaft geschlossen habe, so wünsche ich auch das unverletzliche Bündnis derselben Treue und Liebe mit Euch zu schließen, auf daß ich des apostolischen Segens Eurer Heiligkeit teilhaftig sei, und mit Gottes Willen der Sitz der römischen Kirche durch unsere Devotion verteidigt werde. Uns kommt es mit Hilfe der göttlichen Liebe zu, die heilige Kirche Christi gegen die Heiden und Ungläubigen draußen mit den Waffen zu beschützen, und im Innern durch die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens zu schirmen. Euch kommt es zu, o heiligster Vater, mit zu Gott erhobenen Händen wie Moses unsere Ritterschaft zu unterstützen: damit die Christenheit durch Eure Vermittlung unter Gottes Führung über die Feinde seines heiligen Namens überall und immer den Sieg behalte und der Name unsers Herrn in der ganzen Welt verherrlicht werde."

Wenn dieser Brief das Verhältnis des Papstes und des Patricius im allgemeinen von der Seite ihrer Pflichten auseinandersetzte, so wurden doch die Grenzen ihrer Rechte hier nicht angegeben, und alles, was deren Ausübung in bezug auf die Stadt Rom und die dem S. Peter geschenkten Provinzen betraf, hatte der König in der Instruktion seines Ministers ausgesprochen. Er hatte die Schlüssel des Grabes und das Banner Roms empfangen, mit denen erst, wie man meint, das Dominium an Karl übertragen wurde; wir müssen daher den Charakter dieser Symbole zu erklären suchen. Chronisten erzählen, daß im Jahre 800, ehe noch der Orient von der Krönung Karls Kunde hatte, Mönche aus Jerusalem ihm die gleichen Symbole überbrachten. Der Patriarch jener heiligen Stadt sandte ihm zwei Klosterbrüder vom Ölberg und von S. Saba; sie begleiteten den an Harun Alraschid abgeschickten Gesandten Karls, den Presbyter Zacharias, auf der Rückkehr nach Rom und brachten dem Könige „um des Segens willen die Schlüssel vom Grabe des Herrn und vom Ort Kalvarien, samt dem Banner". Der Patriarch einer dem Kalifen gehörenden Stadt konnte schwerlich den Gedanken haben, dem Frankenkönige die Herrschaft über Jerusalem zu übertragen; aber Harun selbst verlieh dem berühmten Helden des Abendlandes die Schutzhoheit über die heiligsten Stätten des Christentums, und infolge dieses Vertrags sandte der Patriarch sowohl als Gabe des Segens wie als Zeichen dieser Schutzherrlichkeit an Karl das Banner der Kirche Jerusalems und die Schlüssel jener heiligen Orte, die sich unter seinen Schirm stellten. Der Begriff eines Patricius von Jerusalem war nicht vorhanden; Karl empfing jene Symbole als Schirmvogt der heiligen Stadt überhaupt.

Sie aber erklären auch jene Schlüssel vom Grabe des Apostelfürsten und das Banner Roms. Beide bezeichneten die bewaffnete Schirmvogtei des Defensors der christlichen Religion. Wenn er für die Kirche Jerusalems nur Advokat in partibus infidelium sein konnte, so war seine Stellung zu Rom eine ganz andere. Die goldnen Schlüssel waren in seiner Hand nicht mehr bloß wunder-

kräftige Ehrengaben, sondern die Zeichen seiner Pflichten und Rechte in bezug auf die römische Kirche und deren Eigentum. Wie S. Peter und der Papst die dogmatischen Schlüssel trugen, so sollte der König Karl der politische Schlüsselvogt und Wächter des Palladium der römischen Kirche, des Apostelgrabes und alles dessen sein, was diese Konfession (sie verschloß auch viele Schenkungsurkunden) ausdrückte. Er wurde sodann als Bannerträger derselben Kirche dargestellt.

Die gebietende Stellung, welche Karl in Rom und dem Abendlande einnahm, die Bedürfnisse der Kirche und die Ideen der Zeit führten endlich zur Erneuerung des abendländischen Kaisertums. Aus einem langen Entwicklungsprozeß waren nach dem Zusammensturze des altrömischen Reichs zwei Gewalten hervorgegangen, welche fortan die europäische Welt regieren sollten: in Rom hatte sich auf lateinischen Grundlagen das Papsttum als eine geistliche Macht ausgebildet, in welchem das große System der Kirche in allen Provinzen des Abendlandes vereinigt war; jenseits der Alpen war aus den Germanen die fränkische Monarchie hervorgegangen, welche ihre Herrschaft bereits bis nach Rom ausdehnte, und deren mächtiges Oberhaupt nahe daran war, den größten Teil des Abendlandes in ein Reich zu vereinigen. Die Repräsentanten beider Gewalten, der kirchlichen und der politischen, verband ein und dasselbe Bedürfnis, sich durcheinander zu befestigen und der neu entstandenen Weltordnung dauernde Gestalt zu geben. Daß die geistliche Gewalt der Kirche zur Selbständigkeit herangereift sei, hatte schon Gregor der Große ausgesprochen, und seine Nachfolger hatten während des Bilderstreits deren Unterschied von der weltlichen Gewalt des Reichs mit Bewußtsein geltend gemacht. Nachdem nun ihre Befreiung vom byzantinischen Kaisertum erkämpft worden war, kam es darauf an, den neuen Bund darzustellen, welchen die Kirche mit der neu entstandenen politischen Macht im germanischen Abendlande geschlossen hatte. Diese Vorstellung beschäftigte Leo III. auf das lebhafteste. Einige Mosaiken, die er seit 796 in römischen Kirchen ausführen ließ, waren der Ausdruck seiner Ideen und der Bedürfnisse der Zeit. Schon in der Ba=

silika Santa Susanna ließ er sich selbst und Karl abbilden. Die Gestalten beider waren hier und dort die letzten von neun Figuren; sie standen auf bergähnlichen Gipfeln; der Papst hielt das Gebäude der Kirche in den Händen, eine würdige Erscheinung mit bartlosem Gesicht und mönchisch geschnittenem Haar; Karl trug als Patricius eine römische Tunika und darüber einen langen Mantel mit reich gezierten Borten, aus welchem die Scheide seines Degens hervorsah. Sein Haupt war mit einem Barett geschmückt, das eine Krone umfaßte. Schuhe mit zum Knie heraufgewundenen Tibialien oder Bändern bekleideten seine Füße nach römischer Art.

Hier war also dem Bilde eines Königs zum erstenmal ein Platz neben Heiligen und Aposteln in einer Kirche Roms eingeräumt worden. Im 6. Jahrhundert hatten zwar die Ravennaten den Kaiser Justinian und seine Gemahlin in der Tribüne zu S. Vitale abgebildet; aber in Rom war weder ihm noch einem seiner Vorgänger oder Nachfolger eine gleiche Ehre widerfahren. Ein anderes, berühmtes Mosaikgemälde sprach die harmonische Regierung der Welt durch ihre beiden Häupter ganz persönlich und bestimmt aus.

Zwischen 796 und 799 vermehrte Leo III. die Triklinien des lateranischen Palastes durch ein besonders prächtiges, welches er Triclinium majus nannte. Es war mit Marmor getäfelt, mit Reliefs geschmückt, von Säulen aus Porphyr und weißem Marmor getragen und erhielt drei Tribünen mit musivischen Bildern. Von diesen sind die Mosaiken der Haupttribüne in einer späteren Nachbildung noch heute am Lateran erhalten. In der Mitte steht der Heiland auf dem Berggipfel, welchem vier Ströme entspringen; er trägt ein geöffnetes Buch, worauf die Worte Pax vobis zu lesen sind, während die erhobene Rechte die zuhörenden Jünger belehrt, denn diese stehen zu beiden Seiten, mit über den Händen aufgeschürztem Gewand, bereit, nach empfangener Lehre in die Welt zu wandern, wie das die Unterschrift andeutet: „Gehet und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, und siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Eine zweite

Inschrift um den Bogen her sagt: „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen, die da Gutes wollen.“

Zur Rechten und Linken dieses Gemäldes stellen zwei Szenen die Harmonie beider Gewalten und ihre göttliche Verleihung an deren oberste Träger dar, hier an den Papst Sylvester und Konstantin den Großen, dort an Leo III. und Karl den Großen. In jener Zeit erinnerte man sich sehr lebhaft an Konstantin, den ersten Stifter der Reichskirche, welchem man die große Schenkung Roms und Italiens an den Papst angedichtet hatte. Die neuen Verhältnisse in die der Nachfolger Sylvesters durch seine Verbindung mit dem Frankenkönige getreten war, boten von selbst die Parallele dazu dar. Der mächtigste Herrscher des Abendlandes, der König Italiens und Patricius der Römer, der Besieger so vieler heidnischer Völker, wurde von den Priestern bereits der neue Konstantin genannt, und er übertraf den alten Kaiser durch den Umfang wirklicher und nicht bloß eingebildeter Schenkungen. Es war eine Tat der damaligen Kunst, daß sie die geschichtlichen Verhältnisse der Zeit so klar auszusprechen verstand, und diese obwohl rohen Musive sind in bezug auf den Gedankengehalt die höchste künstlerische Leistung in einer Reihe von Jahrhunderten.

Auf dem Bilde rechts thront Christus; zu seiner Rechten kniet Sylvester, zur Linken Konstantin, beide Zeitgenossen und, wie die Legende erzählt, durch Freundschaft verbunden. Der Heiland reicht dem Papst die Schlüssel, dem Kaiser das Labarum, welches er mit der Rechten erfaßt hat.

Dieser Vorstellung entspricht vollkommen das andere Bild auf der linken Seite, mit der alleinigen Ausnahme, daß hier Petrus an die Stelle Christi getreten ist. Der Apostel hält drei Schlüssel auf seinen Knien. Mit der Rechten übergibt er dem Papst Leo die Stola als Zeichen seiner päpstlichen Würde, mit der Linken Karl das Banner als Zeichen seiner oberrichterlichen Gewalt. Der König trägt ein gekröntes Barett wie auf dem Musiv in der S. Susanna und gleicht überhaupt an Gestalt und Gewandung seinem dortigen Abbilde.

Der Papst ließ jene Mosaiken des Triklinium anfertigen,

nachdem er durch Angilbert das Bündnis mit Karl befestigt hatte; sie waren das Denkmal dieses Vertrages; auch geht aus seinem Lebensbeschreiber hervor, daß jener Speisesaal schon im Jahre 799 im Gebrauch gewesen ist. Wenn er seit 796 angelegt wurde, so konnten die Mosaiken vor der Weihnachtszeit des Jahres 800, also vor der Krönung Karls zum Kaiser, bereits vollendet sein. Der Titel Rex oder König würde zwar an sich mit der imperatorischen Würde nicht unverträglich sein, doch dürfen wir im Grund fragen, ob nicht, wenn die Gemälde erst nach der Kaiserkrönung verfertigt wurden, statt des Rex passender die Titel gewählt worden wären, mit denen nach dem ausdrücklichen Bericht jener Zeit Karl akklamiert wurde: Carolo piissimo Augusto, a Deo coronato magno, pacifico Imperatori, Vita et Victoria! Auch später wollten die Byzantiner den abendländischen Kaisern, als Usurpatoren, nie den Titel Imperator, sondern nur Riga oder Rex zugestehen. Wir erkennen daher in jenen Darstellungen nicht das Monument der Erneuerung des Kaisertums am Ende des Jahres 800. Dies große Ereignis schwebte indes in der Zeit, und die Musive im Lateran bezeichneten vielleicht nur ein Jahr vorher die notwendige Erhebung Karls auf den Kaiserthron des Abendlandes.

Ein plötzliches Ereignis sollte die unmittelbare Veranlassung zur Erneuerung des römischen Kaisertums werden. Die enge Verbindung Leos III. mit Karl, die Anerkennung von dessen Jurisdiktion in der Stadt, die Dringlichkeit, mit welcher ihn der Papst aufgefordert hatte, davon Besitz zu ergreifen, lassen ahnen, daß Leo den Ausbruch einer feindlichen Bewegung unter den Römern fürchtete. Im Laufe des 8. Jahrhunderts hatte sich in der Stadt ein klerikales Aristokraten-Regiment ausgebildet, denn es waren vor allen die Proceres oder Judices de Clero, welche hier den größten Einfluß besaßen. Wir erkennen Zeichen einer ersten Begünstigung der Nepoten durch diesen Papst. Seine Familie, eine der hervorragendsten unter dem Adel, war durch ihn mächtiger geworden; die nächsten Verwandten Hadrians

finden sich in den wichtigsten Staatsgeschäften und den höchsten Ämtern.

Paschalis, der Primicerius der Kirche, der Neffe eines Papstes, welcher 23 Jahre lang Rom mit Glanz regiert und seine Familie an die höchsten Ehren gewöhnt hatte, sah mit Ingrimm die Regierung in den Händen eines Emporkömmlings aus fremder Familie. Seine Verwandten und Klienten, Kreaturen Hadrians, viele Optimaten des Klerus wie der Miliz liehen seinem Haß Gehör. Mit der persönlichen Feindschaft jenes Nepotengeschlechtes, welchem der neue Papst notwendig den bisherigen Einfluß nehmen mußte, vereinigte sich der Widerstand der Römer gegen die päpstliche Obergewalt. Er begann in derselben Stunde, als die weltliche Macht der Päpste geschaffen wurde, um sich in einer langen Kette von Revolutionen fortzusetzen. Es gibt in Wahrheit in der ganzen Geschichte der Menschheit keinen Kampf von so langer Dauer eines und desselben unveränderten Prinzips als diesen der Römer und Italiener gegen das Dominium temporale der Päpste, deren Reich nicht von dieser Welt sein sollte.

Paschalis entwarf mit dem Sacellar Kampulus (er scheint sein eigner Bruder gewesen zu sein) den Plan, dem Papst das Regiment zu entreißen, und sich dann der Gewalt zu bemächtigen. Eine Prozession sollte dazu Gelegenheit geben, und dies Attentat fand eine tumultuarische Ausführung. Der 25. April, das Fest S. Marcus, war für die große Prozession bestimmt, welche jährlich an diesem Tage stattfand. Sie ging vom Lateran nach S. Lorenzo in Lucina, wo sie das Volk erwartete und die Collecta oder das allgemeine Gebet gehalten wurde. Der Papst pflegte dabei zu Pferde zu sitzen, begleitet von seinem Hof. Als Leo aus dem Lateran zog, gesellte sich Paschalis zu ihm, seinen Platz in der Reihe einzunehmen. Er ritt dem Papst vorauf, Campulus folgte ihm nach. Ihre Mitverschworenen warteten am Kloster S. Sylvester in capite, und überfielen hier den Zug mit gezückten Schwertern. Die Prozession zerstob; der Papst, vom Pferde geworfen, lag unter den Dolchen wütender Aristokraten. Man riß ihm die pontifikalen Gewänder ab, man versuchte mit byzantinischer Art ihm die Augen und die Zunge auszureißen;

man ließ ihn endlich vor der Kirchentüre liegen. Paschalis und Campulus schleppten ihn hierauf ins Kloster und warfen ihn vor dem Altar nieder. Dann befahlen sie den griechischen Mönchen, ihn in einer Zelle zu bewachen. In der Nacht brachten sie ihn nach S. Erasmus auf dem Cölius, wo sie ihn einsperrten. Priester erzählten, daß ihm Gott auf Bitten des Apostels Petrus Augen und Zunge alsbald wiedergab, und dies Wunder bewies, daß sie der gemißhandelte Leo zu seinem Glück niemals verloren hatte. In Rom herrschte tiefer Schrecken, denn die blutigen Auftritte der Zeit des Usurpators Konstantin drohten sich zu erneuern. Die Verschwörer waren zahlreich und vom höchsten Adel; aber die Freveltat raubte ihnen die Besinnung, oder sie fanden beim Volk nicht die erwartete Unterstützung ihrer schlecht entworfenen Pläne. Sie stellten keinen Gegenpapst auf, und dies zeigte, daß sie sich nicht gegen den Bischof, sondern gegen den Dominus Roms empört hatten. Die ganze Stadt befand sich in ihrer Gewalt.

Unterdes heilten die Wunden Leos, und eines Tags wurde Paschalis durch die Nachricht von seiner Flucht erschreckt. Der mutige Kämmerer Albinus und andere Getreue befreiten ihren Papst. Sie ließen ihn an einem Seil von der Klostermauer herab und brachten ihn wohlbehalten nach dem S. Peter. Um den Flüchtling scharte sich ein Teil des Klerus und Volks, so daß die Verschworenen nicht wagten, ihn vom Grabe des Apostels hinweg zu reißen; sie plünderten die Häuser des Albinus und Leos, aber sie konnten seine weitere Flucht nicht hindern. Denn Winichis, der Dux von Spoleto, war auf die Meldung von den Vorgängen in Rom mit einem Heerhaufen, in Begleitung des fränkischen Boten Wirundus, Abts von Stablo, herbeigeeilt; er nahm Leo am S. Peter auf und geleitete ihn sicher nach Spoleto.

Die Kunde vom Schicksal des Papstes verbreitete sich mit Schnelligkeit über die Länder, und Boten des Winichis zeigten Karl an, daß Leo in Person zu ihm zu kommen begehre. Der König war im Begriff zum Kriege nach dem Sachsenlande aufzubrechen, als ihm die nahe Ankunft des Papstes gemeldet wurde. Er zog bei Lippeham

über den Rhein, schlug bei Paderborn ein Lager auf, und erwartete hier den schutzflehenden Gast, nachdem er ihm den Erzbischof Hildibald von Köln, den Grafen Ansarich und auch den König Pipin entgegengeschickt hatte. Leo III. kam mit einigen römischen Geistlichen unter diesem ehrenvollen Geleit nach Paderborn. Als 40 Jahre früher sein Vorgänger Stephan zu Pipin reiste, kam er noch als ein geistlicher Bischof ohne Land und Herrengewalt; aber der Papst, welcher im Jahre 799 zum Sohne Pipins floh, war der Landesherr Roms und vieler Städte und Provinzen. Er kam gemißhandelt und vertrieben von den ihm „angehörigen" Römern, und Karl konnte sich jetzt der Folgen bewußt werden, welche die Verbindung des geistlichen Priestertums mit einer weltlichen Herrschaft nach sich ziehen mußte.

Das Zusamentreffen jener beiden Männer in Paderborn war ein welthistorisches Ereignis. Ein Dichter, welcher diese Szene als Augenzeuge beschrieb, borgte sich dazu einige Farben aus dem damaligen Schulvirgil und entwarf ein wertvolles Abbild des Begegnisses. Dies war wahrscheinlich derselbe Angilbert, der im Jahre 796 die Gesandtschaft an Leo übernommen hatte. Nachdem er in seinem Gedicht von Karl dem Großen Aachen „das zweite Rom" geschildert und den Hof des Königs verherrlicht hat, erhebt er sich zu einer Vision im antiken Stil. Dem Könige erscheint im Traum ein „trauriges Portentum und schreckliches Monstrum", nämlich der an Augen und Zunge verstümmelte Papst, worauf er drei Boten nach Rom sendet, das Schicksal Leos zu erkunden. In raschen Zügen stellt der Dichter die dortigen Vorfälle, dann die Reise des Papsts und seine Ankunft in Paderborn dar. Leo kam in Begleitung des Königs Pipin, der ihm mit zehntausend Mann entgegengezogen war, Karl aber erwartete ihn inmitten seines Lagers. Beim Erscheinen des Papsts, bei dem Segen, den er sprach, sank das Heer dreimal in die Kniee, und der größte Monarch des Abendlandes schloß den gemißhandelten Flüchtling gerührt in seine Heldenarme. Die Kriegsscharen und Paladine welche die Sarazenen Spaniens, die Awaren vom Ister, die Sachsen Deutschlands in mancher blutigen Schlacht überwunden

hatten, begrüßten mit lufterschütterndem Zuruf die beiden Häupter der Christenheit. In den Waffenlärm mischten sich die Hymnen der Priester; Karl geleitete den Papst in den Dom, dann folgten auf die feierliche Messe Bankette, wo nach dem Ausdruck des virgilisierenden Poeten die Humpen des alten Bacchus vom süßen Falerner schäumten.

Während Leo unter hohen Ehren bei Karl verweilte und mit ihm die wichtigsten Angelegenheiten verhandelte, blieb Rom in der Gewalt der Faktion, die ihn vertrieben hatte. Doch der damalige Zustand der Stadt ist für uns mehr als dunkel. Der Lebensbeschreiber Leos wirft nur einen flüchtigen Blick darauf, und sagt, daß die Usurpatoren die Güter S. Peters plünderten und verwüsteten. Die Anhänger des Paschalis, namentlich die herbeigezogenen Landbewohner, erlaubten sich manche Gewalttätigkeit, und sie kritisierten sicherlich den zu großen Besitz, welcher der Kirche zugefallen war; sie entwarfen eine Klageschrift, deren Verlust sehr zu bedauern ist, da sie die Gründe entwickelte, welche sie zur Empörung gegen Leo III. getrieben hatten; und unter diesen befanden sich auch Beschuldigungen des Ehebruchs und Meineids. Sie sandten ihre Rechtfertigung an den Patricius Roms. Das Verfahren der Aufständischen ist sehr merkwürdig; denn dieselben Römer, welche den Papst mißhandelt und verjagt hatten, erwarteten ruhig das Gericht Karls. Sie trafen weder Anstalten zu bewaffneter Verteidigung, noch widersetzten sie sich der Rückkehr Leos, noch versuchten sie durch die Flucht dem Verderben zu entgehn. Aus einem Briefe Alkuins an Karl geht hervor, welches Gewicht man ihrem Aufstande beilegte. Der König, welcher eben einen Kriegszug gegen die Sachsen unternehmen wollte, hatte ihm die römischen Ereignisse mitgeteilt und seinen Rat verlangt, und Alkuin antwortete ihm: es gab bisher drei höchste Personen in der Welt, den Stellvertreter S. Peters, der jetzt so gottlos mißhandelt worden ist, den Kaiser und Gebieter der zweiten Roma, welcher nicht minder barbarisch in dieser Zeit vom Thron gestürzt ist, endlich den König, dessen von Christus verliehene Würde Karl zum Regierer des christlichen Volks gemacht habe. In ihm allein, der jene beiden Würden an Macht und (wie er mit unabhängigem Urteil hinzu-

setzte) auch an Weisheit überrage, beruhe das Heil der Christenheit, und er fährt also fort: „Auf keine Weise ist die Rettung des Haupts (Roms) zu unterlassen. Es ist erträglicher, wenn die Füße (Sachsen) schmerzen, als wenn das Haupt wehe tut. Es möge mit dem schändlichen Volk Friede geschlossen werden, wenn es geschehen kann; die Drohungen seien ein wenig beiseite gesetzt, damit die Verhärteten nicht entrinnen: sondern man erhalte sie bei der Hoffnung, bis sie durch heilsamen Rat zum Frieden zurückgerufen werden. Was besessen wird (Rom), muß behauptet werden, damit nicht um den Gewinn des Geringeren das Größere verloren gehe. Es möge die eigene Herde bewahrt werden, damit sie nicht der räuberische Wolf verheere. Um das Fremde muß man sich so bemühen, daß an dem Eigenen nichts eingebüßt wird."

Der König Karl entschloß sich, seine oberherrliche Gewalt mit unparteilicher Strenge in Rom auszuüben, nicht indem er den flüchtigen Papst, wie dieser vielleicht gehofft hatte, ohne weiteres mit Heeresmacht wieder in den Lateran zurückführte, sondern indem er ihn und seine Gegner vor sein richterliches Tribunal berief. Die Klagen der Optimaten gegen Leo müssen von Wichtigkeit gewesen sein; sie bezogen sich schwerlich bloß auf persönliche Vergehen, sondern auf die ganze weltliche Stellung des Papstes und seine Regierung in Rom. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte man die Nepoten Hadrians mit ihrer Partei nur als Meuchelmörder schlechtweg angesehen, so würden sie sich dem Richterspruch des Patricius nicht gestellt haben. Es ist anzunehmen, daß diese Männer von ihrem Recht überzeugt waren und daß sie dasselbe auf der uralten Majestät und Freiheit des römischen Volks begründeten.

Man darf glauben, daß Karl den Römern anzeigen ließ, er werde seine Machtboten zu ihnen schicken, um in einem regelrechten Prozeß das Urteil zu fällen. Denn im Herbst verließ Leo III. Deutschland und kehrte mit zahlreichem Gefolge ruhig nach Rom zurück. Es begleiteten ihn zehn geistliche und weltliche Boten Karls als Instruktoren des Prozesses. Auf seiner Reise durch die Provinzen und Städte wurde er überall feierlich eingeholt. Sein Empfang vor Rom selbst konnte ihn überzeugen,

daß er, im Schutze seiner Begleiter, hier nichts zu fürchten hatte. Als er sich am 29. November der Stadt näherte, fand er alle Klassen des Volks vor der milvischen Brücke zu seiner Bewillkommnung aufgereiht. Klerus, Adel, Miliz, die Zünfte des Bürgerstandes, die Scholen der Fremden standen dort mit ihren Bannern bereit. Man geleitete ihn unter Gesängen zur Basilika des S. Peter, wo er die Messe las und die Kommunion gab.

Er blieb die Nacht in einem der bischöflichen Paläste am S. Peter, und erst am folgenden Tage zog er in den Lateran. Nach kurzer Zeit versammelten sich die Boten Karls im Triklinium Leos. Paschalis, Campulus und ihre Genossen stellten sich vor den fränkischen Abgesandten; der wichtigste Prozeß, der seit Jahrhunderten in Rom geführt wurde, beschäftigte die Richter mehrere Wochen. Wenn es den Nepoten Hadrians auch nicht glückte, ihre Beschuldigungen gegen Leo als Priester zu erhärten, so werden sie sich doch über sein weltliches Verhältnis zur Stadt Rom ernsthaft ausgelassen haben; über die Angeklagten wurde, so scheint es, das Schuldig ausgesprochen, aber die Strafe dem Ermessen Karls überlassen.

Der König hatte dem Papst zugesagt, selbst nach Rom zu kommen, und hier das Weihnachtsfest des Jahres 800 zu feiern. Er ging im August nach Mainz; nachdem er dort seinen Großen erklärt hatte, welche Pflichten ihn nach Italien und Rom riefen, wurde der Aufbruch angesagt. Noch in Frankreich hatte der König Alkuin aufgefordert, ihn zu begleiten; den würdigen Mann hielt Krankheit oder seine Liebe zum Kloster des heiligen Martin in Tours zurück, und Karl warf ihm scherzend vor, daß er die rauchgeschwärzten Hütten dieser Stadt den goldschimmernden Palästen Roms vorziehe. Der Abt von S. Martin gab seinem Könige die Muse zur Begleitung, die ihm ahnungsvoll zurief, daß Rom, das Haupt der Welt, der Gipfel der höchsten Ehre, die Schatzkammer der Heiligen, ihn als Lenker des Reichs und als Patron erwarte; daß es sein Beruf sei, dort sein Tribunal aufzustellen, Frieden zu stiften, den

Papst durch Richterspruch wieder einzusetzen und endlich mit dem Willen Gottes über den Erdkreis zu gebieten.

Karl zog mit seinem Heer nach Ravenna, blieb in dieser Stadt sieben Tage, rückte dann nach Ancona, und nachdem er hier den König Pipin mit einem Teil der Truppen gegen Grimoald, den widerspenstigen Herzog von Benevent, geschickt hatte, setzte er selbst seinen Weg weiter fort. Das Herannahen des gewaltigsten Mannes der Zeit, welcher mit seinem Schilde Rom und die Kirche deckte, regte die Stadt auf, indem er den einen als schrecklicher Strafrichter, den andern als Retter erschien, alle aber ungewöhnliche Ereignisse erwarteten.

Am 14. Meilenstein der nomentanischen Straße lag damals noch der alte Ort Nomentum, schon seit dem vierten Jahrhundert Sitz eines Bischofs; hier war Leo mit Klerus, Miliz und Volk hinausgezogen, den König feierlich zu begrüßen. Es war der 23. November. Karl hielt dort Rast und speiste mit dem Papst; nachdem sich Leo in einer ersten Unterredung dessen versichert hatte, was in Rom geschehen sollte, kehrte er in die Stadt zurück, um hier am folgenden Tage seinen Richter zu empfangen. Der König blieb die Nacht in Nomentum; am 24. November brach er nach der Stadt auf. Er hielt seinen Einzug nicht durch das nomentanische Tor, sondern zog längs den Mauern hin und dann über die milvische Brücke, um so zuerst nach dem S. Peter zu gelangen, wo ihn der Papst auf den Stufen der Basilika erwartete und in den Aposteldom führte.

Karl berief Geistliche, Adel und Bürgerschaft, Römer und Franken zu einer Versammlung. Dies Parlament, eine Synode in der Form eines Gerichts, trat am 1. Dezember im S. Peter zusammen. Der König, mit der Toga und Chlamis des Patricius bekleidet, saß neben dem Papst; zu ihren Seiten hatten ringsum die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte Platz genommen, während die Geistlichen niederer Grade und der gesamte Adel der Römer und Franken aufrecht standen. Karl sagte ihnen, daß er gekommen sei, die gestörte Ordnung der Kirche herzustellen, die an ihrem Oberhaupt begangenen Frevel zu bestrafen, und zwischen den Römern als den Klägern und

dem Papst als dem Beschuldigten Gericht zu halten. Vor dem Tribunal des Patricius sollten nochmals die Klagen, welche die empörten Römer gegen den Papst erhoben hatten, gehört und das Schuldig oder Nichtschuldig über diesen ausgesprochen werden. Die richterliche Befugnis Karls war unbestritten; alle fränkischen Bischöfe erkannten in ihm das allgemeine Haupt der Kirche; der Papst, welcher sich bereits der Untersuchung seiner Machtboten gestellt hatte, war wie jeder andere Römer sein Untertan und erschien als solcher vor dem Tribunal seines Richters. Es ist unzweifelhaft, daß sich Leo III. diesem Tribunal unterworfen hat. Die Ankläger brachten ihre Beschuldigungen vor, konnten sie jedoch nicht erweisen, und Karl entschied sich nun für die Ansicht der Bischöfe, welche, jeden Richterspruch ablehnend, dem Papst anheim gegeben hatten, den Reinigungseid zu leisten. Das geschah an einem der folgenden Tage nach der ersten Versammlung; wie bei dieser hatten sich im S. Peter alle Bischöfe und Optimaten der Stadt und des Königs vereinigt, und das Volk der Römer erfüllte in dichtgedrängten Scharen die Schiffe der Kirche. Der Papst bestieg jene Kanzel, auf der einst Pelagius gestanden hatte, die heiligen Evangelien in der Hand, und sprach die Reinigungsformel:

„Es ist bekannt, o geliebte Brüder, daß Übeltäter gegen mich aufgestanden sind, und daß sie mich und mein Leben mit schweren Beschuldigungen gekränkt haben. Um dies zu erkennen ist der allergnädigste und erlauchte König Karl zugleich mit den Priestern und seinen Großen in diese Stadt gekommen. Deshalb reinige ich Leo Pontifex der heiligen römischen Kirche, von niemanden gerichtet noch gezwungen, sondern aus freiem Willen mich in eurer Gegenwart vor Gott, der das Gewissen kennt, vor seinen Engeln und vor dem heiligen Petrus, dem Apostelfürsten, in dessen Anblick wir stehen, daß ich weder die Verbrechen, die man mir vorwirft, verübt noch zu verüben befohlen habe, und ich rufe Gott des zum Zeugen an, vor dessen Gericht wir einst erscheinen werden und vor dessen Augen wir hier stehn. Und dies tue ich nicht durch irgendein Gesetz genötigt, noch willens dies als Gebrauch oder Beschluß in der heiligen Kirche meinen Nachfolgern und

Brüdern Mitbischöfen irgend aufzulegen, sondern um euch sicherer von ungerechtem Verdacht zu befreien."

Nachdem Leo diese Erklärung mit einem Eide bekräftigt hatte, stimmte die Geistlichkeit das Tedeum an; der beschuldigte Papst ließ sich wieder fleckenlos auf dem Stuhle Petri nieder, und seine Ankläger oder die vorher zum Tode verurteilten Aristokraten Paschalis, Campulus und ihre Mitverschworenen wurden dem Henker überliefert. Aber der Papst zog es vor, ihnen zu verzeihen, weil er mit Grund fürchtete, den Haß der Römer durch die Hinrichtung der Verwandten Hadrians, so angesehener Männer, zu vermehren. Auf seine Fürbitte verbannte Karl die Schuldigen nach Frankreich, denn dies Exil war jetzt an die Stelle der einst üblichen Verbannung nach Byzanz getreten.

Diese Vorgänge beschloß eine der folgenreichsten Handlungen der Geschichte: die Krone der römischen Imperatoren wurde dem Frankenkönige aufs Haupt gesetzt. Dreihundertundvierundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Abgesandte des Römischen Senats vor dem Kaiser Zeno erschienen, um die Insignien des Reichs in seine Hände niederzulegen, erklärend, daß Rom und das Abendland keines eigenen Kaisers mehr bedürfe. Eine so lange Zeit wechselnder Geschicke und immer tieferen Verfalles war hingegangen, während welcher die byzantinischen Imperatoren fortfuhren, Italien als eine Provinz zu regieren. Die Pietät des Menschengeschlechts hielt an der Idee des römischen Kaiserreiches fest, und selbst noch bis in die letzten Jahre des 8. Jahrhunderts verehrte das befreite Italien und das Abendland den Schatten desselben in dem Titel der byzantinischen Kaiser. Die Institutionen des Altertums, auf denen der Thron der Cäsaren geruht hatte, waren hingeschwunden; doch der Begriff des Reiches dauerte fort. Es war die geheiligte Form, in der sich seit Jahrhunderten die Einheit der menschlichen Republik und auch der sichtbaren Kirche dargestellt hatte. Die Germanen, welche das abendländische Imperium zerstört hatten, erneuerten es jetzt, nachdem sie in die römische Zivilisation und den Schoß der Kirche aufgenommen worden waren. Diese Kirche, deren Gesetze bereits das

Abendland umfaßten, erzeugte das Römische Reich gleichsam aus sich selber wieder, als die politische Form ihres weltbürgerlichen Prinzips und jener geistlichen Einheit, in welcher der Papst so viele Völker zusammengefaßt hatte. Seine Suprematie über alle Kirchen des Abendlandes konnte außerdem nur durch den Kaiser und das Reich vollkommen zur Anerkennung gebracht werden. Die Erneuerung des Reichs wurde auch durch die furchtbare Macht des Islams notwendig, welche nicht nur Byzanz bedrängte, sondern auch von Sizilien und Spanien her selbst Rom bedrohte. Die griechischen Kaiser konnten das Abendland mit dem Morgenlande vereinigt regieren, solange die römische Kirche schwach war, Italien in Abgestorbenheit lag und der germanische Westen von gesetzlosen Barbaren schwärmte. Sie vermochten es nicht mehr, als die Kirche selbständig, Italien seiner Nationalität sich bewußt und Europa zu dem mächtigen Frankreich vereinigt war, an dessen Spitze ein großer Monarch stand. So erzeugte sich die Idee, Karl zum Kaiser auszurufen, und so wurde jener Plan ausgeführt, mit dem einst im Beginne des Bilderstreits die empörten Italiener Leo den Isaurier bedroht hatten. Das Abendland beanspruchte jetzt die Besetzung des Kaisertums. Dieses war freilich in Byzanz seit langen Zeiten rechtlich geworden; aber Byzanz war nur die Tochter Roms, und von Rom aus war das Imperium ausgegangen: hier hatten die Cäsaren ihren Sitz gehabt. Die erhabene Mutter des Reichs nahm daher nur ihre Rechte zurück, wenn sie jetzt, wie in alten Zeiten, die Kaiserkrone dem mächtigsten Gebieter des Westens darbot.

Eine so wichtige Handlung, durch die Vorstellungen der Zeit und die Bedürfnisse des Abendlandes notwendig geworden, aber den byzantinischen Rechten gegenüber eine Revolution, konnte schwerlich das Werk des Augenblicks, sondern nur das Resultat geschichtlicher Tatsachen und aus ihnen gereifter Entschlüsse sein. Darf man zweifeln, daß die Kaiserkrone längst das Ziel Karls des Großen und das Ideal seiner in römischen Anschauungen lebenden Freunde gewesen war? Er selbst kam offenbar nach Rom, sie zu holen oder doch eine letzte Entschließung

darüber zu fassen, und während seines Aufenthalts in Frankreich hatte sich der Papst bereit erklärt, diese große Umwälzung vollziehen zu helfen.

Man darf annehmen, daß die geistlichen Freunde Karls die eifrigsten Förderer dieses Planes waren, welchen der Papst vielleicht nicht mit gleichem Enthusiasmus betrieb. Alcuin war vorher darin eingeweiht gewesen, wie dies seine Briefe beweisen; die fränkischen Boten aber hatten sich ein Jahr lang in Rom aufgehalten und sich ohne Zweifel mit den Römern verständigt, auf deren Wahlstimme es hauptsächlich ankam. Denn sie waren es, welche aus dem alten Wahlrecht des Senats und Volks Karl zu ihrem Patricius erwählt hatten, und sie wählten ihn jetzt aus demselben Recht zu ihrem Kaiser. Nur weil er Kaiser der Römer und Roms war, wurde er auch Kaiser des Reichs überhaupt. Ein Beschluß des römischen Adels und Volks ging unzweifelhaft der Krönung voraus, und Karls Ernennung zum römischen Kaiser geschah durch die drei hergebrachten Wahlkörper, völlig nach dem Muster einer päpstlichen Wahl.

Die große Revolution, welche die jahrhundertealten Rechte der Byzantiner vernichtete, sollte nicht als die willkürliche Tat weder des Königs noch des Papstes, sondern als ein Akt Gottes selbst, sodann als legale Handlung der Christenheit erscheinen, der das Römervolk und das Parlament aller in Rom versammelten Geistlichen, Großen und Bürger, sowohl der Germanen als der Lateiner, Ausdruck gab. Die fränkischen Chronisten selbst sagen, daß Karl durch die Wahl des römischen Volkes Kaiser ward, oder sie beziehen sich auf das gesamte Parlament der beiden vereinigten Nationen und führen alle Handelnden der Reihe nach so auf: der Papst, die ganze Versammlung der Bischöfe, Geistlichen und Äbte, der Senat der Franken, alle Großen der Römer und das übrige christliche Volk.

Der Beschluß der Römer und Franken wurde Karl in Gestalt einer Bitte kundgegeben. Soll man glauben, daß er sich wie einst Augustus den Schein gab, die höchste Würde nicht annehmen zu wollen, bis er dazu durch die vollendete Tatsache gezwungen wurde? Darf man die Erklärung eines so frommen und heldenhaften Mannes,

daß er mit der Kaiserkrone überrascht worden und die Kirche S. Peters nicht würde betreten haben, wenn er die Absicht Leos gekannt hätte, geradezu für Heuchelei erklären? War nicht Karls Sohn Pipin vom Kriege gegen Benevent ausdrücklich nach Rom berufen worden, um der Kaiserkrönung beizuwohnen? Man hat diese Widersprüche dadurch aufzulösen gesucht, daß man mit Eginhard behauptet, Karl sei durch die Rücksicht auf Byzanz bedenklich gemacht, er habe seine Zustimmung noch nicht erteilt und seine Anerkennung als Kaiser zuvor durch Unterhandlungen mit den Griechen zu gewinnen gesucht; er sei demnach durch die ihm in bezug auf den Zeitpunkt ungelegene Krönung wirklich überrascht worden. Diese Ansicht hat einige Wahrscheinlichkeit für sich, aber sie betrifft nur den flüchtigen Moment der Krönung selbst. Denn in seine Erhebung zum Kaiser hatte Karl längst eingewilligt, und sie war für die Zeit seiner Anwesenheit in Rom festgestellt. Seine Freunde erwarteten sie mit Bestimmtheit.

Der Akt selbst wurde ohne Vorbereitung und Pomp vollzogen, um allen weiteren Bedenken ein Ende zu machen. Dies war die Absicht des Papstes schon deshalb, weil er dabei als die Hauptperson erschien und durch die Krönung und Salbung das höchste Recht an die Kirche zu bringen gedachte. Denn er, ihr Oberhaupt, war es jetzt, welcher den durch die Römer und Franken Gewählten wirklich zum Kaiser machte. Nichts war einfacher, nichts unscheinbarer als dieser welthistorische Akt. Karl lag am Weihnachtstage vor der Konfession des S. Peter im Gebet; als er sich erhob, setzte ihm Leo, als wäre er von göttlicher Eingebung ergriffen, eine goldene Krone aufs Haupt, und das versammelte Volk rief auf dieses Zeichen, welches es erwartete und deshalb verstand, die Akklamation der Cäsaren: „Karl, dem frömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten großen und Friede stiftenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Zweimal wurde dieser Zuruf wiederholt; der wichtigste Augenblick, welchen Rom in Jahrhunderten erlebte, riß das Volk zu einem Sturm begeisterter Empfindungen hin, während der Papst, als ein anderer Samuel, den neuen Cäsar des Abend-

12*

landes und seinen Sohn Pipin salbte. Hierauf umkleidete er Karl mit dem kaiserlichen Mantel und adorierte das von Gott durch seine Hand gekrönte Haupt des Römischen Reichs, indem er vor ihm niederkniete. Die Feierlichkeit beschloß die Messe, worauf Karl und Pipin an die Kirchen schon bereitgehaltene Geschenke darbrachten, der Basilika S. Peters einen silbernen Tisch mit köstlichen Gefäßen aus Gold, der Kirche S. Pauls ähnliche Gaben, der lateranischen Basilika ein goldenes mit Edelsteinen besetztes Kreuz, der S. Maria Maggiore nicht minder wertvolle Geschenke.

So legte Karl den Titel des Patricius der Römer ab und nannte sich fortan Imperator und Augustus. Der neue Titel konnte die Macht eines Herrschers nicht vermehren, welcher längst zuvor der Gebieter des Abendlandes gewesen war; aber er sprach die formelle Anerkennung dieser Alleinherrschaft Karls aus und stellte ihn vor der Welt in der ihm „von Gott verliehenen" Cäsarwürde dar, mit welcher er sich im größten Heiligtum der Kirche und in dem uralten Sitz der Weltmonarchie, in Rom, bekleidet hatte. In späterer Zeit, als das germanische Reich mit dem Papsttum in Kampf geriet, stellten die Kanonisten die Theorie auf, daß der Kaiser seine Krone nur von des Papstes Gnade empfange, und sie leiteten diese Investitur aus der Krönung Karls durch Leo III. her. Die Kaiser wiederum beriefen sich auf die Akklamation des Volks: „Dem von Gott gekrönten Kaiser der Römer Leben und Sieg", und sie behaupteten, ihre Krone, das unveräußerliche Erbe der Cäsaren, nur von Gott zu tragen. Die Römer endlich erklärten, daß Karl diese Krone nur von der Majestät des römischen Senats und Volks empfangen habe. Der Streit um die Rechtsquelle des Imperium zog sich durch das ganze Mittelalter fort; er hat keine tatsächliche Veränderung in der Weltgeschichte erzeugt, aber er beweist das menschliche Bedürfnis, die Welt der Tatsachen auf ein prinzipielles Recht zurückzuführen, wodurch die Macht legalisiert wird. Der Papst Leo III. besaß so wenig das Recht, die Krone des Reichs, welches nicht sein war, zu vergeben, als Karl diese sich zuzusprechen. Aber er betrachtete sich als den Repräsentanten des Reichs und

des Römertums, und er besaß als Haupt der lateinischen Nationalität, noch mehr als anerkanntes geistliches Oberhaupt der christlichen Republik wohl die Macht, jene Revolution durchzuführen, welche ohne die Kirche unmöglich war. Die Welt betrachtete ihn als den heiligen Vermittler zwischen ihr und der Gottheit, und erst durch seine Krönung und Salbung empfing in ihren Augen das Kaisertum Karls die göttliche Bestätigung. Das Wahlrecht der Römer wiederum, in welcher Form immer es sich zur Geltung brachte, war unbestritten, und bei keiner späteren Kaiserwahl konnte es von so entschiedener juridischer Bedeutung sein. Wenn sich die Römer, von welchen der neue Augustus seinen Titel nahm, im Jahre 800 gegen die Erhebung Karls erklärt hätten, so würde der Frankenkönig entweder niemals Kaiser geworden sein, oder seiner imperatorischen Gewalt hätte, als einer Usurpation, auch der letzte Schein der Legalität gefehlt. Karl konnte daher weder als Kaiser gelten ohne den Willen des Papstes, noch ohne den der Römer. Jedoch neben diesen waren Mitwähler auch die Franken und die andern durch die Fremdenschulen in Rom vertretenen Germanen; das ursprünglich ausschließliche Wahlrecht des römischen Senats und Volks, welches übrigens schon Karl nie als solches anerkannt hat, verlor seine Bedeutung, weil die Reichsgewalt fortan auf der germanischen Nation beruhte, von der doch die fränkischen und deutschen Könige gewählt wurden.

Als der große Plan gefaßt wurde, Karl zum Kaiser zu erheben, dauerte noch der Begriff der Einheit des Reichs als Dogma so mächtig fort, daß man an eine Trennung des Westens vom Osten gar nicht denken konnte. Karl sollte vielmehr den nach dem Sturze Konstantins VI. als leer betrachteten Thron des allgemeinen Reiches einnehmen, nicht als Gegenkaiser, sondern als Kaiser überhaupt, als Nachfolger Konstantins und Justinians. Er selbst dachte, so hieß es, an eine Vermählung mit Irene. Das Reich sollte auf eine neue Dynastie, die fränkische, nicht auf das Volk der Franken übertragen werden, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sowohl Karl als Leo an die Möglichkeit glaubten, die Unteilbarkeit des Reichs wie der Kirche zu bewahren. Indes ihre Hoffnung war ein Wahn.

Das neue Kaisertum blieb abendländisch; es erlangte nie mehr den Zusammenhang mit dem Osten, den das alte zur Zeit des Honorius und seiner Nachfolger besessen hatte. Die erbitterten Griechen betrachteten es stets als Usurpation; sie klagten, daß jenes alte Band zwischen Rom und Byzanz das große Frankenschwert zerhauen habe, und daß die schönere Tochter Konstantinopolis von der altersgrauen Mutter Roma für immer getrennt worden sei. Eine tiefe Kluft schied fortan Morgenland und Abendland; Kirche, Staatseinrichtungen, Wissenschaft und Kunst, Sitte und Lebensform, selbst die Erinnerungen trennten sich in Ost und West. Das griechische Reich ward orientalisch und erstarrte in einer rühmlichen, aber peinvollen Fortdauer von noch 6 Jahrhunderten; das römische Reich entfaltete sich zu einer ungeahnten Fülle des Völkerlebens im Abendlande.

Tatsächlich war demnach das römische Imperium erneuert worden. Im Vorstellen der Menschen erschien seine alte Form wiederhergestellt; doch dies war nur scheinbar, denn der Geist darin war neu. Nicht allein war der politische Lebensstoff dieses Reichs wesentlich germanisch, sondern es selbst wurde mit einem kühnen Zuge aus der Sphäre bloß staatlicher Ursachen gerückt und an den göttlichen Willen geknüpft, als dessen Lehn es bald aufgefaßt ward. Es stellte sich als eine Theokratie dar. Die Kirche, das Reich Gottes auf Erden, erschien als sein innerstes Lebensprinzip; es selbst war die zivile Form davon, sein katholischer Leib. Ohne sie war das Reich unmöglich; nicht mehr die römischen Gesetze, sondern die Institutionen der Kirche bildeten das feste Gefüge und das Band, welches die abendländischen Völker umschlang und zur christlichen Gemeinde machte, deren Häupter der eine Kaiser und der eine Papst waren. Die Bildung des Altertums, das Wesen der Religion, Kultus, Sittengesetz, Priestertum, die römische Sprache, die Feste, der Kalender, kurz alles, was die Nationen als Gemeingut besaßen, kam von der Kirche her. Die römische Idee von der Weltrepublik als der Einheit des Menschengeschlechts fand nur in ihr die sichtbare Gestalt. Der Kaiser ward ihr Oberhaupt und Schirmvogt, ihr Mehrer und Ordner, der weltliche Vikar Christi.

Das Hervortreten des theokratischen Prinzips im Abendlande, welches sich von der antik-römischen Reichsidee schied, bewirkte es, daß sich im Laufe der Zeit die Kirche selbst oder ihr Papst, der geistliche Vikar Christi, als die allein herrschende Macht entwickelte. Die mystische Anschauungsweise der realen Welt im Mittelalter, welche uns heute als eine sophistische Spielerei mit Symbolen erscheint, konstruierte sich das Universum, wie den Menschen, aus der Verbindung von Seele und Leib, und das in langen Kämpfen erfochtene Dogma von den beiden Naturen Christi, der irdischen und der göttlichen, wurde auch auf die politische Verfassung der Menschheit angewendet, was dem Papst nur zum Vorteil gereichen konnte. Denn die Kirche war die Seele, das Reich nur der Leib des einen Christentums; der Papst war der Vikar Christi in allen göttlichen und ewigen Verhältnissen; der Kaiser nur dessen Vikar im Reiche der vergänglichen und irdischen Materie; jener die alles belebende Sonne, dieser nur das kleinere Licht, der die Erdennacht durchwandelnde Mond. Der Dualismus zwischen Kaiser und Papst wurde zum Prinzipienkampf, und die im Jahre 800 neugeschaffene Welt des Abendlandes begann sich in die Gegensätze des Latinismus und Germanismus zu spalten, um welche sich die ganze Geschichte Europas bewegt hat und noch bewegt. Aber diese Gegensätze waren zur Zeit Karls des Großen kaum erst als Keime sichtbar. Seine kaiserliche Majestät machte, wie die der alten Imperatoren, den Glanz des Bischofs von Rom, der ihn adoriert hatte, erblassen, und dieser Bischof war wie jeder andere in seinem Reiche sein Untertan. Karls Kaiserkrönung besiegelte nach dem langen Sturm der Völkerwanderung gerade die Versöhnung der Germanen mit Rom, den Bund zwischen der antiken und der neuen, der lateinischen und der deutschen Welt. Deutschland und Italien wurden fortan Träger der Weltkultur. Sie blieben für lange Jahrhunderte in Wechselwirkung aufeinander, während neben ihnen aus der Mischung beider Rassen andere blühende Nationen entstanden, in denen hier das lateinische, dort das germanische Grundelement überwog. Alles Völkerleben wurde fortan in ein großes konzentrisches System von Kirche und Reich

zusammengebunden, und aus ihm entsprang die gemeinschaftliche abendländische Kultur. Dies Doppelsystem hielt die Menschheit jahrhundertelang mit einem so festen Zauber umstrickt, daß die politische Weltordnung des Altertums sich an Macht und Dauer nicht mit ihm vergleichen kann.

Weltgeschichtliche Augenblicke treten nicht in ihrer eigenen Zeit als solche hervor, sondern sie empfangen ihren Namen erst von einem folgenden Geschlecht. So geschah es auch mit jener Krönung Karls des Großen. In den Annalen der Menschheit gibt es kaum einen andern Moment, der sich vor dem Blick später Zeiten als ein gleich hoher Gipfelpunkt darstellt. Es ist ein Augenblick geschichtlicher Schöpfung, wo aus der Auflösung des Altertums und der Flut der Völkerwanderung sich ein fester Kontinent erhebt, auf welchem sich fortan die Geschichte Europas weniger aus mechanischen Gesetzen der Macht, als aus einem entschieden geistigen Prinzip gestaltet hat.

Streiflichter auf die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts

Die Pilgerstadt

Es ist ein Naturgesetz der Menschheit, daß sie sich bewege; Kriege und Geschäfte, Handel und Reisen haben von jeher das Leben der Gesellschaft in Fluß erhalten, aber in jener Zeit bestand die friedliche Bewegung der Menschheit im allgemeinen in der Pilgerung, welche dann in den Kreuzzügen, der größten Pilgerfahrt der Weltgeschichte, ihren Gipfel erreichte. Alle Geschlechter, Alter und Klassen nahmen daran teil; der Kaiser und Fürst, der Bischof pilgerte wie der Bettler; das Kind, der Jüngling, die edle Matrone, der Greis gingen barfuß am Pilgerstabe. Dies breitete ein romantisches Wesen, die Sehnsucht nach dem Fremden und Abenteuerlichen über die Menschheit aus. Im Abendlande

hat Rom diese Wanderzüge zu allererst hervorgerufen und in seine Mauern gezogen. Sie hörten nicht auf, sich dorthin zu richten, auch nachdem durch so viele heilige Gräber in den Provinzen des Reichs für das nähere Bedürfnis gesorgt war. Seit fast zwei Jahrhunderten hatte sich der Wahn befestigt, daß eine Wallfahrt nach Rom in den unfehlbaren Besitz der Schlüssel zum Paradiese setze. Die Bischöfe unterstützten ihn, indem sie zu dieser Pilgerung ermahnten. Der kindliche Glaube jener Zeit, wo die Wege zur Versöhnung noch nicht in der inneren Menschenbrust entdeckt, sondern draußen auf der Reise zu einem fernen, verkörperten Symbol des Heils gesucht wurden, konnte den tugendhaften Wandrer beseligen, der durch die Unbilde der Elemente, die Unsicherheit feindlicher Straßen, die geflissentliche Entbehrung langer mühseliger Wallfahrt wie durch ein Purgatorium hindurchschritt, ehe er das Gnadenziel erreichte. Jeglicher verschuldete oder schuldlose Schmerz, jede Form irdischer Qual, selbst jedes Verbrechen konnte sich hoffend nach Rom wenden, dort an den heiligen Stätten oder zu den Füßen des Papsts Erlösung zu empfangen. Die unermeßliche Bedeutung, welche der Glaube der Menschheit dieser einzigen Stadt gab, hat sich nie wiederholt und wird sich nie mehr wiederholen können. Daß es in Zeiten wildester Barbarei ein solches Heiligtum des Friedens und der Versöhnung gab, mußte für die damalige Menschheit wahrhaft beglückend sein. Unzählige Pilgerscharen zogen nach Rom, Völkerwanderungen, welche unablässig über die Alpen stiegen oder zu Schiffe kamen, alle nach Rom, von moralischen Trieben fortgezogen. Aber die schmerzvolle oder schüchterne Tugend des Pilgers wurde nur zu oft verdammt, neben dem frechen Laster und dem schlauen Betruge einherzugehen und auf dem Wege zum Heil durch ansteckende Berührung selbst unheilig zu werden. Die entsittlichende Gemeinschaft mit Menschen, die von allen Banden der Familie losgelöst waren, die Abenteuer und Verlockungen, welche die Reise bot, die Künste der Verführung in den üppigen Städten des Südens brachten zahllose Jungfrauen um ihre Ehre, und viele, die als keusche Mädchen, Witwen und Nonnen ihr Vater-

land verlassen hatten, um ihre Gelübde am Grabe S. Peters zu befestigen, kehrten als Gefallene heim oder setzten ihr zuchtloses Leben in Italien fort.

Täglich strömten Pilger durch die Tore Roms. Wenn diese dem Betrachter den Anblick wirklich frommer Menschen darboten, erschreckten ihn jene durch ihr bettelhaftes und verwildertes Aussehen. Viele unter ihnen waren mit den schändlichsten Verbrechen gebrandmarkt. Wenn die Grundsätze unsrer Gesellschaft es gebieten, den Verbrecher den Blicken der Menschheit zu entziehen und die Rechtschaffenheit vor seiner Berührung zu bewahren, indem er seiner einsamen Strafe oder Besserung überlassen bleibt, so geschah im Mittelalter das Gegenteil. Der Schuldige wurde in die Welt geschickt, versehen mit einem Schein seines Bischofs, welcher ihn als Mörder oder Blutschänder offen bekannte, ihm seine Reise, ihre Art und Dauer vorschrieb und ihn zugleich mit einer Legitimation versah. Er reiste auf sein durch bischöfliches Zeugnis verbrieftes Verbrechen wie auf eine wirkliche Paßkarte der Behörde, und er zeigte sie auf seiner Pilgerfahrt allen Äbten und Bischöfen der Orte vor, durch welche er kam. Diesem Verdammungs- und Empfehlungsbrief verdankte der Sünder gastliche Aufnahme und konnte so sorglos von Station zu Station bis zu dem Heiligtum pilgern, das ihm als Ziel vorgeschrieben war. Der Strafkodex des Mittelalters zeigt einen grellen Widerspruch von brutaler Barbarei und angelischer Milde. Die herrlichen Grundsätze des Christentums, den Gefallenen zu schonen, dem Sünder liebevoll die Wege zur Versöhnung zu öffnen, kamen mit der Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft in Widerstreit. Dieselbe Zeit, welche durch Beschluß heiliger Synoden Majestätsverbrecher blendete oder auf einem räudigen Esel durch die Stadt führte, gab dem Vater- und Muttermörder einen Pilgerpaß in die Hand und verwehrte den Furien, ihm wie dem Orest zu folgen. Rom, das große refugium peccatorum, nahm alle Verbrechen in sich auf, die irgend Namen und Gestalt haben. Die Geschichte der Pilgerungen wäre zugleich die Kriminalgeschichte jener Zeit. Oft trafen schreckliche Gestalten ein: Menschen, welche wie Büßer Indiens Ketten trugen, andere, halb

nackt, einen schweren Eisenring um den Hals oder den Arm von einem Eisenband umschmiedet. Dies waren Mörder ihrer Eltern, ihrer Brüder oder Kinder, denen ein Bischof die Pilgerschaft nach Rom in solcher Form auferlegt hatte. Sie warfen sich mit Geschrei an den Gräbern nieder, geißelten sich, beteten, gerieten in Extase, und es gelang ihrer Geschicklichkeit bisweilen, die Eisenringe an einer Märtyrergruft zu sprengen. Weil die Abbüßung eines Verbrechens zugleich einen Freibrief der Verpflegung bot, so hüllten sich nicht selten Gauner in die Maske der scheußlichsten Untat, nur um Gelegenheit zu Reiseabenteuern und betrügerischem Gewinn zu haben. Sie zogen mit falschen Pässen durch die Länder, das unsinnige Mitleiden der Menschen zu erregen und in Abteien oder Pilgerherbergen sich zu nähren. Viele stellten sich besessen, liefen mit wunderlichen Gebärden durch die Städte, warfen sich vor den Heiligenbildern der Klöster nieder, und indem sie durch deren Anblick oder Berührung plötzlich zu Sinnen und Sprache kamen, erlangten sie von den beglückten Mönchen nicht kleine Geschenke, womit sie dann lachend abzogen, um ihre Künste anderswo fortzusetzen.

Diese große Bewegung der Pilgerschaften, welche damals wie in den folgenden Jahrhunderten das Abendland durchzogen, hing mit dem Kultus der Toten zusammen. Rom fuhr fort, Reliquien über das Abendland auszustreuen, wie zur Zeit des Astolf und Desiderius. Eine neue Leidenschaft, die seltsame Begier nach dem Besitze der Leichen von Heiligen, hatte sich der Christenheit bemächtigt; sie steigerte sich, genährt durch die Habsucht und Herrschsucht der Priester, in der immer finsterer werdenden Welt bis zur völligen Raserei. Wir blicken heute mit Schrecken auf jene Zeit, wo ein Totengerippe am Altar der Menschheit stand, ihre Klagen, ihre Wünsche, ihre schauerlichen Entzückungen zu empfangen. Die Römer, welche die Bedürfnisse des Auslandes immer mit praktischem Verstande auszubeuten wußten, trieben damals einen förmlichen Handel mit Leichen, Reliquien und Heiligenbildern; dies, und etwa noch der Verkauf alter Handschriften, war alles, worauf sich ihre Industrie beschränkte. Die zahllosen Pilger wollten die heilige Stadt

nicht verlassen, ohne ein geweihtes Andenken mit sich zu nehmen. Sie kauften Reliquien aus den Katakomben, wie hier die Besucher heute Juwelen, Gemälde und Bildwerke kaufen. Doch nur Fürsten oder Bischöfe waren imstande, ganze Leichname zu erstehen. Die Wächter der Kirchhöfe durchwachten angstvolle Nächte, als galt es Hyänen abzuwehren, während Diebe umherschlichen und tausend Betrügereien anwendeten, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Sie selbst waren oft betrogene Betrüger, denn Tote wurden von den lachenden Priestern gefälscht und mit beliebigen Aufschriften versehen.

Im Jahr 827 stahlen Franken die Reste der Heiligen Marcellinus und Petrus, die nach Soissons entführt wurden; im Jahr 849 raubte ein Presbyter von Reims eine Leiche, die er für die Mutter Konstantins ausgab. Der Besitz solcher heiligen Reste galt als etwas so Unschätzbares, daß die Schande des Diebstahls durch ihn getilgt wurde. Auch sorgte man dafür, daß diese Leichname unterwegs Wunder taten, denn sie selbst erklärten dadurch die Zustimmung zu ihrer gewaltsamen Übersiedlung und steigerten ihren Wert. Die Gebräuche der alten Römer, welche Götterbilder aus fremden Städten mit sich geführt hatten, sie in ihren Tempeln aufzustellen, schienen in dieser Form erneuert zu sein. Oft gaben die Päpste ihre Einwilligung zur Fortführung römischer Heiliger nach dem Auslande; denn es fehlte nie an stürmischen Bitten von Städten, Kirchen und Fürsten um die Gewähr solcher Gunst. Wenn man diese Toten auf geschmückten Wagen aus der Stadt führte, begleiteten sie römische Priester und Laien im feierlichen Zuge mit Fackeln in den Händen und mit frommen Gesängen eine Strecke lang. In allen Orten strömte das Volk dem Leichenwagen entgegen, Wunder, namentlich Heilungen erflehend; am Ziel angelangt, in einer Stadt Deutschlands, Frankreichs oder Englands, wurden diese Toten mit tagelangen Festen gefeiert. Solche schauerliche Triumphzüge gingen damals oft aus Rom in die Provinzen des Abendlandes, und indem sie Städte und Völker durchzogen, verbreiteten sie dort einen düstern Moderglauben und einen Geist abergläubischer Leidenschaft, von dem wir heute kaum eine Ahnung haben.

Zwei Translationen berühmter Apostel erregten gerade in dieser Zeit ein allgemeines Aufsehen und steigerten die Begier nach ähnlichem Besitz. Venetianische Kaufleute hatten im Jahre 828 unter vielen Abenteuern den Leichnam des Apostels Markus von Alexandria nach ihrer Stadt gebracht, deren Patron er nun wurde. Im Jahr 840 kam ein andrer Apostel nach Benevent, Bartholomäus, der lange zuvor von Indien in seinem Marmorsarge nach der Insel Lipari geschwommen war. Die Sarazenen hatten in jenem Jahr Lipari geplündert und dort die Gebeine des Heiligen aus dem Grabe geworfen. Ein Eremit sammelte sie und brachte sie nach Benevent, dessen Fürst Sicard sie unter unbeschreiblichem Jubel in der Kathedrale bestatten ließ. Die Süd-Italiener, schon damals in den finstersten Aberglauben versunken, bedienten sich toter Heiliger auch zu politischen Demonstrationen. Im Jahre 871 zogen die Capuaner, den Leichnam ihres Heiligen Germanus auf den Schultern mit sich schleppend, in das Lager Ludwigs II., ihn zur Milde zu stimmen. Die Begierde nach heiligen Gebeinen war kaum anderswo gleich fanatisch als am Hof der letzten Langobardenherrscher in Italien. Wie im 15. oder 16. Jahrhundert Päpste oder Fürsten Antiquitäten und Handschriften mit Leidenschaft sammelten, so schickte Sicard seine Agenten nach allen Inseln und Küsten, ihm Knochen und Schädel, ganze Leichname und sonstige Reliquien zu bringen, damit er sie in die Kirche zu Benevent niederlege. Er verwandelte diesen Tempel in ein Museum heiliger Fossile. Man mag sich vorstellen, wie gut er bedient wurde. Seine Kriege benutzte er, Leichen abzupressen, wie sonst siegreiche Könige Tribute von den Besiegten nehmen; er zwang die Amalfitaner, ihm die Mumie der Trifomena herauszugeben, und so hatte schon sein Vater Sico die Neapolitaner genötigt, ihm die Leiche des heiligen Januarius abzutreten, die er dann im Triumph nach Benevent unter unbeschreiblichem Jubel der Menschen entführte.

Dies waren Erscheinungen, welche nicht Rom allein, sondern alle anderen Länder sahen, aber wegen der Heiligkeit der Märtyrergräber und zugleich wegen der Entfernung der Stadt, welche die Pein des Wanderers stei-

gerte, mußte gerade Rom die meisten von ihnen in seinen Mauern sehen.

Einbrüche der Sarazenen und der Seesieg von Ostia

Die Zeit drohte mit furchtbaren Stürmen. Im Norden wankte die junge Monarchie Karls durch Zwiespalt seines schnell verkommenden Hauses; im Süden drängten Sarazenen und Mauren von Afrika, Kandia und Spanien immer mächtiger ins Mittelmeer, lüstern nach dem Besitze Italiens, da bereits Spanien von ihren Glaubensgenossen erobert worden war. Schon seit lange kreuzten sarazenische Piraten im tyrrhenischen Meer, Inseln und Küsten des Festlandes plündernd, weshalb bereits zur Zeit Leos III. an den römischen Ufern Wachen aufgestellt und Türme errichtet wurden. Im Jahre 813 überfielen sie Centumcellä (Civitavecchia): sie plünderten Lampadusa und Ischia, landeten auf Korsika und Sardinien und schwärmten in den Gewässern Siziliens.

Der dortige Patricius hatte im Jahre 813 einen zehnjährigen Frieden erkauft, allein eine Militärrevolution entschied schon am Anfange des Jahres 827 das Schicksal dieser schönen Insel. Der byzantinische General Euphemius empörte sich, doch die dem griechischen Kaiser treugebliebenen Truppen des Armeniers Palata vertrieben ihn nach Afrika. Der Verräter machte dort dem Herrscher Kairewans Ziadet Allah den Vorschlag, die reiche Insel mit seiner Hilfe zu erobern, wofür er dann die Anerkennung als Kaiser forderte. Araber, Berber, flüchtige spanische Mohammedaner, die Blüte Afrikas trug eine Segelflotte an die Küste Siziliens, wo sie am 17. Juni 827 bei Mazara landeten. Palata ward geschlagen, die Eroberer rückten vor Syrakus, und da sie diese feste Stadt nicht bezwingen konnten, erstürmten sie zunächst Palermo, am 11. September 831.

Mit Sizilien fiel das Bollwerk, welches die Sarazenen

noch vom Festlande Italiens getrennt hatte. Dessen südliche Provinzen wurden seither der Schauplatz für die blutigen Kämpfe der Kaiser des Ostens und Westens und der afrikanischen Sultane. Als der Papst den Fall jener Insel vernahm, wo die Feinde des Christentums im nahen Palermo den Sitz eines arabischen Reiches errichteten, mußte er für Rom selbst fürchten. Die Stadt lag von der Seeseite dem Feinde offen; denn die morschen Mauern von Portus und Ostia konnten ihn nicht hindern, wenn er den Tiberfluß empordringen wollte. In den Ruinen jener Kastelle lag wohl noch eine römische Besatzung, allein die Zahl der Einwohner schmolz durch Flucht täglich zusammen. Ostia war damals lebhafter als Portus, denn die Schiffe, welche noch Rom besuchten, bedienten sich des linken Tiberarms, der noch immer fahrbar war. Unter Trümmern alter Tempel, Thermen und Theater stand dort die Kirche der heiligen Aurea, und hier wohnte der Bischof, der angesehenste unter allen suburbikaren Bischöfen, welcher das Vorrecht besaß, den Papst zu konsekrieren. Gregor beschloß, Ostia zu befestigen, aber der Verfall der alten Stadt überzeugte ihn, daß es besser sei, sie neu zu gründen. Er baute diese Neustadt aus dem Material der alten, deren Monumente dadurch gründlich zerstört wurden; er umgab sie mit festen Mauern, auf deren Zinnen Wurf-Maschinen aufgestellt wurden. Der Papst nannte die vollendete Stadt von sich selbst Gregoriopolis; doch dieser schwerfällige Name erhielt sich nicht. Das Jahr der Gründung Neu-Ostias ist unbekannt; ohne Zweifel geschah sie bald nach der Eroberung Palermos durch die Muselmanen.

Während das Vordringen dieser die Christenheit ängstigte, machte der frevelvolle Streit und Krieg der Nachkommen Karls miteinander jede Abwehr durch das Kaisertum zweifelhaft. Die Araber Siziliens nisteten sich auf dem südlichen Festlande ein, die Flotten Kairewans oder Palermos durchkreuzten das Meer, alle Inseln bedrohend und zum Teil besetzend: sie nahmen im Angesicht Neapels im Jahr 845 das alte Misenum in Besitz. Die Wünsche dieser kühnen Piraten waren auf Rom gerichtet; hier hofften sie die Fahne des Propheten auf dem S. Peter aufzu-

pflanzen und die mit Schätzen der Kirche angefüllte Stadt auszuplündern.

Im August 846 segelte eine sarazenische Flotte in die Tibermündung; die päpstlichen Wachen in Neu-Ostia wurden übermannt oder verachtet. Während ein Schwarm von Civitavecchia anrückte, schiffte ein anderer den Fluß hinauf, und zu gleicher Zeit drangen die Sarazenen auf dem Wege von Ostia und Portus vor. Wir wissen nicht, ob sie Rom wirklich bestürmten, da kein Chronist davon erzählt; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Römer ihre Mauern gut verteidigten, während der mauerlose Vatikan und S. Paul preisgegeben wurden. Zwar wehrten sich Sachsen, Langobarden, Friesen und Franken, welche am vatikanischen Borgo angesiedelt waren, aber sie erlagen der Übermacht, worauf die Sarazenen ungehindert den S. Peter plünderten. Dieser Tempel war durch ein halbes Jahrtausend seines Bestehens und durch große Akte der Weltgeschichte der ganzen Christenheit heilig geworden. Die Fußstapfen der Jahrhunderte, die Spuren vom Leben, Pilgern und Sterben der Menschheit auf Erden schienen dem nie entweihten Boden dieser Basilika eingedrückt. Wie viele Kaiser und Könige waren in ihr, und zu welchen Zeiten, ein und aus gegangen, deren Namen verschollen und deren Reiche schon zerfallen waren, und wie viele Päpste ruhten dort in ihren Grüften. Keine geweihtere Stelle kannte die Ehrfurcht des Abendlandes, und dies Schatzhaus des christlichen Kultus, welches weder Goten noch Vandalen noch Griechen oder Langobarden angetastet hatten, wurde jetzt die Beute eines Räuberschwarms von Afrikanern.

Die Vorstellung reicht nicht hin, den Reichtum der dort aufgehäuften Schätze zu fassen. Seit Konstantin hatten die Kaiser, die Fürsten des Abendlandes, die Karolinger, die Päpste dort prächtige Weihgeschenke gestiftet, so daß der S. Petersdom im Abendlande als das größte Museum der Kunstwerke von fünf Jahrhunderten betrachtet werden konnte. Aus ihnen ragten einige durch Gestalt oder geschichtliche Merkwürdigkeit hervor, wie das alte goldne Kreuz auf dem Sarge des Apostels, der große Pharus Hadrians, der silberne Tisch Karls mit dem Abbilde von

Byzanz. Alle diese Schätze wurden von den Sarazenen hinweggeführt. Sie rissen selbst die silbernen Platten von den Türen, die goldnen vom Boden der Konfession und schleppten auch den Hochaltar mit sich fort. Sie verwüsteten die Gruft des Apostels; da sie den großen Bronzesarg nicht fortbringen konnten, werden sie ihn aufgebrochen und was sich in ihm vorfand, weggeworfen und vernichtet haben. Man muß sich vorstellen, daß diese geheimnisvolle Gruft, nach dem Glauben der ganzen Welt, die Leiche des Apostelfürsten umschloß, dessen Nachfolger sich die Bischöfe Roms nannten, und vor dessen Asche alle Völker und Fürsten ihre Stirn in den Staub zu werfen kamen; man muß sich dies vergegenwärtigen, um das Ungeheure der Schändung selbst und den Jammer der Christenheit zu begreifen.

Auch S. Paul wurde geplündert, das dortige Apostelgrab gleichfalls verwüstet. Zwar leisteten hier die Römer und das Landvolk einigen Widerstand, doch ohne Erfolg. Nach dem Bericht des Chronisten Benedikt suchten sich die Sarazenen im vatikanischen Gebiet festzusetzen, wo sie alle Kirchen ausraubten; allein seine Angaben über eine ihm schon fern liegende Zeit sind verworren und ungenau. Er läßt sogar den Kaiser Ludwig vom Monte Mario herabkommen, worauf er eine schimpfliche Niederlage auf dem Feld des Nero erleidet. Er preist den Markgrafen Guido von Spoleto, der, vom Papst gerufen, seine streitbaren Langobarden heranführte und mit den Römern vereint die Heiden in einem furchtbaren Kampfe geschlagen und bis Civitavecchia verfolgt habe. Guidos Entsatz, ein verzweifelter Kampf im Borgo oder an der Brücke S. Peters, wo die Mohammedaner in die Stadt einzudringen hofften, ist nicht zu bezweifeln. Die Räuber zogen endlich ab, nachdem sie die Campagna verwüstet, die Domusculte und auch das Bistum Silva Candida dem Erdboden gleichgemacht hatten. Von Guido verfolgt, wandte sich ein Teil mit der Beute und den Gefangenen nach Civitavecchia, während ein andrer unter unsagbarem Verheeren die Appische Straße nach Fundi hinunterzog. Ein Sturm verschlang viele Raubschiffe, und die Wellen warfen Sarazenenleichen an den Strand, die

aus ihren Taschen manches Kleinod wieder herausgaben. Den landwärts abziehenden folgte das langobardische Heer bis unter die Mauern Gaetas, wo sich eine Schlacht entspann, aus der nur das Erscheinen des tapferen Cäsarius, eines Sohnes des Magister Militum Sergius von Neapel, den Markgrafen vom Untergang rettete. Der unglückliche Sergius II. starb am 27. Januar 847; in demselben Aposteldom, dessen Verwüstung ihm vielleicht das Herz gebrochen hatte, fand er seine Gruft.

Die Wahl des neuen Papstes fiel auf Leo, einen Römer langobardischer Abkunft. Noch lag der Sarazenenschrecken auf der Stadt. Die schnelle Ordination des Erwählten wurde deshalb vom Volk begehrt, und Leo IV. empfing sie, ohne daß die Zustimmung des Kaisers abgewartet wurde. Die dringende Not konnte die Römer bei diesem entschuldigen, zumal sie ihn durch ein Schreiben ihres Gehorsams versicherten.

Die Aufregung vermehrten ein Erdbeben und eine Feuersbrunst, welche das Sachsenviertel in Asche legte und den Portikus des S. Peter zerstörte. Das Feuer fand an den Häusern der Fremdlinge Nahrung, die entweder aus ihrer nordischen Heimat den Gebrauch der Schindeldächer nach Rom gebracht hatten oder ihn hier vorfanden; denn in den Zeiten ihres Verfalls kehrte die Stadt gleichsam in ihre primitiven Zustände zurück. Der fromme Glaube schrieb die Rettung der Basilika den Gebeten Leos zu, welcher den Flammen durch das Zeichen des Kreuzes Einhalt gebot. Die Erinnerung dieses Brandes des Borgo erhielt sich lange in der Stadt; Raffael hat sie durch ein Freskogemälde in einem Zimmer des Vatikans verewigt, welches den Namen sala dell' incendio führt.

Die reiche Beute Roms lockte indes die Piraten Afrikas zu einer neuen Unternehmung. Während die Römer ihre Mauern befestigten und das Viertel S. Peters verschanzten, wurde ihnen die Rüstung einer großen sarazenischen Flotte in Sardinien gemeldet. Es war im Jahre 849. Zum Glück kam eine Liga der südlichen Seestädte zustande, die erste in der Geschichte des Mittelalters. Amalfi, Gaeta und Neapel, um diese Zeit schon durch Handel blühend und von Byzanz fast unabhängig, vereinigten, auf die

dringende Einladung des Papstes, ihre Galeeren und schlossen einen Bund mit ihm. Sie stellten ihre Schiffe vor Portus auf, das Erscheinen der Sarazenenflotte abzuwarten, und meldeten dann nach Rom, daß sie heransegele. Der Papst ließ den Admiral Cäsarius und andere Kapitäne in die Stadt kommen, wo sie im lateranischen Palast ihre Bundestreue beschwören mußten. Dann zog er an der Spitze der römischen Miliz nach Ostia, die Flotte und das Heer einzusegnen. Dieser Hafen belebte sich von mutigen Kriegerscharen, wie zur Zeit des Belisar und Totila. Es galt die Rettung Roms von dem furchtbarsten aller Feinde des Christentums. Leo reichte den Streitern in der Basilika Santa Aurea die Kommunion, warf sich dann auf die Knie nieder und betete: „Gott, der du den auf den Fluten wandelnden Petrus aus dem Versinken erhobst, der du Paulus, als er zum drittenmal Schiffbruch litt, aus dem tiefen Meer gezogen, erhöre uns gnädig, und verleihe um der Verdienste beider willen den Armen dieser Gläubigen Kraft, welche wider die Feinde deiner Kirche streiten, auf daß der gewonnene Sieg deinem heiligen Namen bei allen Völkern zum Ruhm gereiche.“

Nach dieser Feierlichkeit kehrte Leo in die Stadt zurück, und schon am folgenden Tage zeigten sich die sarazenischen Segel vor Ostia. Die Neapolitaner steuerten ihnen mutig entgegen, ihre Galeeren griffen tapfer an. Aber die entbrennende Seeschlacht trennte und verwirrte ein plötzlicher Sturm; die feindlichen Schiffe wurden zerstreut oder versenkt. Viele Mauren litten an den tyrrhenischen Inseln Schiffbruch und wurden dort niedergemacht; viele gerieten in die Gewalt der römischen Hauptleute. Man richtete sie in Ostia hin oder führte sie in Ketten nach Rom. Wie einst die Griechen Siziliens nach dem großen Siege bei Himera sich der gefangenen Karthager beim Bau der Tempel in Agrigent und Selinus bedient hatten, so zwangen jetzt die Römer jene Sarazenen zum Frondienst beim Bau ihrer vatikanischen Stadt. Rom hatte wieder Kriegssklaven und nach vierhundert Jahren einen Triumph erlebt. Der Augenzeuge dieser Begebenheiten schweigt freilich von den Waffentaten der Römer in dem glorreichen Seegefecht, dessen Held der junge Cäsarius war. Wenn

13*

jene mit Schiffsschnäbeln geschmückte Säule des Duilius, die Tiberius hatte erneuern lassen, noch unter den Ruinen des alten Forum aufrecht gefunden ward, so verstand wohl kein Römer mehr weder ihre Bedeutung noch ihre Inschrift, und der Sieg bei Ostia, an welchem ohne Zweifel auch päpstliche Galeeren teilgenommen hatten, wurde in den Kirchen Roms unter festlichen Dankgebeten als ein Mirakel des Apostelfürsten gefeiert. Fast sieben Jahrhunderte später bildete Raffael diesen Seesieg in demselben vatikanischen Saal des Brandes ab, ein halbes Jahrhundert aber nach der Vollendung dieses Bildes wurde der Ruhm, doch keineswegs die Bedeutung der Schlacht bei Ostia durch die Taten eines römischen Admirals bei Lepanto erneuert, worauf die Römer wieder mohammedanische Kriegsgefangene an ihren morschen Stadtmauern Fronarbeit leisten sahen, wie zur Zeit Leos IV.

Schon ein Jahr vor jener Seeschlacht war die Wiederherstellung der Mauern begonnen worden. Die drohende Gefahr bewirkte Wunder, der Papst zeigte den größesten Eifer, indem er die Werke besichtigte und zur Eile trieb. Alle Tore wurden verstärkt und mit Riegeln versehen, fünfzehn zerfallene Türme neu gebaut, zwei am portuensischen Tor an beiden Flußufern so errichtet, daß eine Kette zwischen ihnen ausgespannt werden konnte. Aber das ruhmvollste Unternehmen Leos war die Befestigung des vatikanischen Gebietes — ein Ereignis in der Geschichte der Stadt, wodurch die Civitas Leonina entstand, ein neuer Teil Roms und eine neue Festung, die in den folgenden Jahrhunderten von großer Wichtigkeit wurde.

Die Päpstin Johanna

Eine der wunderlichsten Fabeln, welche die Phantasie des Mittelalters erzeugt hat, gab dem kraftvollen Papste Leo IV. zum Nachfolger ein abenteuerliches Weib, und durch viele Jahrhunderte haben Geschichtschreiber und Bischöfe, ja Päpste selbst und alle

Welt geglaubt, daß der Stuhl Petri zwei Jahre lang von der Päpstin Johanna besetzt gewesen sei. Diese Sage fällt aus dem Kreise der historischen Tatsachen, aber nicht aus dem der Geschichte der Meinungen im Mittelalter; daher muß sie hier kurz verzeichnet werden. Ein schönes Mädchen, die Tochter eines Angelsachsen, obwohl in Ingelheim geboren, glänzte, so wurde gesagt, in den Schulen von Mainz durch ungewöhnliche Gaben des Genies. Von einem jungen Scholasten geliebt, verhüllte sie ihr Geschlecht in die Mönchskutte, welche sie in Fulda nahm, wo ihr Freund Benediktiner war. Sie studierten mitsammen alles menschliche Wissen; sie reisten nach England, nach Athen, wo die verkleidete Schöne die hohe Schule der Philosophen besuchte, von denen die Phantasie der Chronisten jene Stadt noch erfüllt glaubte. Hier starb ihr Freund, und Johanna oder Johannes Anglikus, wie sie sich nannte, ging nach Rom. Ihre Kenntnisse erwarben ihr eine Professur an der Schule der Griechen, denn in eine solche verwandelte die Fabel jene Diakonie, die wir unter dem Namen S. Maria Scholae Graecorum kennen. Sie begeisterte die römischen Philosophen, sie entzückte die Kardinäle, auch ohne daß sie ihr Geschlecht ahnten, und sie wurde das Wunder Roms. Ihr Ehrgeiz aber strebte nach der Papstkrone; als nun Leo IV. gestorben war, einigten sich die Kardinäle in ihrer Wahl, da sie niemand würdiger fanden, der Christenheit vorzustehen, als Johannes Anglikus, das Urbild aller theologischen Vollkommenheit. Die Päpstin bezog den Lateran, und sie scheute sich nicht, ein Liebesverhältnis mit ihrem vertrauten Kammerdiener anzuknüpfen. Die Folgen bedeckte das weite Papstgewand, bis die Natur die Sünderin überraschte. In Prozession nach dem Lateran ziehend, wurde sie zwischen dem Kolosseum und S. Clemente von den Mutterwehen überfallen, sie gebar einen Knaben und verschied. Die entsetzten Römer begruben sie auf jener Stelle und errichteten daselbst zum Denkmal dieser unerhörten Begebenheit eine Statue, welche ein schönes Weib mit der Papstkrone auf dem Haupt darstellte, ein Kind in den Armen haltend. Seither vermieden die Päpste diesen Ort, wenn sie auf der heiligen Straße nach dem

Lateran zogen, von ihm Besitz zu nehmen, und sie unterwarfen sich einer förmlichen Prüfung ihrer Mannheit auf der Sella stercoraria, einem durchbrochenen Marmorstuhl im Portikus des Lateran.

Diese rohe Fabel war das Erzeugnis der Unwissenheit, der Sucht nach romanhaften Dingen und vielleicht auch des Hasses der Römer gegen die weltliche Herrschaft der Päpste. Sie entstand in der Mitte des 13. Jahrhunderts und fand sich zuerst als Interpolation in einigen Handschriften des Martinus Polonus und des Marianus Scotus. Sie ging daraus in alle Chronisten über und wurde so allgemein geglaubt, daß man sich um das Jahr 1400 nicht scheute, die Büste der Päpstin Johanna in der Reihe der Papstbilder aufzustellen, die im Dom Sienas die Wände zierten. Die unglaubliche Einfalt von Zeiten, wo keine Fabel oder Tradition durch Kritik zerstört ward, schützte dies Bildnis in jenem Dom; es stand dort 200 Jahre lang unter den Päpsten unangefochten, mit der Inschrift „Johannes VIII., ein Weib aus England"; bis der Kardinal Baronius in Clemens VIII. drang, es zu entfernen, worauf die weibliche Gestalt in die Figur des Papstes Zacharias verwandelt wurde.

Das Pontifikat Nikolaus I. und das Trauerspiel um Waldrada

Benedikt III. starb am 8. April 858, als Kaiser Ludwig II. eben erst Rom verlassen hatte, wohin er aus unbekannten Gründen gekommen war. Der Kaiser kehrte daher sofort nach der Stadt zurück, um durch seine persönliche Anwesenheit Ungesetzlichkeiten bei der Papstwahl zu verhüten, bei dieser selbst aber seine Rechte wahrzunehmen. Er bewog die Römer, ihre Stimmen auf den Diaconus Nikolaus zu vereinigen, einen ausgezeichneten Mann edlen Geschlechts, den Sohn des Regionar Theodor. Der Erwählte wurde vor den Augen des Kaisers am 24. April im S. Peter geweiht, und nachdem Ludwig den Festen der Ordination beigewohnt hatte, verließ er die Stadt. Die Achtung, die er

Nikolaus bewies, welcher unter dem Klerus manche Widersacher zählte, und die dankbare Gesinnung, die ihm dieser Papst zu bezeugen eilte, lassen vermuten, daß zwischen beiden ein persönliches Verhältnis bestand. Als der Kaiser Rom verlassen hatte, hielt er bei S. Leuzius Rast, wo heute die Ruinen der Torre del Quinto liegen. Dort stattete ihm Nikolaus mit der hohen Geistlichkeit und dem Adel einen Besuch ab. Der Kaiser eilte ihm entgegen, führte eine Strecke lang sein Pferd am Zügel, bewirtete ihn in seinem Zelt, verabschiedete ihn reich beschenkt und ließ sich nochmals herab, den Zelter zu führen, als der Papst sich empfahl. Mit dieser stolzen Haltung vor einem Kaiser, der sich selbst so tief erniedrigte, begann Nikolaus I. sein Pontifikat.

Ereignisse ernstester Art machten es besonders schwierig; denn die Nationalkirchen erhoben sich gerade jetzt zum Kampf wider die beginnende Monarchie des Papsttums. Doch Nikolaus trat Königen wie Bischöfen fest und entschieden gegenüber, schleuderte Bannstrahlen nach Konstantinopel, gab barbarischen Völkern, wie einst Gregor der Große, weise Konstitutionen, und vor seinem gebietenden Blick wagten weder die Barone noch die Kardinäle Roms sich zu erheben.

* * *

Im ersten Jahr seines Pontifikats zeigte sich Ravenna widerspenstig. Der dortige Erzbischof Johannes strebte nach Selbständigkeit in seinem Gebiet, wo er Laien und Geistliche als Landesherr behandelte, Güter einzog, Bischöfe exkommunizierte und ihre oder der päpstlichen Beamten Reisen nach Rom verbot. Den Nuntien des Papstes erklärte er, daß der Erzbischof Ravennas nicht gehalten sei, vor einer römischen Synode zu erscheinen. Nikolaus lud ihn dreimal vor und exkommunizierte ihn. Johannes reiste nach Pavia zu Ludwig und dann von dessen Legaten begleitet nach Rom; allein Nikolaus lehnte mit Festigkeit jede Vermittlung des Kaisers ab, worauf der Erzbischof die Stadt verließ. Nun forderten Gesandte der Aemilia und des ravennatischen Adels den Papst auf, selbst in jenes Land zu kommen, um sie vor der Willkür

des Erzbischofs und seines Bruders Georg zu schützen. Johann erwartete die Ankunft des Papstes nicht, er ging wieder zum Kaiser, während Nikolaus die Ravennaten in Person durch Wiederherstellung ihrer Güter beruhigte. Der Erzbischof unterwarf sich; der Papst absolvierte ihn, aber er legte ihm die Verpflichtung auf, einmal im Jahre sich in Rom zu stellen; er verbot ihm, Bischöfe in der Aemilia zu weihen ohne die Erlaubnis des heiligen Stuhls und ehe sie durch den päpstlichen Dux, den Klerus und das Volk erwählt worden waren. Er verbot ihm, von ihnen Abgaben zu erpressen, ihre Reisen nach Rom zu hindern, und schrieb ihm vor, in allen Streitsachen sich dem Ausspruch des Gerichts in Ravenna zu unterwerfen, welchem der päpstliche Missus und der Vestararius jener Stadt beiwohnen sollten. Nachdem Johannes diese Synodalbeschlüsse unterzeichnet hatte, verließ er Rom, und Nikolaus errang einen entschiedenen Sieg auch als weltlicher Gebieter in der Aemilia und Pentapolis.

Schwieriger war der Streit mit Konstantinopel, welcher um diese Zeit begann, zu einem unheilbaren Schisma führte und die Trennung Roms vom griechischen Reiche vollständig machte. Aber diese Ereignisse, in denen die Namen Photius und Ignatius glänzen, fallen aus dem Bereich der Geschichte der Stadt und können nur flüchtig in ihr berührt werden. Im Dezember 857 war der orthodoxe Patriarch Ignatius durch die Ränke des Ministers Bardas vom Kaiser Michael seines Amtes entsetzt und der Protospatar Photius, ein durch Gelehrsamkeit seine Zeit hoch überragender Mann, unmittelbar aus dem Laienstande auf den byzantinischen Stuhl erhoben worden. Ein Kampf zwischen den Ignatianern und Photianern entbrannte im Orient; die Parteien aber appellierten an Rom, worauf die päpstlichen Legaten, der Bischof Radoald von Portus (einst Anhänger des rebellischen Kardinals Anastasius), und Zacharias von Anagni sich bestechen ließen und die Einsetzung des Photius billigten. Der Papst bannte jetzt diese Verräter seines Willens, verdammte auf der römischen Synode im April 863 Photius und gebot ihm vom Patriarchenstuhl zu steigen. Legaten gingen zwischen Rom und Konstantinopel hin und her,

so daß die Stadt seit dem Bilderstreit nicht mehr so viele Griechen in ihren Mauern gesehen hatte. Die kaiserlichen Spatare brachten freilich keine kostbaren Evangelien, sondern Briefe, welche Haß und Verachtung diktiert hatten. Der Streit nahm eine dogmatische Wendung, sobald Photius die Artikel formierte, die er der lateinischen Kirche als Ketzereien vorwarf, ihr Fasten am Sabbath, die Ehelosigkeit der Priester, und vor allem das filioque, die Annahme des Ausganges des heiligen Geistes auch vom Sohn — Meinungen und Dinge, welche den Verstand unserer Zeit glücklicherweise nicht mehr aufregen würden, aber in Jahrhunderten, wo die Menschheit an würdigen Problemen der Philosophie verarmt war, hinreichten, die Gemüter zu entzünden und jene große Spaltung hervorzurufen, die nun beide Kirchen für immer trennt. Photius belegte den Papst seinerseits mit dem Anathem, aber er wurde nach des Kaisers Michael Ermordung von dessen Nachfolger Basilius im Jahre 867 abgesetzt, und so zog sich der erbitterte Kampf durch das ganze Pontifikat des Nikolaus hin.

Der Hader mit dem Osten wurde auch durch die erfolgreichen Beziehungen Roms zu einem barbarischen Volk an den byzantinischen Grenzen tief berührt. Wenn Gregor der Große seine väterliche Hand nach Britannien ausstreckte, den Angelsachsen das römische Kirchengesetz zu geben, so war dies den Griechen gleichgültig, aber wenn Nikolaus die Bulgaren in den Schoß der römischen Kirche aufzunehmen versuchte, so mußte diese Absicht ihre Eifersucht in hohem Grad erregen. Jenes furchtbare Slavenvolk saß seit einigen Jahrhunderten an dem südlichen Donauufer, in der reichen Landschaft Mösiens. Es hatte mit den fränkischen Grafen in Pannonien oftmals gekämpft und wegen der Grenzen unterhandelt; es drang bis vor die Mauern Konstantinopels und tief in die Provinzen jenseits des Balkan ein, und mehr als ein griechisches Heer war seinen Pfeilen erlegen. Seit dem Jahre 811 trank der wilde Bulgarenkönig aus dem Schädel eines byzantinischen Kaisers, wenn er allein an der Tafel saß, umringt von seinen schrecklichen Kriegern, die auf Sesseln in scheuer Ferne oder am Boden liegend

ihre rohe Kost verzehrten. Es war die in Gold gefaßte Hirnschale jenes Nicephorus, welcher die Kaiserin Irene entthront hatte. Das Christentum fand seinen Weg zu diesen rohen Horden von Byzanz her durch zwei Brüder, die Slavenapostel Konstantin und Methodius aus Thessalonich. Der König Boris, im Frieden mit dem Kaiser Ludwig, hatte sich im Jahre 861 unter dem Namen Michael griechisch taufen lassen; er hatte die heidnische Partei seiner Großen, die ihm nach dem Leben stand, unter dem Schutz der himmlischen Heiligen oder mit dem Säbel und Mut eines tapfern Kriegers überwältigt und schickte nun Gesandte nach Rom. Zweifel über die Art, wie das Bulgarenvolk zu taufen sei, wahrscheinlich angeregt durch den Widerspruch der Missionare in seinem Lande, wo sich lateinische und griechische Geistliche entgegenarbeiteten, schienen ihren Weg auch in die Seele des Königs gefunden zu haben, welcher bisher seine heidnischen Lebensjahre in glücklicher Unwissenheit zugebracht hatte. Der Patriarchenstuhl in Konstantinopel war eben Gegenstand eines wütenden Kampfs zwischen zwei Prätendenten, und Boris, welcher den byzantinischen Einfluß von seinem Lande abhalten wollte, wandte sich an den Papst, um von ihm Rat und Priester für sein Volk zu holen.

Die bulgarischen Gesandten, geführt von des Königs eignem Sohne, trafen im August 866 in Rom ein. Unter den reichen Geschenken, die sie mit sich brachten, befanden sich auch die siegreichen Waffen des Fürsten, welche er während seines Kampfs mit den heidnischen Rebellen in der Faust geführt hatte; er bestimmte sie zum Weihgeschenk für S. Peter. Die Kunde davon erregte jedoch den Zorn des gegen den Papst bereits aufgebrachten Kaisers Ludwig, welcher sich eben in Benevent befand. Er verlangte die Auslieferung der Waffen und der übrigen bulgarischen Geschenke; er mochte dafür halten, daß solche Siegeszeichen dem S. Peter nicht geziemten, und begehrte sie als kriegerische Trophäen einer neuen Provinz Bulgarien, die er selbst dem Reich einzuverleiben hoffte. Nikolaus gewährte einiges, anderes behielt er mit Entschuldigungen zurück. Die bulgarischen Männer wurden indes in Rom mit offnen Armen empfangen. Zwei

Bischöfe wählte der Papst aus, in der Bulgarei zu lehren, Paulus von Populonia und Formosus von Portus, welcher einst die Papstkrone tragen sollte. Mit ihnen ging eine nach Konstantinopel bestimmte Gesandtschaft, um durch das Bulgarenreich nach dieser Stadt zu reisen. Glücklich gelangten die Nuntien in jenes Land, aber die für den byzantinischen Hof bestimmten wurden nicht über die Grenze gelassen, sondern mußten umkehren. Formosus und Paul jedoch tauften unausgesetzt Bulgarenscharen; sie verdrängten die griechischen Missionare, sie bewogen den König, nur lateinische Geistliche, nur römischen Kultus anzunehmen, ja der kluge Formosus wurde durch eine Gesandtschaft an den Papst zum Erzbischof der Bulgarei begehrt. Indes Nikolaus schlug diese Bitte ab, weil er Portus seines Hirten nicht berauben wollte, aber er sandte noch mehrere Presbyter in das ferne Land, von denen er einen zum Erzbischof zu wählen befahl.

Schon vorher hatte er die kindischen Zweifel der Bulgaren beschwichtigt, und seine unter dem Titel Responsa zusammengefaßten Antworten bilden gleichsam einen Codex bürgerlicher Konstitutionen für eine rohe Nation. Es ist kaum eine Pflicht oder Vorkommenheit des bürgerlichen Lebens, über welche die einfältigen Bulgaren nicht Aufklärung verlangten; sie fragten, unter welchen Formen sie heiraten, in welchen Zeiten sie sich ehelich vermischen dürften, wann sie des Tages essen, wie sich kleiden sollten, ob sie Verbrecher aburteilen dürften, und sie erinnern an die Wilden von Paraguay und die ihnen von den Jesuiten gegebene Verfassung. Sie versicherten, daß sie bisher gewohnt gewesen, in die Männerschlacht einen Pferdeschweif als Fahne voraufzutragen, und fragten, was sie statt dieses Reitersymbols bei sich einführen sollten. Der Papst ersetzte den Pferdeschweif durch das Kreuz. Sie sagten, daß sie vor der Schlacht allerlei Zaubereien vorzunehmen gewohnt gewesen, um den Sieg von den Göttern zu erlangen, und der Papst riet ihnen, statt solche Zeremonien zu verrichten, in den Kirchen zu beten, die Kerker aufzutun, Sklaven und Kriegsgefangene zu befreien. Der König fragte, ob es christlich sei, daß er stolz allein schmause, abgesondert von der Königin und den Kriegern;

der Papst antwortete ihm durch Ermahnung zur Demut und versicherte, daß die alten berühmten Könige sich herabgelassen hätten, mit ihren Freunden und Sklaven zu speisen. Auf eine mehr politische als praktische Frage, welche Bischöfe als wahre Patriarchen zu verehren seien, nahm sich Nikolaus die willkommene Gelegenheit, umständlich und auch für Konstantinopel laut genug zu antworten. Der erste aller Patriarchen, so sagte er, sei der Papst in Rom, dessen Kirche von den Apostelfürsten gegründet worden, die zweite Stelle nähme Alexandria ein, als Stiftung des heiligen Markus; die dritte Antiochia, weil Petrus diese Kirche verwaltet habe, ehe er nach Rom kam. Diese drei seien apostolische Patriarchate. Byzanz dagegen und Jerusalem dürften keine solche Autorität beanspruchen; der Sitz in Konstantinopel sei von keinem Apostel gestiftet und der Patriarch dieser Neu-Rom genannten Stadt nur durch Gunst der Kaiser, nicht aber durch innern Rechtsgrund Pontifex genannt.

Dies und ähnliche Artikel enthielt die bulgarische Konstitution Nikolaus I., eins der merkwürdigsten Denkmäler der praktischen Tätigkeit und Klugheit der römischen Kirche, welche in Gegenden, die seit Valens und Valentinian Lateiner kaum mehr betreten hatten, plötzlich ohne Gewalt der Waffen und Tribunale römische Gesetze verpflanzte und sich im fernen Osten eine neue Provinz zu gewinnen unternahm. Die Beziehungen zwischen Nikolaus und dem Könige Boris, so ganz andrer Natur, waren in Wahrheit für Rom nicht minder glorreich als die Siege, die einst Trajan über den König Decebalus in jenen Donaugegenden erfochten hatte. Indes die geistliche Provinz Bulgarien blieb nicht lange im Besitze Roms, sondern sie wurde schon im Jahre 870 mit der griechischen Kirche vereinigt.

* * *

Während Nikolaus gegen das griechische Schisma ankämpfte und sorgenvoll die Fortschritte der Mohamedaner in Sizilien und Unteritalien betrachtete, sah er sich zugleich in einen so heftigen Streit

mit dem Königshause und der Kirche der Franken hineingezogen, daß er auch dort ein Schisma befürchten mußte. Die Abenteuer einiger vornehmen Frauen gaben dazu die Veranlassung. Die öffentliche Sittlichkeit (wenn man von solcher in jenem Jahrhundert reden darf) war durch auffallende, doch nicht ungewöhnliche Frevel beleidigt worden. Judith, die Tochter Karls des Kahlen und Witwe Ethelwolfs, hatte ihren Stiefsohn Ethelbald geheiratet, ohne daß man diese Verbindung als unsittlich betrachtete. Nach dem Tode ihres neuen Gemahls nach Frankreich zurückgekehrt, reizte dies üppige Weib die Begier des Grafen Balduin; er entführte sie, worauf der König Karl ihn durch eine Synode exkommunizieren ließ. Die Liebenden wandten sich an den Papst, welcher den Vater mit ihnen versöhnte. Zur selben Zeit erregte ein anderes Weib durch ihr zügelloses Leben Aufsehen. Ingiltrude, die Tochter des Grafen Mactisried, vermählt mit dem Grafen Boso, hatte ihren Gemahl verlassen und schweifte in Freuden schon jahrelang in der Welt umher, den Bannfluch des Papstes in den Armen ihrer Buhler überhörend. Aber die Schicksale dieser Frauen stellte das Unglück einer Königin und die triumphierende Frechheit einer königlichen Beischläferin in Schatten.

Der Bruder des Kaisers, Lothar von Lothringen, verstieß seine Gemahlin Thiutberga um seiner Geliebten Waldrada willen. Dies Trauerspiel brachte Länder und Völker, Staat und Kirche in Aufruhr und gab dem Papst Gelegenheit auf eine Höhe zu steigen, wo er von hellerem Glanz umgeben war, als ihm theologische Dogmen verleihen konnten. Die Haltung Nikolaus I. gegenüber diesem königlichen Skandal war fest und groß; die priesterliche Gewalt erschien in ihm als eine die Tugend rettende, das Laster züchtigende Sittenmacht und als wahrhaft notwendig in einer barbarischen Zeit, wo es keine öffentliche Meinung gab, welche auch Fürsten richtet. Die verstoßene, mit erdichteter Schande bedeckte Königin, deren Krone Lothar schon auf das Haupt der Buhlerin gesetzt hatte, rief den Beistand des Papstes an. Er übertrug das Urteil der Synode in Metz und drohte dem königlichen Ehebrecher mit dem Bannstrahl, wenn er sich ihr

nicht stellte. Seine Legaten, unter ihnen Radoald von Portus, den schon zuvor die Byzantiner bestochen hatten, waren dem Golde zugänglich, welches für die Römer zu allen Zeiten eine unwiderstehliche Anziehungskraft besaß. Sie zeigten die päpstlichen Briefe nicht vor, sondern erklärten die Ehe Lothars für rechtlich getrennt, Waldrada für seine rechtmäßige Gemahlin. Nur um etwas zu tun, sandten sie den Erzbischof Gunther von Köln und Theutgaud von Trier nach Rom, die Synodalbeschlüsse dem Urteil des Papstes vorzulegen. Unter den vielen Bischöfen, die, nach königlichen Immunitäten und Schenkungen begierig, die Wünsche Lothars gewissenlos unterstützten, waren jene beiden Männer seine vertrautesten Förderer; sie hielten außerdem zum Königtum, um durch dieses den Episkopat dem Papste gegenüber stark zu machen. Als sie nach Rom gekommen waren, übergaben sie hier die Akten der fränkischen Synode voll Hoffnung, den Papst durch Überredung zu gewinnen; aber Nikolaus ließ sie drei Wochen lang nicht vor, dann befahl er ihnen, auf der Synode im Lateran zu erscheinen, und ohne sie zur Verteidigung zuzulassen, ohne Verhör noch Anklage noch Beiziehung fränkischer Bischöfe sprach er die Absetzung und Exkommunikation über sie aus, während er die Beschlüsse der Landessynode von Metz kassierte. Das geschah im Herbst 863.

Die Erzbischöfe eilten hierauf nach Benevent, wo sich der Kaiser befand. Sie beklagten sich über die erfahrene Gewalt, sagten ihm, daß in ihrer Person sein Bruder Lothar und er selber verletzt seien, stellten ihm vor, daß die unbeschränkte Herrschaft des Papstes die kaiserliche und königliche Majestät und die fränkische Kirche zugleich bedrohe, und sie brachten Ludwig in Zorn. Er brach sofort mit einem Heer nach Rom auf, begleitet von seiner Gemahlin Engelberga und den beiden Erzbischöfen, welche wieder einzusetzen er den Papst zwingen wollte. Im Februar 864 traf er in der Stadt ein. Da er, wie das Gerücht verbreitete, in feindlicher Absicht kam, hatte der Papst allgemeine Fasten und Prozessionen angeordnet und die ganze Stadt in Trauer gehüllt. Der Kaiser nahm Wohnung im Palast am S. Peter, nicht vom Papst be-

grüßt, denn Nikolaus hielt sich im Lateran verschlossen, wo er den Himmel durch unablässige Gebete gegen die „übelhandelnden Fürsten" bestürmte. Vergebens stellten ihm die Barone Ludwigs vor, daß er durch diese Maßregeln unkluger Aufregung den Zorn des Kaisers nur vermehre; die Prozessionen hörten nicht auf die Stadt zu durchziehen. Ihrer eine bewegte sich nach dem S. Peter, und war im Begriff die Stufen des Atrium hinaufzusteigen, als sich einige durch des Papstes Weigerung erbitterte Vasallen und Kriegsknechte Ludwigs auf die Geistlichen stürzten. Sie mißhandelten diese, rissen die Kirchenfahnen nieder und zerbrachen auch das Kreuz der heiligen Helena, in welchem nach dem Glauben der Zeit das Holz des wahren Kreuzes eingeschlossen war. Die Prozession suchte ihr Heil in der Flucht. Eine solche Szene war seit der Gründung des karolinischen Reichs in Rom nicht gesehen worden. Die Harmonie zwischen Papsttum und Kaisertum schien zerstört, und zum erstenmal war der Nationalhaß zwischen Germanen und Römern in der Stadt zum Ausbruch gekommen.

Das Gerücht erzählte, der Papst sei heimlich auf einem Nachen über den Tiber gesetzt und nach dem S. Peter geflohen, wo er zwei Tage und Nächte ohne Speise und Trank zubrachte; der Franke, welcher das Kreuz der heiligen Helena zerschmettert hatte, sei gestorben, der Kaiser selbst vom Fieber ergriffen worden. Die Vermittlung zwischen Nikolaus und ihrem Gemahl übernahm die Kaiserin.

Auf die Zusage der Sicherheit kam der Papst nach dem Palast des Kaisers, wo beide sich lange unterredeten. Er begab sich sodann wieder nach dem Lateran, aber die Erzbischöfe, denen Ludwig nach Deutschland zurückzukehren befahl, löste er nicht vom Bann. Ehe diese deutschen Prälaten Rom verließen, setzten sie eine Schrift auf, worin sie gegen ihre Absetzung in so kühner Sprache protestierten, wie sie wohl nie ein Papst von Bischöfen vernommen hatte; das Streben der Landeskirchen nach Unabhängigkeit fand darin den kräftigsten Ausdruck. In der Einleitung ihres Libells an die Bischöfe Lothringens wagten sie schon diese Rede: „obwohl uns Nikolaus, welcher Papst genannt wird, sich als Apostel zu den Aposteln

zählt und zum Imperator der ganzen Welt aufwirft, hat verdammen wollen, so hat er doch mit Christi Hilfe an uns durchaus Widerstand gefunden und, was er nachher getan, nicht wenig bereut." Ihre Schrift, welche an den Papst gerichtet war, enthielt sieben Kapitel. Nachdem die Verfasser sein unkanonisches Verfahren verdammt hatten, warfen sie ihm das Anathem auf sein eignes Haupt zurück. Gunther von Köln, ein sehr entschlossener Mann, hatte seinem Bruder Hilduin, einem Kleriker, aufgetragen, dieses Schriftstück dem Papst persönlich einzuhändigen, wenn er aber dessen Annahme verweigerte, dasselbe auf die Konfession des S. Peter zu legen. Nikolaus tat dies, wie vorauszusehen war, und Hilduin ging alsbald, von Bewaffneten umringt, trotzig in den S. Peter, zu tun wie ihn sein Bruder geheißen hatte. Die Wächter der Konfession (sie bildeten eine eigene Schola unter dem Titel Mansionarii scholae confessionis S. Petri) umstellten das Apostelgrab, aber die Eingedrungenen streckten ihrer einen tot nieder, warfen die Schrift auf die Konfession und stürmten, mit den Schwertern sich den Weg bahnend, aus der Basilika hinaus.

Dieser Auftritt zeigte, daß sich der Kaiser keineswegs freundlich mit dem Papst verglichen hatte. Er sah ruhig zu, wie sein Kriegsvolk, als ob es in Feindes Land wäre, die gröbsten Exzesse beging: Plünderung von Häusern, selbst von Kirchen, Mordtaten, Mißhandlung von Nonnen und Matronen; er selbst verschmähte die Ostern in Rom zu begehen, verließ die Stadt und feierte dieses Fest absichtlich in Ravenna bei dem grollenden Erzbischof Johannes, welcher seine in Rom erfahrene Erniedrigung nicht vergessen hatte, vielmehr die Gelegenheit des Zwiespalts der deutschen Bischöfe mit dem Papst bereitwillig ergriff, zu den verdammten Prälaten in ein freundliches Verhältnis trat und den Zorn Ludwigs eifrig anschürte. Dieser Sturm beugte jedoch die Kraft des Papstes Nikolaus nicht. Mit der Festigkeit eines alten Römers stand dieser stolze und unbeugsame Geist aufrecht. Er drohte mit den Bannstrahlen, und sie wurden wie wirkliche Blitze gefürchtet; die Bischöfe in Lothringen schickten ihre bußfertigen Erklärungen; sein Legat Arsenius, mit Briefen an die Könige,

Bischöfe und Grafen ausgerüstet, welche von Drohungen flammten, trat in Lothringen mit einem Hochmut auf, der an die Prokonsuln des alten Rom erinnerte. Er führte dem vor dem Bannstrahl zurückbebenden Könige mit der einen Hand die verstoßene Gemahlin zu und entzog ihm mit der andern die Geliebte. Das Königtum, schwach und uneinig, von einer schlechten Sache in den Kampf gegen Rom ausgehend, gab dem Papsttum den glänzendsten Sieg in die Hände. Gleichwohl war dies Drama noch nicht ausgespielt; Nikolaus selbst starb darüber, und erst unter seinem Nachfolger wurde der skandalöse Prozeß beendigt.

Die persönliche Schwäche der Nachfolger Karls, ihre erbärmlichen Leidenschaften, ihre Streitigkeiten um die Monarchie, welche das Lehnswesen unrettbar zerstörte, hatten um diese Zeit die Autorität des Papstes sehr gesteigert. Seine heilige Würde traf bei Nikolaus I. mit einem so kühnen Geist zusammen, wie ihn nur wenige Päpste besessen haben. Vornehme Geburt, Wohlgestalt, Bildung, so viel als die Zeit sie bot, vollendeten seine Person, und seit Gregor dem Großen war kein Papst auch durch das Glück, welches die Kraft an sich zieht, gleich ausgezeichnet gewesen. Ihm gelang es, das Königtum wie das Bistum zu brechen; und das abgeschwächte Kaisertum sank in dem erblosen Ludwig, welcher es in mannhafte, doch kleine und endlose Kriege in Unteritalien gleichsam begrub, zu immer wesenloserem Schein herab. Aber im Papsttum erhob sich der Gedanke der geistlichen Universalmonarchie, welche später Gregor VII. aufrichtete, Innozenz III. vollendete. Der Begriff von Rom als dem moralischen Zentrum der Welt lebte in unzerstörbarer Tradition fort. Je mehr nun dies Kaisertum Einheit und Macht verlor, und je weniger fähig es ward, den politischen Mittelpunkt der christlichen Völkergemeinde zu bilden, um so leichter wurde dem Papsttum der Anspruch, die Seele und das Prinzip der christlichen

Republik zu sein, zu deren wandelbaren Organen die weltlichen Herrscher heruntersanken.

Aus Not der Umstände, wie aus einem großen geschichtlichen Triebe hatte das Papsttum die römische Kaisermacht erneuert, und kaum war sie geschaffen, als der geheime Kampf des geistlichen Systems gegen das politische begann. Wenn der römische Kaiser als christlicher Monarch zu herrschen vermochte, wie Konstantin und Theodosius, wenn jede Autonomie in den Provinzen erloschen war, dann würde der Papst die Herrschaft mit ihm geteilt haben, indem er ihm die mühsame weltliche Verwaltung überließ und sich selbst die geistliche nahm. Aber die Triebkraft der menschlichen Natur erzeugte in der Monarchie Karls eine Fülle abgesonderter Gewalten, welche alle dem Papsttum wie dem Kaisertum feindlich gegenübertraten: die Nationalitäten, die Landeskirchen, Nationalherzöge, Nationalbischöfe, die Könige, die Rechte und Freiheiten, die Privilegien und Immunitäten jeder Art — Kräfte der natürlichen Besonderung und der germanischen Individualität, die den Systemen den Krieg erklärten. Sie schwächten das Kaisertum, weil seine Einheit doch nur mechanisch war und seine Basis materieller und wandelbarer Natur blieb. Aber das unteilbare moralische Prinzip des Papsttums konnte, trotz vorübergehender Niederlagen, ihrer dennoch Herr werden; weder durch die Zeit unterbrochen, noch durch politische Umwälzungen innerlich berührbar, siegte es immer wieder über seine Gegner, das Königtum, das Bistum, das Kaisertum. Denn der Glaube der Menschheit selbst, welcher die einzige unwiderstehliche Gewalt im Irdischen ist, begriff es als überirdische Quelle jener und als die unverrückbare Achse der geistigen Welt.

In Nikolaus wurde das Bewußtsein von der Monarchie Roms persönlich. Obwohl man behaupten darf, daß der Besitz des Kirchenstaats und der Stadt, welchen das Kaisertum bestätigt hatte, in betreff des geistlichen Primats unwesentlich sei, so muß man doch gestehen, daß er die Absichten des Papsttums mächtig fördern half, denn er verlieh ihm eine unschätzbare Unabhängigkeit auf einem unschätzbaren Lokal. Der Besitz eines großen Königreichs

irgendwo anders in der Welt hätte dem Papst nimmer die Grundlage geboten, wie sie ihm sein kleines Land mit der Hauptstadt Rom gab. Zur Zeit Nikolaus' I. waren die Patrimonien S. Peters noch unbeschädigtes Eigentum der Kirche, und ihr Schatz war unermeßlich reich. Seine Vorgänger hatten Städte gegründet, Heere und Schiffe ausgerüstet, eine italienische Liga geschlossen, Rom verteidigt und gerettet, und er selbst herrschte wie ein König über das schönste Land von Ravenna bis nach Terracina herab. Man sagt, daß er zuerst unter den Päpsten mit der Tiara gekrönt ward, die indes erst der unbegrenzte Stolz späterer Nachfolger mit einer dreifachen Krone umgab. Dem monarchischen Geist eines solchen Mannes war die Krone nichts Fremdes, aber er sah in ihr mehr als das Symbol des weltlichen Staats, welchen die Kirche besaß und bald verlor. Die falsche Schenkung Konstantins leistete den Ansprüchen der Päpste guten Dienst, und der Umfang, den dies dreiste Machwerk jenen gab, bezeichnete zugleich die Ausdehnung der Ideen des Papsttums überhaupt. Doch wichtiger waren die pseudoisidorischen Dekretalen, welche jene Länderschenkung in sich aufnahmen. Diese merkwürdigen Erdichtungen vieler Briefe und Dekrete alter Päpste, eingestreut in eine Sammlung von Konzilienakten, die man dem berühmten Isidor von Sevilla unterschob, entstanden in der Mitte des 9. Jahrhunderts, und Nikolaus war der erste Papst, der sich ihrer als eines Kodex päpstlicher Rechte bediente. Sie statteten nämlich die Kirche mit solchen Privilegien aus, welche sie vom Staat völlig befreiten; sie setzten die königliche Gewalt tief unter die päpstliche, selbst unter die Würde der Bischöfe, aber sie erhoben zugleich den Papst als unerreichbar von den Beschlüssen der Landessynoden hoch über das Bistum und stellten ihn als höchsten Richter der Metropolitane und Bischöfe dar, deren Amt und Gewalt, dem königlichen Einfluß entzogen, dem päpstlichen Gebot unterworfen sein sollte. Mit einem Wort: sie schrieben dem Papst die Diktatur in der kirchlichen Welt zu. Nikolaus I. erkannte in diesen Dekretalen die brauchbarsten Waffen für den Kampf gegen die Könige und die Landessynoden, und über beide Mächte hatte er

14*

triumphiert, während der Kaiser, welcher die Gefahr einsah, die dem politischen Prinzip drohte, endlich nur den Zuschauer des päpstlichen Sieges machen konnte.

Als nun dieser große Papst am 13. November 867 starb, brachte sein Tod einen tiefen Eindruck hervor. Die Welt gab ihm das Zeugnis, daß sie ihn gefürchtet und bewundert hatte; nur die von seinen Blitzstrahlen waren getroffen oder bedroht worden, erhoben froh ihr Haupt, Freiheit und Vernichtung der päpstlichen Dekrete hoffend.

° ° °

Die Wahl der Römer vereinigte sich auf Hadrian, den greisen Kardinal von S. Markus, des Talarus Sohn, aus dem Geschlecht Stephans IV. und Sergius' II. Die in der Stadt anwesenden Gesandten des Kaisers, die es übel bemerkten, daß man sie nicht zur Wahlversammlung eingeladen hatte, wurden mit der Erklärung beschwichtigt, daß das Recht der Krone nicht geschmälert sei, denn die Konstitution schreibe zwar die kaiserliche Bestätigung des Gewählten vor, nicht aber dessen Wahl unter den Augen der Legaten. Sie beruhigten sich dabei; der Kaiser selbst bestätigte die Wahl, und Hadrian II. wurde am 14. Dezember zum Papst geweiht.

Er ehrte den Antritt seines Pontifikats durch eine Amnestie. Schon zur ersten Messe ließ er einige von seinem Vorgänger exkommunizierte Geistliche zu, darunter den berüchtigten Kardinal Anastasius, und auch Teutgaud von Trier, welchem reuigen Sünder er verzieh und eine Zelle im Kloster S. Andreas auf dem Clivus Scauri zur Wohnung gab. Einige des Hochverrats angeklagte Prälaten schmachteten im Exil; der Kaiser hatte zumal die Bischöfe von Nepi und Velletri in die Verbannung geschickt, und man merke daraus seine volle imperatorische Gewalt. Hadrian erbat ihre Wiederherstellung. Andere Römer vom Laienstande waren als Majestätsverbrecher in die Galeeren gesteckt worden; der Papst erwirkte auch

ihre Befreiung. Es scheint, daß während der Sedisvakanz falschen oder begründeten Anklagen bei den kaiserlichen Missi mancher Mann zum Opfer fiel. Das jedesmalige Interregnum brachte schon damals anarchische Zustände hervor und begünstigte die Tyrannei der Mächtigen.

Hadrian II. wurde durch schreckliche Erlebnisse in der ersten Zeit seines Pontifikats schwer geprüft. Seine Feinde, Anhänger des verstorbenen Papstes, gönnten ihm die Tiara nicht; sie verbreiteten den Glauben, er wolle die Akte des Vorgängers, durch welche dieser die päpstliche Macht so hoch gehoben hatte, aus Menschenfurcht vernichten. Er eilte, diese Stimmen zu unterdrücken; er beschwichtigte die römisch Gesinnten durch die Versicherung, daß er die Bahn Nikolaus' I. nie verlassen werde, und gewann sie durch ein öffentliches Gebet für ihn und die feierliche Anerkennung seiner Dekrete; er befahl, die Basilika, welche jener angefangen hatte, zu vollenden. Indem er die Freunde seines Vorgängers beruhigte, erbitterte er dessen Feinde, welche ihm den doppelsinnigen Namen Nikolait gaben.

Unter dieser auf die Franken sich stützenden Partei ragten der Kardinal Anastasius und sein Bruder Eleutherius hervor, Männer vom höchsten Adel, Söhne des reichen Bischofs Arsenius, der es nicht verschmerzte, daß sein Sohn durch Leo IV. exkommuniziert, durch Nikolaus I. um die Tiara gebracht worden war. Hadrian hatte eine Tochter aus rechtmäßiger Ehe vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand; Papst geworden verlobte er das Mädchen einem edlen Römer. Aber Eleutherius, von Liebe oder von Haß entflammt, entführte die Braut und vermählte sich mit ihr. Der beschimpfte Papst, unvermögend den Mächtigen zu strafen, der sich in seinem festen Palast verschanzt hielt, schickte dringende Schreiben an den Kaiser, ihn um Absendung seiner Boten bittend, den Frevler zu richten. Zugleich eilte der Vater des Räubers nach Benevent, die habgierige Kaiserin durch seine Schätze zu gewinnen, aber er wurde dort vom Tode überrascht. Die kaiserlichen Missi kamen jetzt nach Rom, und Eleutherius wurde von so rasender Wut erfaßt, daß er die Tochter des Papstes und ihre Mutter Stephania,

welche ihr Kind freiwillig oder gezwungen begleitet hatte, erstach. Die Kaiserlichen ergriffen den Mörder und enthaupteten ihn.

Unter dem Eindruck dieser Vorgänge versammelte der unglückliche Hadrian eine Synode. Er erneuerte gegen Anastasius, dem man nicht mit Unrecht Anteil am Verbrechen seines Bruders zuschrieb, die Exkommunikation, indem er ihm mit dem Anathem drohte, wenn er weiter als 40 Millien von der Stadt sich entfernen oder irgendeine kirchliche Verrichtung sich anmaßen sollte. Der Kardinal empfing dies Dekret am 12. Oktober 868 in der Basilika Santa Prassede und schwor sich ihm zu unterwerfen. Jene Ereignisse lehrten, zu welchem Trotz der römische Adel sich bereits vermaß. Von der kaiserlichen Autorität damals noch gezügelt, mußte er die Herrschaft über den päpstlichen Stuhl an sich reißen, sobald jene selbst in Rom erloschen war.

Hadrian führte, was Nikolaus begonnen hatte, in demselben Geiste fort. Die Kirchengeschichte rühmt seine Festigkeit dem Widerspruch der Bischöfe gegenüber; aber wir dürfen nicht einmal flüchtig auf das berühmte achte ökumenische Konzil hindeuten, welches im Jahre 869 zu Byzanz unter dem Vorsitz der päpstlichen Legaten gehalten wurde, und wo die Dekrete Nikolaus' I. wegen der Absetzung des Photius ihre Bestätigung fanden.

Unterdes fuhren die Fürsten fort, durch ihre moralische Schwäche die Macht der Päpste zu steigern. Deren Waffen, die Bannstrahlen, wirkten mehr und mehr. Lothar hatte durch seine unselige Leidenschaft für eine Buhlerin eine tiefe Bresche in das Königtum eingerissen; kühn war Nikolaus darin eingedrungen, und Hadrian folgte ihm mit derselben Beharrlichkeit. Bald nach der Wiederherstellung Thiutbergas in ihre Ehe und Rechte war die unglückliche Fürstin, von ihrem Gemahl gemißhandelt, zum Könige Karl dem Kahlen geflohen. Sie hatte dem Papst Nikolaus ihren Willen erklärt, der Ehe mit einem tyrannischen Fürsten zu entsagen und im Kloster endlich Ruhe zu suchen, aber dies tragische Opfer eines Dogma blieb zu unausgesetzter Qual verdammt. Der Papst hatte ihr die Scheidung von dem Ehebrecher

verweigert, es sei denn, Lothar verurteilte sich auch seinerseits zum Zölibat. Er exkommunizierte Waldrada, er richtete einen flammenden Brief an Lothar und drohte ihm mit dem gleichen Bann. Der König, nur in seiner Schwäche für ein Weib stark, ließ diese Demütigungen über sich ergehen; er bat Nikolaus ihm zu erlauben, sich persönlich in Rom zu rechtfertigen, allein der Papst schlug ihm das ab. Als nun Nikolaus gestorben war, wandte sich Lothar an dessen Nachfolger, hoffend ihn für seine Wünsche zu stimmen, und Hadrian scheint ihm die Reise nach Rom bewilligt zu haben. Der König bat auch den Kaiser um die Vermittlung beim Papst, sich von Thiutberga trennen und mit Waldrada vermählen zu dürfen, und kündigte ihm seine persönliche Ankunft an. Lothar traf im Juni 869 in Ravenna ein. Die Boten des Kaisers, der mit der Belagerung Baris beschäftigt war, bedeuteten ihn jedoch nicht weiter vorzudringen, ihn selbst nicht zu belästigen; aber der bezauberte Liebhaber dachte an nichts als an das Glück, welches ihn in den Armen Waldradas erwartete, und wofür er die Schätze seines Reiches würde hingegeben haben. Er eilte zu seinem Bruder, er verschwendete Bitten und Geschenke, bis er die Kaiserin Engelberga für sich gewann. Der Kaiser forderte demnach Hadrian auf, sich aus Rom nach Monte Casino zu begeben, und Engelberga begleitete ihren Schwager dorthin Lothar bestürmte hier den Papst mit Geschenken, doch er gewann ihm nur soviel ab, daß er ihm, am 1. Juli 869, die Kommunion reichte, nachdem der freche König feierlich geschworen hatte, er habe nach der Exkommunikation Waldradas sich nie mehr diesem Weibe genaht. Engelberga reiste von Monte Casino wieder zu ihrem Gemahl, der Papst aber nach Rom, während ihm auf den Fersen der schamlose Lothar folgte. Sein Empfang in der Stadt war schmachvoll; kein Priester kam ihm entgegen; mit seinem Gefolge schlich er in den S. Peter und bezog unbegrüßt eine Wohnung in dem nahen Palast, wo die Zimmer nicht einmal ausgekehrt worden waren. Der Papst verweigerte ihm die Messe, er lud ihn jedoch zur Tafel in den Lateran und erwiderte die reichen königlichen Geschenke ironisch durch

die Gegengabe eines Läna genannten Gewandes, einer Palme und einer Ferula. Der schwache Fürst schied vergnügt von Rom, seine Reise nach Lucca fortzusetzen, wo die Sommerfieber ihn und die Seinigen ergriffen. Er ging weiter nach Piacenza, und dort starb er am 10. August. In seinem Tode erblickte man das Strafgericht des Himmels für Meineid und Buhlerei.

Totengericht über Papst Formosus

Formosus, Kardinalbischof von Portus, bestieg den Stuhl Petri im September 891. Er war, wie es scheint, Römer von Stamm. Wir kennen die bedeutende Vergangenheit dieses ehrgeizigen Mannes. Von Johann VIII. als Anhänger der deutschen wider Kaiser und Papst gesinnten Partei in Rom exkommuniziert, hatte er geschworen, nie wieder in die Stadt oder in sein Bistum zurückzukehren; dann hatte ihn Papst Marinus dieses Eides entbunden und in Portus wieder eingesetzt. Ruhig lebte er unter dem Pontifikat zweier Päpste, bis er nach dem Tode Stephans V. von seinem Bistum unmittelbar auf den päpstlichen Stuhl gerufen ward, und eine solche Versetzung galt damals für unkanonisch. Formosus hatte ohne Zweifel nach der Tiara getrachtet; um sie zu erhalten, scheint er den Nationalen Versprechungen gemacht und so ihre Stimmen gewonnen zu haben.

Seine Partei sammelte sich indes bald um die Fahne des deutschen Königs Arnulf von Friaul und seines Schützlings Berengar; die Gegner hielten zur spoletischen Fahne Guidos, seines Sohnes Lambert und Adalberts von Tuskien. Denn in diese Gegensätze hatten sich nun die ehemaligen Parteien der Deutschen und der Franzosen in Rom verwandelt. Das Haupt der spoletischen Faktion war der Diaconus Sergius, ein vornehmer Römer, welcher Gegenkandidat des Formosus und sein entschiedenster Widersacher war.

Obwohl der Papst schon jetzt seine Hoffnungen auf Arnulf richtete, zwang ihn doch die Lage der Dinge, den Kaiser Guido anzuerkennen, und dieser ernannte, wahrscheinlich

mit der Zustimmung jenes und in der Absicht, die Kaiserwürde in seinem Stamme zu befestigen, seinen jungen Sohn Lambert zum Mitkaiser, im Jahr 892. Formosus selbst krönte ihn in Ravenna. Dies tat er widerwillig; denn kein Papst konnte die Entstehung oder Befestigung einer einheimischen Kaiserdynastie in Italien aufrichtig wünschen. Das Glück der Waffen begünstigte Guido: der geschlagene Berengar nahm vergebens seine Zuflucht zu Arnulf von Deutschland, obwohl seine Bitten auch durch die Gesandten des Formosus unterstützt wurden, welcher alsbald von der spoletischen Partei in Rom und von Guido hart bedrängt wurde. Denn dieser verletzte die Grenzen des Kirchenstaats und zog Patrimonien des heiligen Petrus ein. Der Kampf beider Faktionen in Rom drohte zum Ausbruch zu kommen; Formosus forderte daher schon im Jahre 893 Arnulf auf von den Alpen herabzusteigen, und der König kam am Anfange des folgenden nach Italien. Mailand und Pavia öffneten ihm voll Furcht ihre Tore, selbst die Markgrafen von Tuskien, Adalbert und sein Bruder Bonifazius, gaben sich als Vasallen in seine Gewalt. Indes schon um Ostern kehrte er nach Deutschland zurück, ohne seinen siegreichen Zug durch die Lande Guidos bis Rom fortzusetzen, wohin er vom Papst eingeladen worden war.

Die Zustände hier wurden auch durch den plötzlichen Tod Guidos nicht wesentlich verändert. Dieser Kaiser, oder der Tyrann Italiens, wie ihn die deutschen Chronisten nennen, starb infolge eines Blutsturzes am Flusse Taro in Oberitalien, am Ende des Jahres 894, und Lambert eilte nun wahrscheinlich nach Rom, um sich von Formosus in der Kaiserwürde bestätigen und feierlich krönen zu lassen. Er war noch sehr jung, von anmutiger Gestalt und ritterlichem Wesen, die beste Hoffnung der nationalen Partei unter den Italienern. Der Papst, von Deutschland nicht unterstützt, fügte sich den Umständen; er erklärte sich bereit, diesen Kaiser väterlich zu schützen, aber er schickte doch wiederum Gesandte an Arnulf, ihn dringend nach Rom einzuladen. Dies mußte die spoletische Partei zum wütendsten Haß gegen Formosus entflammen, der sie an Deutschland verriet. Arnulf brach im Herbst 895 aus

Bayern auf, sowohl Berengar als Lambert zu beseitigen und endlich das Königreich Italien und das Imperium an sich zu nehmen. Sein kriegerischer Marsch ist der erste verhängnisvolle Romzug eines deutschen Königs. Als er den Po überschritten hatte, teilte er sein Heer; die Schwaben ließ er über Bologna nach Florenz ziehen, die Franken führte er westwärts nach Lucca. Die Gerüchte von feindlichen Absichten Berengars und Adalberts vor Tuskien beschleunigten den Zug, und Arnulf brach von Lucca, wo er das Weihnachtsfest gefeiert hatte, gegen Rom auf. Der junge Lambert setzte ihm keinen Widerstand entgegen, indem er nur Spoleto zu schützen suchte, aber seine entschlossene Mutter Agildrude, die Tochter des durch die Gefangennahme des Kaisers Ludwig berühmt gewordenen Herzogs Adelchis von Benevent, hoffte den Feind von der Stadt zurückhalten zu können. Hier war bereits ein wütender Aufstand ausgebrochen; die spoletische oder nationale Faktion, geführt von Sergius und zwei Edeln Konstantin und Stephanus, hatte sich des Papstes bemächtigt; Spoletiner und Tuskier waren eingerückt, die Tore versperrt, die Leostadt verrammelt und mit Bewaffneten gefüllt, und ein kühnes Weib war die Seele dieser kriegerischen Rüstung.

Zum erstenmal sollte Rom von den Truppen eines deutschen Königs, von den „Barbaren" Deutschlands belagert werden, und zum erstenmal sollten diese die heilige Stadt und in ihr die Kaiserkrone mit Kriegsgewalt erobern.

Arnulf lagerte im Monat Februar vor dem Tor S. Pankratius; er forderte die Stadt zur Übergabe auf, aber man antwortete ihm mit Hohn. Die Deutschen, anfangs zaudernd und auf heißen Kampf gefaßt, verlangten endlich mit Geschrei zum Sturm geführt zu werden. Die Mauern wurden mit Leitern oder auf übereinander gehäuften Pferdesätteln erstiegen, einige Tore mit Beilen aufgeschlagen, jenes von S. Pankrazio mit Sturmböcken erbrochen, und die Deutschen rückten am Abend desselben Tags in die Leostadt, wo sie den Papst aus der Engelsburg befreiten, in welche ihn seine Feinde geworfen hatten.

Arnulf war nicht mit seinen Truppen eingezogen; dem

kaiserlichen Gebrauch gemäß wollte er vom neronischen Felde seinen Einzug halten und im S. Peter feierlich empfangen werden. Klerus, Adel und Scholen Roms, unter denen die der Griechen vom deutschen Chronisten besonders bemerkt wurde, holten ihn bei Ponte Molle ein und geleiteten ihn in die Leostadt, wo ihn der Papst in hergebrachter Weise auf den Stufen des S. Peter empfing, in die Basilika führte und, mit Verleugnung Lamberts, zum Kaiser krönte. Der unbekannte Krönungstag fiel in die zweite Hälfte des Februar 896. So wurde der deutsche Bastard Kaiser, und diese unnationale Handlung vergab man Formosus nicht. Nachdem Arnulf vieles, was die Stadt und die Kaisergewalt betraf, geordnet hatte, empfing er in S. Paul auch die Huldigung des römischen Volks. Der Schwur war folgender: „Ich schwöre bei allen diesen Mysterien Gottes, daß ich, unbeschadet meiner Ehre, meinem Gesetz und meiner Treue gegen den Herrn und Papst Formosus, in allen meinen Lebenstagen treu bin und sein werde dem Kaiser Arnulf, und daß ich mich niemals zur Treulosigkeit gegen ihn mit irgendeinem Menschen verbinden werde; und daß ich dem Lambert, Agildrudas Sohn, oder seiner Mutter selbst niemals zur Erlangung weltlicher Würde irgend Hilfe gewähren, noch daß ich Lambert selbst oder seiner Mutter Agildrude oder ihren Leuten je durch irgendeinen Plan oder ein Argument diese Stadt Rom übergeben werde.“

Die spoletische Partei hatte dem Sieger keinen großen Widerstand entgegengestellt; des Grabmals Hadrians, welches nicht lange nachher ein wichtiges Kastell war, wird mit keiner Silbe gedacht, obwohl es nicht bezweifelt werden kann, daß Agildruda dort eine Besatzung hineingelegt hatte. Die Witwe des Kaisers Guido war gleich nach der Erstürmung Roms in ihr Land mit ihren Truppen abgezogen; die mit ihr verbundenen Römer aber hatten die Waffen gestreckt. Der Zorn Arnulfs konnte daher durch die Vorstellung besänftigt werden, daß ihm die Erstürmung Roms, auf welches er keine Rechte besaß, so wenig Mühe gemacht hatte; es verlautet auch nichts von Hinrichtungen, aber die angesehenen Römer Konstantin

und Stephan wurden als Majestätsverbrecher nach Bayern ins Exil abgeführt. Arnulf blieb nur fünfzehn Tage in Rom; er setzte zum Vogt der Stadt seinen Vasallen Farold ein und brach dann nach Spoleto auf, wo sich die Amazone Agildruda zur Verteidigung gerüstet hatte. Eine lähmende Krankheit ergriff ihn jedoch unterwegs, wohl weniger die Folge des Gifts seiner Feindin, als jenes, welches er, an maßlose Ausschweifungen gewöhnt, in den Armen seiner Freundinnen eingesogen hatte. Auf seine glänzenden Siege folgte ein fluchtähnlicher Rückzug, und der erste kriegerische Romzug eines deutschen Königs ließ kein wirkliches Resultat zurück.

Der Tod, sei es durch Krankheit oder Gift, befreite zu derselben Zeit den Papst Formosus aus den Gefahren, in welche ihn die Entfernung seines deutschen Beschützers wie die plötzliche Wendung der Verhältnisse durch einen Vertrag zwischen Lambert und Berengar stürzen mußte. Er starb am 4. April 896, nach einer Regierung von 4 Jahren, 6 Monaten und 2 Tagen. Kein Monument erinnert an diesen merkwürdigen Papst, aber die Stadt verdankte ihm eine gründliche Restauration des S. Peter und seiner Mosaiken wie die Ausschmückung mancher andern Kirche.

Der Tod des Formosus gab das Zeichen zu langen Tumulten in Rom. Die tuskische und die spoletische Faktion bemächtigten sich aller Gewalt, der Stuhl Petri aber wurde eine Beute der Großen und in schneller Folge von Päpsten besetzt, welche kaum heraufgestiegen blutig in ihr Grab versanken. Das Papsttum, unter Nikolaus und Hadrian und noch unter Johann VIII. zu großen Plänen emporgekommen, sank inmitten der allgemeinen Auflösung aller politischen Dinge tief danieder. Der Kirchenstaat wurde von tausend Räubern in Besitz genommen, und selbst die geistliche Gewalt des Papstes war bald nichts mehr als ein Titel ohne Kraft. Eine Finsternis unheimlicher Art breitet sich über Rom aus, kaum erhellt durch zweifelhafte Schimmer, die hier und da aus alten Chroniken auf diese Periode fallen

— ein schreckliches Schauspiel, worin erkennbar sind gewalttätige Barone, die sich Konsuln oder Senatoren nennen, brutale oder unselige Päpste, die aus ihrer Mitte emporkommen, schöne, wilde und verbuhlte Weiber, schattenhafte Kaiser, welche kommen, kämpfen und verschwinden — und alle diese Erscheinungen jagen in tumultuarischer Hast am Blick vorüber.

Die Römer hatten Bonifazius VI. gewaltsam auf den Stuhl Petri gesetzt: nach fünfzehn Tagen war er tot. Die Großen von der spoletischen oder nationalen Partei erhoben hierauf Stephan VI., den Sohn des römischen Presbyters Johann. Obwohl dieser neue Papst anfangs aus Furcht Arnulf anerkannte, wendete er sich doch sofort von ihm ab, als er Italien verlassen hatte und Lambert wieder in Pavia eingezogen war. Aufgereizt durch die Feinde des Formosus, zu denen er selbst gehörte, in den Händen der Rom beherrschenden Lambertiner und von einem düstern Fanatismus des Parteihasses ergriffen, welcher den Charakter völligen Wahnsinns annahm, schändete Stephan die Geschichte des Papsttums durch eine Szene der Barbarei, wie sie niemals eine Zeit gesehen hat.

Ein feierliches Gericht sollte über Formosus gehalten werden: der Tote wurde in Person vor das Tribunal einer Synode geladen. Es war im Februar oder März 897. Der Kaiser Lambert selbst war mit seiner Mutter eben nach Rom gekommen, wo er jetzt als Herr gebot. Die Kardinäle und Bischöfe und viele andere geistliche Würdenträger versammelten sich. Die Leiche des Papstes, ihrer Gruft entrissen, worin sie schon mehrere Monate geruht hatte, wurde mit den pontifikalen Gewändern bekleidet und im Konzilienfaal auf einen Thron niedergesetzt. Der Advokat des Papstes Stephanus erhob sich, richtete sich gegen diese schauerliche Mumie, welcher ein bebender Diaconus als Anwalt zur Seite stand, hielt ihr die Klagepunkte entgegen, und der lebende Papst fragte den toten in irrsinniger Wut: „Warum hast du aus Ehrsucht den apostolischen Stuhl usurpiert, da du doch zuvor Bischof von Portus warst?" Der Anwalt des Formosus brachte seine Verteidigung vor, wenn ihm Schauder zu reden erlaubte; der Tote ward überführt und ver-

urteilt; die Synode unterschrieb sein Absetzungsdekret, sprach das Verdammungsurteil über ihn aus und bestimmte, daß alle diejenigen, welche Formosus ordiniert hatte, neu zu ordinieren seien.

Die päpstlichen Gewänder wurden der Mumie abgerissen, die drei Finger der rechten Hand, womit die Lateiner den Segen erteilen, abgeschnitten, und man schleppte den Toten mit barbarischem Geschrei aus dem Saal, schleifte ihn durch die Straßen und stürzte ihn unter dem Zulauf des heulenden Pöbels in den Tiberfluß. Kein Blitz des Himmels, der doch so oft den Päpsten willfährige Wunder getan, fiel auf diese „Synode des Entsetzens", kein Märtyrer erhob sich zornig aus seiner Gruft, aber der Zufall, welcher bisweilen die Stelle der Vorsehung vertritt, fügte es, daß gerade in dieser Zeit die altersschwache Basilika des Lateran zusammenstürzte. Es wird nicht an Menschen gefehlt haben, welche in dem Einsturz der Haupt- und Mutterkirche der Christenheit eine Vorbedeutung des Sturzes des Papsttums selbst erkannten.

Man mag sich aus der frevelhaften Szene der Leichensynode mit dem Geschichtschreiber Baronius hinter das Gleichnis flüchten, daß die Kirche von ihr nicht geschändet werden könne, weil sie wie die Sonne bisweilen von Gewölk verdüstert werde, um dann desto heller zu strahlen; allein jene Synode dient dem Geschichtschreiber, welcher von Gleichnissen absieht, als ein Zeugnis für den moralischen Zustand ihrer Zeit. Er wird behaupten dürfen, daß Päpste, Klerus, Adel und Volk in Rom in einer Barbarei lebten, wie sie nicht entsetzlicher gedacht werden kann. Der wilde Haß der von Formosus verdammten Römer, die Rachlust der Nationalpartei, welche die Krönung Arnulfs, des ersten deutschen Kaisers, durch den von ihr abgefallenen Papst zur Wut trieb, die politischen Bedingungen Stephans VI., der, von Lambert gedrängt, ihm schmeichelte: all dies hatte jene Frevel herbeigeführt. Der scheußliche Prozeß holte einige Rechtsgründe aus dem Kanon hervor: die frühere Verdammung des Bischofs Formosus, seinen Eidbruch, von dem ihn indes Marinus I. losgesprochen hatte, endlich seine Erhebung von einem Bistum

zum Pontifikat. Beschlüsse alter Konzilien hatten es den Bischöfen untersagt, von einer Stadt in die andere überzugehen: aber andere Dekrete hatten solche Fälle durch die Not der Umstände für erlaubt erklärt, und eine Synode Johanns IX. im Jahre 898 entschied sich für diese Ansicht in bezug auf Formosus, obwohl sie hinzufügte, daß jenes nicht kanonische Beispiel nicht nachzuahmen sei.

Formosus fand an einigen mutigen Männern auch in jener Zeit seine Verteidiger, nämlich an Priestern, die von ihm geweiht worden waren und gegen die Ungültigkeitserklärung ihrer Ordination protestierten. Auxilius schrieb eine Schrift, worin er den unglücklichen Papst mit Ruhm bedeckte, und ein anderer unbekannter Geistlicher richtete eine feurige Invektive nach Rom, worin er die ganze Stadt entgelten ließ, was die Priester verschuldet hatten, und sich erinnerte, daß sie von jeher ihre Wohltäter umgebracht habe. Romulus und Remus, ihre Gründer, seien der eine durch Brudermord, der andere durch das Schwert von Empörern auf dem Quirinal gefallen; von Petrus und Paulus (er hätte sie sehr gut die zweiten Gründer Roms nennen dürfen oder dies schwebte ihm vor) sei der eine gekreuzigt, der andere enthauptet worden; und so habe die Stadt ihre Wut auch an Formosus ausgelassen, einem heiligen, gerechten und katholischen Manne.

Das Verhängnis ereilte indes Stephan noch im Herbst desselben Jahres 897. Sein Frevel brachte die Freunde des im Grabe geschändeten Papstes und alle wohlgesinnten Römer auf; die deutsche Partei in Rom faßte Mut; das Volk erhob sich; der verbrecherische Stephan wurde ergriffen, in einen Kerker geworfen und dort erwürgt. Jener Sergius, sein Freund und erbitterter Gegner des Formosus, setzte ihm jedoch, als er selbst wenige Jahre später wirklich den apostolischen Stuhl einnahm, ein Grabmal im S. Peter, dessen Inschrift von seinem Sturz und Tod berichtet und noch den Haß gegen Formosus ausspricht.

Die beiden folgenden Päpste waren durch ihre kurze Regierung verhindert, die Kirche von dem Frevel jener Leichensynode zu reinigen. Aber Johann IX., der von

Formosus zum Priester geweiht worden war, versammelte ein Konzil im S. Peter. Die Bischöfe und Presbyter, welche die Synodalbeschlüsse Stephans unterzeichnet hatten, wurden vorgeladen; sie behaupteten, von jenen Frevlern zur Unterschrift gezwungen worden zu sein, warfen sich vor dem Papst nieder und baten um Gnade. Es wurde ihnen verziehen, doch die Grabesschänder, die Sergianer (sie standen in Tuskien unter Waffen und warteten als Vertriebene auf eine Gelegenheit, Rom zu überfallen) wurden nochmals exkommuniziert. Die Akten der Leichensynode wurden verdammt, und (man liest es mit Befremden) es ward nötig befunden, für die Zukunft jedes Gericht über einen Toten zu untersagen. Die Synode stellte das Andenken des Formosus glänzend her, bestätigte seine Erwählung zum Papst und anerkannte seine Ordinationen.

Wiederbelebung des verfallenen Mönchtums

Das Institut Benedikts hatte in vier Jahrhunderten seine kulturgeschichtliche Aufgabe erfüllt und war in Verfall geraten. Jene Aufgabe bestand darin, die neue christliche Gesellschaft bilden zu helfen. Mitten unter den barbarischen Völkern hatten diese Mönche in ihren Vereinen eine, wenn auch einseitige, so doch geordnete Gesellschaft dargestellt, deren Form die von einem Vater geleitete, durch Autorität und Liebe zusammengehaltene Familie war. Die Gesetzbücher des bürgerlichen Lebens waren untergegangen; aber die Benediktiner hatten gleichsam einen neuen Zivilkodex geschrieben, und das älteste Gesetzbuch des Mittelalters war die Regel Benedikts. So streuten sie Keime einer Gesellschaft christlicher Bruderliebe in die Barbarei. Während die Welt eine rauchende Brandstätte war, lebten ihre Genossenschaften friedfertig, arbeitsam und fromm, und sie zeigten den rohen Völkern ein bedürfnisloses Reich des sittlichen Ideals, worin Gehorsam und Demut in Blüte standen. Sie bekehrten mit apostolischer Kraft die Heiden, halfen mit dem Evangelium dem Schwerte Karls Provinzen erobern und dehnten auch den Umfang

der Kirche aus. Ihre Klöster waren Asyle des Unglücks und der Schuld und zugleich Pflanzstätten der Wissenschaft, die einzigen Schulen des verarmten Menschengeschlechts, die Zuflucht der letzten Reste klassischer Kultur. Ihre Ideen oder Träume verloren sich in die schrankenlosesten Fernen des Himmels, und doch säeten und ernteten sie zugleich und sammelten die Früchte der Erde in geräumigen Speichern auf. Weil sie selbst Landgüter besaßen und das Feld bearbeiteten, was die praktische Regel Benedikts vorschrieb, wurden sie Gründer von Städten und Kolonien, und unzählige Landstriche verdanken ihnen Wiederanbau, Bevölkerung und Blüte. Die große kulturgeschichtliche Wirkung: durch ein Gesellschaftsprinzip der christlichen Liebe, durch Schulen, Ackerbau, Städtegründung, durch tausendfache Vermittlung des Friedens zwischen den rohen, streitenden Gewalten, durch die Verbindung der weltlichen Elemente mit der Kirche, welche wesentlich die Mönche übernahmen, die Barbarei zu tilgen; diese ruhmvolle Aufgabe wird dem Institut Benedikts eine glänzende Stelle in den Annalen der Menschheit sichern. So viele Reformationen des Mönchtums auch später erfolgten, so viele neue und zum Teil berühmte Orden gestiftet wurden, so erreichte doch deren keiner mehr weder die christlichen Tugenden, noch die soziale Bedeutung der Stiftung Benedikts; denn sie alle gehörten nur besonderen Tendenzen an und standen im Dienste der Kirche und gewisser Richtungen ihrer Zeit.

Der jähe Verfall der Benediktiner hing übrigens in allen Ländern mit dem Sturze des Reichs und des Papsttums auf das innigste zusammen. Er hatte dieselben Ursachen. Aber das Mönchtum trug in sich mehr als kirchliche und politische Institute einen prinzipiellen Keim der Auflösung. Sobald infolge der neuen staatlichen Ordnung Karls die weltlichen Elemente in den Vordergrund traten, brach der lauernde Widerspruch zwischen Himmel und Erde gewaltsam hervor. Der Menschengeist begann nach langer Entsagung aus der jenseitigen Sphäre herauszutreten und die mönchisch verschmähte Erdenwelt wieder in Besitz zu nehmen. Indem die Wirklichkeit ihr Recht forderte, trat sie in grellen Zwiespalt mit der religiösen

Tugend und brachte die fürchterlichsten Zerrbilder hervor. Das zehnte Jahrhundert zeigt daher einen Prozeß heftiger Gärung in der Gesellschaft, wie das fünfzehnte, aber in diese Ideen ganz einzugehen, ist nicht die Aufgabe des Geschichtschreibers. Er vielmehr mag nachweisen, wie der Verfall des Mönchtums mit dem Reichtum der Klöster begann, und wie er aus den hohen Ehrenstellen und Ämtern in Staat und Kirche sich ergab; denn diese steigerten den Ehrgeiz der Mönche, die an den Königshöfen so großen Einfluß gewannen und selbst auf den Stuhl Petri stiegen. Mit unermeßlichen Besitzungen ausgestattet, hatten sich die Klöster in Fürstentümer, die Äbte in Grafen verwandelt, und schon Karl der Große hatte das verderbliche Beispiel gegeben, Abteien an weltliche Barone zu verleihen. Die Güter dieser Stifte wurden an Nepoten, Freunde und Vasallen der Äbte verschleudert und bald von tausend begierigen Räubern ergriffen. Der Egoismus, die steigende Genußsucht, die unglaubliche Zerrüttung durch das Parteiwesen hatten jedoch nicht mehr Schuld an der Zuchtlosigkeit als die Unsicherheit der staatlichen Verhältnisse; und endlich brachte die wiederholte Verwüstung der Klöster durch Ungarn und Sarazenen ihnen den Todesstoß. Viele Abteien waren zerstört, ihre Mönche zerstreut; wo die Klöster noch aufrecht standen, war die Regel gefallen, und das Mönchtum löste sich auf, wie die kanonikale Verfassung der Weltgeistlichen, mit welcher sich Ludwig der Fromme einst so viel beschäftigt hatte.

Indes als der Verfall dieser Anstalten seine äußerste Grenze erreichte, begann eine merkwürdige religiöse Reaktion. Den einfallenden Himmel des Christentums stützten plötzlich einige heilige Männer, die aus dem Staube S. Benedikts schienen aufgestanden zu sein. Mitten in der Angst der Menschheit vor dem nahen Weltende erwachte ein neuer Drang zur Aszese, mitten aus dem Chaos frevelvoller Leidenschaften erhob sich wieder siegreich die bußfertige Liebe; Ordensstifter, Eremiten, Büßer, schwärmerisch wie jene der alten Thebais, sproßten aus dem Boden auf; Missionare und Märtyrer durchwanderten die Länder der wilden Slaven; Fürsten und Tyrannen hüllten sich wieder stöhnend in die Mönchskutte, und das

finsterste Jahrhundert der Kirche begann wie eine schauerliche Nacht von frommen Sternen zu erstrahlen.

Die benediktinische Reform nahm ihren Ursprung in Frankreich, wo Berno in Cluny um das Jahr 910 sein berühmtes Kloster stiftete, nachdem ihm der Herzog Wilhelm von Aquitanien die Villa Cluniacum zu diesem Zweck geschenkt hatte. Die von ihm auf der Grundlage der Regel Benedikts erneuerte Ordnung des Mönchswesens verbreitete sich schnell über Europa. Berno selbst wurde bald von seinem Schüler Odo überboten; denn dies war der Abt, der als Missionar der Klosterreform die Länder durchzog. Seither begann die klunische Kongregation die geistliche Welt zu beherrschen; man hat sie passend mit den späteren Jesuiten und deren Einfluß auch an den Königshöfen verglichen. Denn auch ihr System war darauf berechnet, die moralische Welt in der Herrschaft des Papstes zu konzentrieren; und so fehlte es der Kirche selbst in den trostlosesten Zeiten nicht an Kräften, die aus ihr emporstiegen und ihr neues Leben verliehen. Der Orden Clunys ist das erste Glied in dieser langen Kette streitbarer geistlicher Körperschaften, die bis in die neueste Geschichte hinabreichen.

Odo von Cluny selbst war nicht bloß ein Heiliger, wie Romuald, sondern ein gelehrter Mann, der zu Reims Philosophie, Grammatik, Musik und Poetik studiert hatte. Als er die römischen Klöster reformierte, mußte er auch um die Erneuerung der kirchlichen Wissenschaft bemüht sein; denn Studium und Schule sind Klosterpflichten, die sich mit der Ordenszucht wieder herstellen. Wir kennen zwar keine Dekrete der Päpste jener Epoche in Betreff der Kloster- und Pfarrschulen, wie sie anderwärts erlassen wurden, aber wir setzen sie bei den besseren Päpsten zur Zeit Alberichs voraus. Die Wissenschaften kehrten langsam in die römischen Klöster zurück.

Odo war von den römischen Fürsten Hugo und Alberich hochgeehrt. Mehrmals kam er nach Rom, und seiner bedienten sich diese und Leo VII., die Klosterzucht herzustellen. In der Stadt selbst übergaben sie ihm im Jahre 936 die Abtei S. Paul, deren Gebäude verfallen, deren Mönche fortgezogen waren oder gesetzlos lebten. Odo führte

15*

dort andre Brüder ein und setzte über sie Balduin von Monte Casino, welches er bereits reformiert hatte. Im Jahre 939 übergab ihm Alberich das suppontinische Kloster S. Elias im römischen Tuskien; er schenkte ihm seinen eigenen Palast bei S. Alexius und Bonifazius zu einer Stiftung, und so entstand das Kloster S. Maria, ein Denkmal jenes berühmten Römers, welches noch heute als Priorat von Malta auf dem Aventin besteht. Überhaupt hatte er Odo zum Archimandriten aller Zönobien im römischen Gebiet bestellt. Die Chronik von Farfa, welche dies berichtet, erwähnt dabei mit keiner Silbe des Papstes, der hinter dem Fürsten in den Hintergrund trat; auch die Klöster S. Lorenzo und S. Agnese verdankten ihm die kluniſche Reform. Der Fürst von Rom betrachtete aufmerksam den Zustand aller Abteien und Bistümer, die „unter seinem Dominium" standen. Ihr Verfall konnte ihm nicht gleichgültig sein, denn noch mehr als Verarmung des Landvolkes und Untergang der Landwirtschaft war damit verbunden. Er suchte ihre Macht zu erhalten, um sie dann mit seinen Anhängern zu besetzen, welche ihm den trotzigen Adel zügeln halfen. Er begünstigte im Jahre 937 auch das Kloster Subiaco, indem er die Privilegien Johanns X. bestätigte, die dasselbe bereits in Besitz des Castrum Sublacense gesetzt hatten, wo nun der Abt den Gerichtsbann durch seinen Vogt ausüben durfte. In Rom bestätigte er demselben Abt das Kloster S. Erasmus auf dem Cölius, welches für immer mit Subiaco verbunden ward.

In seiner Nähe stand die Abtei Andreas und Gregorius; wir erwähnen derselben, weil sich die ausgezeichnetste Urkunde Alberichs darauf bezieht. Er schenkte nämlich dem Abt Benedikt am 14. Januar 945 das Kastell Mazzano mit allem Zubehör und allen Kolonen; dieser Ort, damals ein Familienbesitz Alberichs, liegt noch in der Diözese Nepi, wo des Fürsten Bruder Sergius Bischof war. Ein glücklicher Zufall hat uns eine Abschrift jenes kostbaren Pergaments gerettet, welches von allen Familiengliedern des Senators der Römer unterzeichnet ist. So erscheint der Tyrann Roms als eifriger Förderer des Mönchtums in einer neuen Gestalt, und selbst seinen

Schwestern schreibt die Legende die Stiftung des Klosters S. Stephan und Cyriakus bei S. Maria in via Lata zu. Aber nirgend war die Reform notwendiger als in Farfa. Diese berühmte Abtei, welche die Päpste vergebens in ihre Gewalt zu bringen gesucht hatten, genoß nicht mehr den Schutz eines Kaisers, weil es keinen gab; jetzt aber betrachtete sich der Herrscher Roms auch als Oberherrn derselben.

Wir haben hier den Untergang durch die Sarazenen um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts zu berichten. Das kaiserliche Kloster war damals, nächst dem lombardischen Nonantula, das schönste Italiens. Die prachtvolle Hauptkirche der Jungfrau umgaben noch fünf andere Basiliken, während ein kaiserlicher Palast und zahlreiche Wohnungen im Klosterbezirk lagen. Innen und außen erhoben sich Säulengänge zum Lustwandeln der Mönche bestimmt, und die ganze Abtei umgab wie eine feste Stadt eine mit Türmen bewehrte Mauer. Wenn man in dem kostbaren Pergament-Kodex der farfensischen Regesten, den die Vaticana bewahrt, das sechs Folioseiten enger Schrift füllende Verzeichnis der Landgüter, Kastelle, Kirchen und Villen durchliest, welche Farfa im Sabinischen, in der Mark Fermo, im Römischen, selbst in der Stadt besaß, so glaubt man die Güter eines mächtigen Fürstentums zu zählen. Die Verwaltung dieser Domänen würde ein Beamtenheer erfordert haben, aber die Vasallen, große und kleine Barone Mittelitaliens, welche die Güter in Pacht hatten, entledigten den Klosterabt der zu schweren Sorge. Die arabischen Horden bedrohten seit der Mitte des 9. Jahrhunderts diese Abtei: sie bedrängten dieselbe mit großer Macht um das Jahr 890. Der Abt Petrus verteidigte sich mit seinen Dienstmannen mutig sieben Jahre lang, dann erkannte er, daß Rettung unmöglich sei. Er teilte die Schätze des Klosters, sandte sie nach Rom, nach Fermo, nach Rieti; er zerstörte das kostbare Ziborium des Hauptaltars und vergrub die Onyxsäulen in der Erde, dann verließ er die Abtei. Die Schönheit der Gebäude bewog die Sarazenen zur Schonung; sie benutzten Farfa als ihr Absteigequartier; aber christliche Räuber, welche in jener Gegend hausten, setzten die Abtei in Flammen,

und seither lag sie 30 Jahre lang als Schutthaufen am Boden.

Der Abt Roffred hatte die Abtei wieder aufgebaut, doch zum Lohn ermordeten ihn im Jahr 936 zwei seiner Mönche, Campo und Hildebrand. Campo, ein vornehmer Sabiner, war jung ins Kloster gekommen und vom Abt in der Grammatik und Medizin unterwiesen worden. Der Zögling legte von seinen Fortschritten in der letzten Kunst ein gründliches Zeugnis ab, indem er seinem Wohltäter einen wirksamen Gifttrank mischte. Durch Geschenke erwarb er vom Könige Hugo die Würde des Abts, und nun fing er mit Hildebrand ein wüstes Freudeleben an. Nach einem Jahre wurden sie Gegner; der vertriebene Hildebrand warf sich in den Klostergütern der Mark Fermo zum Abt auf, und Farfa blieb jahrelang gespalten. Beide hatten Weiber; Campo erzeugte mit Liuza sieben Töchter und drei Söhne, die er alle fürstlich versorgte. Er verschleuderte das Klostergut unter dem Schein von Pacht- und Tauschverträgen an seine Anhänger und Milites und trat in der Sabina völlig als Fürst auf, während Hildebrand das gleiche in Fermo tat. Dieser lud eines Tages in seiner Residenz S. Victoria seine Frauen, Söhne, Töchter und Ritter zu einem Schmause; als sie alle berauscht waren, ging das Schloß in Flammen auf, und es verbrannten zahllose Schätze, welche Hildebrand aus Farfa in dies Kastell geschleppt hatte. Dem Beispiel der Äbte folgten die Mönche; ein jeder hatte sich mit einer Konkubine kirchlich vermählt. Im Kloster wohnten sie nicht mehr, sondern in den Villen, und sie kamen höchstens Sonntags nach Farfa, um einander dort lachend zu begrüßen. Was sie hier Kostbares fanden, raubten sie; sie stahlen selbst die Goldsiegel von den kaiserlichen Diplomen und ersetzten sie durch bleierne; sie nahmen die heiligen Brokatgewänder, ihren Dirnen Kleider, die Altargeräte, ihnen Spangen und Ohrgehänge fertigen zu lassen. Dies Wesen dauerte so ein halbes Jahrhundert fort. Alberich versuchte ihm Einhalt zu tun, sobald ihm König Hugo in der Sabina freie Hand ließ; denn diese reiche Provinz wollte er Rom unterwerfen, und hier gab es für Odo vollauf zu tun.

Er schickte Mönche nach Farfa, die klunische Regel einzuführen, aber weil sich Campo weigerte, sie aufzunehmen, und weil die Brüder, die man nachts hatte erwürgen wollen, nach Rom zurück flohen, zog Alberich selbst mit den Milizen nach der Abtei. Er vertrieb den Abt, setzte Kluniazenser ein und übergab dem Mönch Dagobert aus Cumä das Kloster, dem er alles Geraubte herzustellen befahl. Dies geschah im Jahre 947. Jedoch schon nach fünf Jahren wurde der neue Abt vergiftet, und die frevelvollen Zustände dauerten mit einigen Unterbrechungen fort bis in die Zeit der Ottonen, in der es unter dem Abte Hugo den Segen der klunischen Reform erfuhr.

Die Ottonen

Otto I. als Schirmvogt der Kirche

Nach Jahrzehnten einer schmachvollen Weiberherrschaft war der Streit um die Königskrone Italiens entbrannt. Hugo von der Provence, gestützt von Berengar II. von Ivrea, ging in die Heimat zurück und überließ seinem Sohne Lothar das italienische Scheinkönigtum für einige unglückliche Jahre. Rom und das römische Gebiet standen in der Gewalt ihres Fürsten Alberich. Es bereiteten sich Ereignisse vor, die dort alles verändern sollten; denn in das grenzenlos erschöpfte Italien trat die Kraft der deutschen Könige ein, und fesselte die Schicksale des Landes für lange Jahrhunderte an das deutsche Reich.

Der junge König Lothar starb plötzlich am 22. November 950 in Turin, vom Fieber oder von berengarischem Gift hinweggerafft. Die burgundische Partei fiel mit ihm, die national-italienische erhob sich wieder. Am 15. Dezember nahm Berengar von Ivrea die lombardische Krone, auch seinen Sohn Adalbert ließ er zu seinem Mitkönige krönen; und so besaß Italien wiederum zwei einheimische Könige, denen die Kaiserkrone in ferner Aussicht stand. Berengar mag wohl gewünscht haben, seinen

Sohn mit der Gemahlin Lothars zu vermählen, um dadurch die burgundische Partei zu gewinnen; doch ist es ungewiß, ob er ihr einen solchen Antrag gemacht hatte. Da die schöne Witwe seines Vorgängers auf dem Throne Italiens der Gegenstand seines Argwohnes war, kerkerte er sie am 20. April 951 in Como ein und dann in einem Turm am Gardasee. Aber die kühne Frau entwich nach Reggio in den Schutz des Bischofs Adalhard, und vielleicht ist es nur eine Sage, daß dieser sie in das Schloß Canossa unter die Obhut Azzos oder Adalberts schickte. Plötzlich trat ein Umschwung der Dinge ein. Adelheid, ihre Anhänger von der Partei Lothars, die Feinde Berengars, vor allen die Mailänder, der Papst Agapitus, welcher in Rom von Alberich niedergedrückt zugleich Exarchat und Pentapolis in Berengars Gewalt sah, sie alle richteten ihre Blicke auf Deutschland. Statt an eine nationale Ordnung ihres Landes die Hand zu legen, riefen sie wieder einen Fremdling nach Italien.

Otto, von Schlachtenruhm glänzend, durch königliche Herrschaft und Weisheit ein zweiter Karl der Große, zog mit Waffengewalt von Deutschland herbei. Bei seinem Nahen zerstreute sich das lombardische Heer Berengars: er bot Adelheid seine Hand und vermählte sich mit ihr am Ende des Jahres 951 in Pavia. In seinen kraftvollen Armen war die junge Lombardenkönigin das Symbol des ihm hingebotenen Italiens.

Der Vater Ottos, Heinrich I., ein sächsischer Herzog, hatte in heißen Kämpfen mit Slaven, Ungarn und Dänen wie mit den deutschen Stammfürsten das ostfränkische Reich hergestellt und einen mächtigen Nationalstaat geschaffen. Die Reichsidee aber lebte nach dem Untergange des Staatensystems Karls in der Zeit fort, und fand an Otto I., welcher im Jahre 936 den deutschen Thron bestieg, den heldenhaften Mann, der sie zu verwirklichen imstande war. Italien war zerrissen und kraftlos; hätte dieses an Gesittung und Bildung den damals noch halbbarbarischen Deutschen weit überlegene Land in der Mitte des 10. Jahrhunderts einen einheimischen großen Fürsten zu seinem Könige aufzustellen vermocht, wie es Alberich war, so wäre der Zug Ottos von Deutschland nicht erfolgt.

Es ist unbekannt, ob Agapitus seine Aufforderung an diesen mit Alberichs Wissen ergehen ließ; wir nehmen es an, denn die Schwächung Berengars mußte dem Princeps der Römer erwünscht sein, weil er voraussah, daß der König Italiens die Versuche Hugos gegen Rom erneuern werde. Allein die Folgen des Zuges Ottos sah weder er noch irgendeines Mannes Einsicht voraus. Der deutsche König war schon mit der Miene die Alpen herabgestiegen, als wollte er eine Pilgerreise nach Rom unternehmen. Er gedachte seine Pläne an den dortigen Zuständen zu messen und wünschte schon im Jahr 952 persönlich in die Stadt zu kommen. Er schickte die Bischöfe von Mainz und Chur nach Rom, wo sie über seine Aufnahme und wohl über viel wichtigere Dinge mit dem Papst unterhandeln sollten; denn diese Boten waren an ihn, nicht an den Tyrannen der Stadt gerichtet, aber die entschiedene Weigerung ihn aufzunehmen kam von Alberich, und sie macht der Energie dieses Römers nicht wenig Ehre. Der große König wurde vom Senator aller Römer abgewiesen; er ging mit seiner Gemahlin Adelheid geduldig in seine Staaten zurück.

Berengar, so plötzlich um alle seine Hoffnungen gebracht, ergab sich bald darauf dem Herzog Konrad von Lothringen, Ottos italienischem Statthalter. Er erschien mit seinem Sohn auf dem Reichstage in Augsburg und empfing hier die lombardische Krone als deutscher Vasall, während die Mark Verona und Aquileja dem italienischen Landesverband entrissen und durch königlichen Willen dem Herzog Heinrich von Bayern, Ottos Bruder, überwiesen ward. Gedemütigt kehrte Berengar in sein Königreich heim; das Schwert Ottos schwebte fortan über ihm, wenn ihm auch die inneren Zerwürfnisse Deutschlands noch einige Jahre der Unabhängigkeit ließen. Es scheint, daß er seinen Sitz hauptsächlich in Ravenna nahm. Diese berühmte Stadt, schon lange durch Pavia und Mailand verdunkelt, ja fast in Vergessenheit gebracht, erlangte seither Bedeutung und zog die Aufmerksamkeit der Kaiser auf sich. Weder mehr der Arm des Papstes, dem sie vertragsmäßig gehörte, noch Alberichs reichte bis zu den fernen Provinzen des alten Exarchats, welche von den

Königen Italiens nach und nach der Kirche entrissen wurden.

So standen die Dinge in Oberitalien, als der erlauchte Fürst und Senator aller Römer vom Schauplatz der Geschichte abtrat. Alberich starb zu Rom in der Blüte seiner Kraft im Jahr 954. Das Glück gönnte es ihm, den Fall seines Vaterlandes unter ein neues Kaiserjoch nicht mit Augen zu sehn. Als er sein Ende nahe fühlte, eilte er nach dem S. Peter (so berichtet der Chronist vom Soracte); er ließ vor der Konfession des Apostels den Adel Roms schwören, nach dem Tode Agapitus II. seinen Sohn und Erben Octavian zum Papst erheben zu wollen. Wir zweifeln daran nicht: sein klarer Verstand erkannte, daß die Trennung der weltlichen Gewalt vom Papsttum in Rom auf die Dauer unmöglich sei. Das Papsttum aber hatte unter Agapitus durch die Hoffnung auf die Intervention Deutschlands neue Macht erlangt, und früher oder später mußte Otto I. in die Verhältnisse Roms gebietend eingreifen. Dies begriff Alberich. Was sein eigenes Genie vermocht hatte, konnte das mittelmäßige Talent seines knabenhaften Sohnes nicht fortsetzen; er sicherte diesem daher die Herrschaft, indem er die Römer bewog, ihm die Papstkrone zu verleihen. Denn so durfte er hoffen, die Gewalt in Rom wenigstens seiner Familie zu hinterlassen.

* * *

Nach dem Tode Alberichs wurde der junge Octavian, welcher sein Sohn von Alda war, ohne Widerspruch als Princeps und Senator aller Römer anerkannt. Er setzte demnach die weltliche Regierung seines Vaters in den hergebrachten Formen fort. Wir besitzen keine römischen Münzen seiner Epoche, aber sicherlich hat auch er sie geprägt und mit seinem Namen und seinem Titel Princeps bezeichnet. Er zählte kaum mehr als 16 Jahre, als er Rom beherrschen sollte. Aus Stolz und Ehrgeiz hatte ihm sein Vater den Namen Octavian gegeben und damit vielleicht die kühne Hoffnung ausgesprochen, das Kaisertum an seinen Stamm gelangen

zu sehn. Er täuschte sich darin; denn während des Pontifikats des Agapitus fanden die päpstlichen Ansprüche wieder mehr Anhänger, und aus der Ferne drohte die deutsche Macht. Alberich selbst bestimmte seinem Sohn die Papstkrone, die er mit der weltlichen Gewalt wieder vereinigen sollte; er lenkte so die Geschichte Roms in die alte Bahn zurück.

Der junge Princeps der Römer wurde wirklich schon nach einem Jahre Papst, da Agapitus II. im Herbst 955 gestorben war. Kein Geschichtschreiber außer dem Chronisten vom Soracte hat bemerkt, daß er eine geistliche Erziehung genossen hatte, und wir wissen nicht, ob er vor seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl irgendeine kirchliche Würde bekleidet hat. Er vertauschte seinen fürstlichen Namen Octavian mit dem Johannes des XII. Seither, so sagt man, wurde die Änderung des Familiennamens bei den Päpsten zur Regel, Indem nun der Erbe Alberichs beide Gewalten wieder vereinigte, hatte die Revolution von 932 kein anderes Resultat als die Erhebung des herrschenden Adelsgeschlechts auf den Stuhl Petri, welchen es zu seinem Erbgut zu machen hoffte. Die fürstlichen Neigungen Johanns waren indes mächtiger als seine geistlichen Pflichten; die zwei Naturen in ihm, die des Octavian und jene Johanns XII., lagen in einem ungleichen Kampf. In so unreifer Jugend im Besitz einer Stellung, die ihm auf die Ehrfurcht der Welt Anspruch gab, verlor er die Besinnung und stürzte sich in die ausgelassenste Sinnlichkeit. Sein lateranischer Palast wurde zu einem Freudenhaus und Harem; die vornehme Jugend Roms war seine bevorzugte Gesellschaft. Caligula hatte einst sein Pferd zum Senator gemacht, und der Papst Johann XII. erteilte in einem Pferdestall einem Diaconus die Weihe, nachdem er vielleicht trunken von einem Gastmahl gekommen war, wo er mit heidnischem Humor den alten Göttern libiert hatte.

Die Zustände Roms während der ersten Jahre Johanns XII. erscheinen uns jedoch nur in undeutlichen Umrissen. Der unbesonnene Jüngling verließ das gemäßigte System seines Vaters; indem er als Fürst zugleich Papst war, wollte er etwas Großes unternehmen und seine Herrschaft bis tief in den Süden ausdehnen.

Die päpstliche Größe stachelte ihn; von seinem Vater hatte er einige Kühnheit, doch nicht Weisheit geerbt. Er wollte, ja er mußte als Papst den Umfang des Kirchenstaats herzustellen suchen. Um des Exarchats willen trat er unvorsichtig an die Spitze der deutschen Partei gegen Berengar; außerdem war sein Regiment in Rom selbst in Gefahr, denn die Römer fühlten die gewaltige Hand Alberichs nicht mehr. Die Politik des Vaters, sich durch Beschränkung zu behaupten, konnte der Sohn als Papst nicht fortführen; so sank das Werk Alberichs zusammen, und Johann XII. sah sich endlich seiner weltlichen Provinzen wegen genötigt, den König Otto herbeizurufen. Als Octavian wäre er in Rom vielleicht stark gewesen, aber als Johann XII. war er verhaßt und schwach. Hier zeigt es sich, wie seltsam die Vermischung zweier Naturen, des Königs und des Priesters, in den Päpsten auf ihre Stellung wirkte.

Damals hatten Berengar und Adalbert die Entfernung des in Deutschland durch Rebellion seiner Kinder und die Ungarn beschäftigten Königs Otto benutzt, sich die widerstrebenden Grafen und Bischöfe Lombardiens zu unterwerfen. Ihre Feinde von der deutschen Partei, namentlich der boshafte und wir wissen nicht wodurch von Berengar beleidigte Liudprand, haben die Porträts dieser Fürsten mit den schwärzesten Farben gemalt; Willa, Berengars Weib, war wegen ihrer Habsucht verhaßt, aber jene Könige taten, um ihre Herrschaft zu sichern, nicht mehr, als was sich ihre Vorgänger oder später die deutschen Könige selbst erlaubten. Nach dem plötzlichen Tode Liudolfs, den sein Vater Otto nach Italien geschickt hatte, Berengar in Schranken zu halten, schien diesem nichts mehr zu widerstehn. Er bedrohte die Aemilia und Romagna, und Johann XII. war zu schwach, jene Patrimonien zu verteidigen. Der Sohn desselben Alberich, welcher einst Otto von Rom abgewiesen hatte, lud im Jahre 960 den deutschen König zu einem Romzug ein. Mit seinen Gesandten vereinigten sich die Boten vieler Grafen und Bischöfe Italiens, worunter Walbert, Erzbischof von Mailand, in Person zu Otto kam. Dasselbe tat Otbert, der Stammvater der Este.

Der deutsche König folgte den Einladungen Italiens, welche ihm die begehrte Kaiserkrone boten. Zu Worms sicherte er erst seinem jungen Sohn die deutsche Nachfolge, dann stieg er mit einem furchtbaren Heer über Trient die Alpen herab. Während die von den Lombarden verlassenen Könige sich in ihren Kastellen hielten, feierte er in Pavia das Weihnachtsfest des Jahres 961, und nachdem er Hatto von Fulda vorausgeschickt, brach er selbst nach der ewigen Stadt auf. Am 31. Januar 962 erreichte er Rom, wo er sein Lager auf den neronischen Wiesen bezog. Er war auf Grund eines Vertrags mit dem Papst gekommen; indem er die Pflichten des Schutzes und der Wiederherstellung der Kirche übernahm, wurden ihm mit einiger Beschränkung die Rechte des karolinischen Kaisertums geboten. „Wenn ich mit Gottes Willen nach Rom komme (so lautete sein Eid), will ich die Kirche und dich, ihr Oberhaupt, nach Kräften erheben; niemals sollst du mit meinem Willen oder Wissen an Leben und Gliedern oder deiner Würde gekränkt werden: in der römischen Stadt will ich kein Placitum oder Bestimmung über das treffen, was dir oder den Römern zusteht, ohne deine Genehmigung. Was vom Besitze S. Peters in meine Gewalt kommt, will ich dir zurückstellen. Wem auch immer ich das Königreich Italien übergebe, er soll schwören, daß er nach seinem Vermögen dir zur Verteidigung des Kirchenstaats ein Helfer sein werde."

Otto begann demnach mit äußerster Vorsicht; man muß nicht vergessen, daß er die Römer Alberichs vor sich fand, welche sich so lange national regiert hatten. Wenn er nun jenen Schwur leistete, wodurch er als Kaiser der unbeschränkten Initiative Placita zu halten sich begab, so kam dieser Vertrag doch nicht einer Reichskonstitution gleich, die erst festzustellen war.

Am 2. Februar hielt Otto seinen feierlichen Krönungseinzug in die Leonina unter kaiserlichen Ehren. Nur die trotzigen Optimaten Alberichs hüllten sich in finsteres Schweigen; auf den Gesichtern dieser Römer, denen Freiheit und Gewalt zu nehmen er gekommen war, las er den mörderischen Groll, und ehe er sich zum Krönungsritt anschickte, sprach er zu Ansfried von Löwen, seinem

Schwertträger, die Worte: „Halte, wenn ich heut am Apostelgrab kniee, dein Schwert immer über meinem Haupt, denn ich weiß wohl, daß meine Vorfahren die Treulosigkeit der Römer oft erfahren haben. Der Weise wendet das Unheil durch Vorsicht ab; wenn wir zum Mons Gaudii zurückkehren, dann magst du nach Gefallen beten." Otto und Adelheid wurden mit nie gesehenem Pompe im S. Peter gekrönt. So war das Kaisertum nach einer Vakanz von 37 Jahren erneuert, der italienischen Nation entzogen und im fremden Stamm der Sachsenkönige hergestellt. Einer der größten Nachfolger Karls war von einem Römer gekrönt worden, welcher seltsamerweise den Namen Octavianus trug; aber diese folgenschwere Handlung entbehrte der wahren Würde und Weihe. Karl der Große hatte die Krone des Reichs aus den Händen eines ehrwürdigen Greises empfangen, Otto den Großen salbte ein zügelloser Jüngling. Indes, die Geschichte Deutschlands und Italiens lenkte mit dieser Krönung in neue Bahnen ein.

Als das Reich Karls geschaffen wurde, hatte es im Vorstellen der Menschen eine hohe Berechtigung; die große fränkische Monarchie, in welcher die Nationalitäten noch schwach nebeneinander standen, wurde als die neue christliche Republik aufgefaßt. Die Befreiung der Stadt von der Herrschaft der Byzantiner, die Notwendigkeit, dem furchtbaren Islam eine starke christliche Macht entgegenzustellen, und die Bedürfnisse des Papsttums hatten zur Gründung der karolinischen Reichsgewalt mitgewirkt. Aber dies theokratische Reich zerfiel durch den Drang seiner inneren Entwicklung. Die Gärung in der Gesellschaft, wo altes und neues, römische und germanische Elemente sich mischten, zersprengte das zweite Kaisertum; das Lehnswesen schuf aus Beamten lokale Erbfürsten, die weltlichen Gewalten wurden mit den geistlichen verbunden: eine fortdauernde Revolution des Besitzes und Rechts war im Körper der Monarchie erzeugt, und die Erbteilungen beschleunigten ihren Zerfall. Die Nationalitäten begannen sich heftig zu sondern; die Mitte Europas schied sich in zwei feindliche Gruppen, und nach 150 Jahren seines Bestehens war das Reich aufgelöst und in Zustände ge-

bracht, welche denen der Zeit vor seiner Entstehung ähnlich sahen: Andrang neuer Barbaren, der Normannen, Ungarn, Slaven, Sarazenen; Verödung der Provinzen. Untergang der Wissenschaften und Künste; Barbarei der Sitten; Rückschritt der Kirche hinter die Zeit Karls, Schwächung des Papsttums, welches seine geistliche Macht und auch den von Pipin und Karl geschaffenen Staat verloren hatte; in Rom ein wildes Wesen der Adelsfaktionen, gefährlicher als zur Zeit Leos III. Die Italiener zwar hatten versucht, das römische Kaisertum national zu machen; aber dies Unternehmen war gescheitert, und das Papsttum selbst suchte nochmals seine Rettung in der Wiederherstellung der Reichsgewalt durch ein fremdes Fürstenhaus, welches fern von Italien und Rom blieb.

Das römische Reich wurde jetzt durch die deutsche Nation erneuert, allein die Völker konnten nicht mehr ganz in den Ideenkreis der Zeit Karls zurückkehren. Zwar die Tradition des Imperium lebte noch kräftig fort; manche Stimme wurde in Deutschland laut, welche seinen Fall beklagte, seine Herstellung als eine Wohltat der Welt begehrte; doch die Ehrfurcht der Menschen vor diesem Institut war durch eine unselige Geschichte von anderthalb Jahrhunderten gemindert worden. Der einheitliche Zusammenhang der Monarchie Karls bestand nicht mehr; Frankreich, Deutschland und Italien waren schon getrennte Länder geworden, deren jedes auch in politischen Formen selbständig sich darzustellen suchte. Indem nun Otto I. das Reich herstellte, war es klar, daß diese Aufgabe wohl ein großer Mann vollführen konnte, daß aber eine schwache Persönlichkeit dem Kampf gegen das Lehnswesen, das Papsttum und die Nationalität nimmer gewachsen war. Im ganzen wurde auch das römische Kaisertum nur als eine künstliche und ideelle, wenn auch immer große politische Form wieder aufgerichtet. Der Besieger der Ungarn, Slaven und Dänen, der Schutzherr Frankreichs und Burgunds, der Herr Italiens, der heroische Missionar des Christentums, dem er weitere Bahnen erobert hatte, verdiente ein neuer Karl zu sein. Selbst sein Land hieß noch immer das Franken-

reich und seine deutsche Sprache die fränkische. Er brachte jetzt die römische Reichsgewalt dauernd an die deutsche Nation, und dieses kräftige Volk übernahm die ruhmvolle aber undankbare Aufgabe, der Atlas der Weltgeschichte zu sein. Der Einfluß Deutschlands hatte denn auch bald die Reform der Kirche und das Wiederaufleben der Wissenschaften zur Folge, während es in Italien selbst die germanischen Elemente waren, welche die Städterepubliken erzeugten. Wohl sind Deutschland und Italien, die reinsten Repräsentanten antiker und germanischer Natur und die schönsten Provinzen im Reich menschlicher Gedankenmacht, durch eine geschichtliche Notwendigkeit in diese lang dauernde Beziehung gebracht worden; deshalb dürfen es die Enkel nicht beklagen, daß jenes römische Reich wie ein Schicksal auf unser Vaterland gelegt wurde und dasselbe zwang, jahrhundertelang sein Blut jenseits der Alpen zu verströmen, um die Grundlagen der allgemeinen europäischen Kultur zu schaffen, welche die moderne Menschheit wesentlich der Verbindung Deutschlands mit Italien zu danken hat.

* * *

Der Papst schwor dem Kaiser den Treueid und gelobte, nie von ihm und zu Berengar abzufallen; die Römer ihrerseits leisteten ihm den Eid des Gehorsams, und so war zwischen Otto, dem Papst und der Stadt das verfassungsmäßige Verhältnis der karolingischen Zeit hergestellt. Allein die Stellung Johanns blieb widerspruchsvoll. Von seinem Vater hatte er die Fürstengewalt in Rom geerbt und diese hierauf mit dem Papsttum vereinigt. Auf die Revolution war die Restauration gefolgt, welcher endlich wieder das Kaisertum den Abschluß gab. Die römische Aristokratie aber sah sich unter die Gewalt von Kaiser und Papst zurückgebracht. Die Selbständigkeit, welche sie so lange unter Alberich genossen hatte, hörte auf; der alte Widerspruch zwischen dem Papst und den Römern mußte sich daher furchtbarer erneuern.

Draußen faßte man das neue Reich so auf, als habe

Otto Rom die Freiheit zurückgegeben, indem er die unterdrückte Kirche in ihre Rechte wieder einsetzte und die Stadt von der Tyrannei liederlicher Weiber und frecher Optimaten erlöste. Indes sah der neue Kaiser mit Beschämung auf die ausschweifende Jugend des Papstes; er konnte schon jetzt ahnen, was er vom Sohne Alberichs zu erwarten hatte. Er verließ Rom am 14. Februar 962, um sich nach Oberitalien zu wenden, wo sich noch Berengar im Kastell S. Leo bei Monte Feltro verschanzt hielt. Diesen letzten Vertreter der italienischen Nationalität mußte er erst niederwerfen, ehe er sich ganz als Kaiser fühlen konnte.

Kaum war er hinweggezogen, als Johann XII. die Kaisergewalt als ein drückendes Joch zu empfinden begann. Die Folgen des Romzuges Ottos hatten seine Berechnungen weit überstiegen; aus einem Befreier des Kirchenstaates war ihm ein Gebieter erwachsen, der im höchsten Sinn Kaiser sein wollte. Denn ein Monarch wie Otto konnte sich nicht mit der demütigen Stellung eines Karls des Kahlen begnügen. Nun wünschte Johann das Geschehene wieder ungeschehen zu machen; gedrängt von den Optimaten unterhandelte er mit Berengar und Adalbert. Die kaiserliche Partei in Rom bewachte jedoch seine Schritte und gab Otto davon Kunde, als er sich im Frühjahr 963 in Pavia befand. Ihre Boten schilderten ihm das zügellose Leben des Papstes, der aus dem Lateran ein Bordell gemacht habe, der an seine Dirnen Städte und Güter verschleudere; sie sagten ihm, daß keine anständige Frau mehr wage, nach Rom zu wallfahren, aus Furcht, in die Gewalt des Papstes zu fallen; sie beklagten die Wüste der Stadt und den Ruin der Kirchen, durch deren eingestürzte Dächer sich der Regen auf die Altäre ergieße. Die Antwort, womit Otto das Treiben Johanns entschuldigte, ist die grellste Satire auf das damalige Papsttum; der Papst, so sagte er, ist noch ein Knabe und wird sich durch das Beispiel edler Männer mäßigen. Er schickte Boten nach Rom, sich von den dortigen Zuständen zu unterrichten, und brach nach S. Leo auf, um Berengar und Willa zu belagern. Als er im Sommer 963 vor diesem Kastelle stand, empfing er die Nuntien

des Papstes, welche sich darüber beschweren sollten, daß er Kirchengüter besetze und auch S. Leo, ein Eigentum S. Peters, zu bewältigen trachte. Otto, welcher allerdings mit der Herstellung mancher Patrimonien zögerte, antwortete, daß er Güter der Kirche nicht eher überliefern könne, als bis sie den Usurpatoren entrissen seien. Indem er die Beweise der Ränke Johanns in Händen hatte, konnte er den Nuntien sogar dessen aufgefangene Briefe an den griechischen Kaiser, selbst an die Ungarn zeigen, welche aufgefordert wurden, in Deutschland einzufallen. Die kaiserlichen Gesandten, die hierauf nach Rom gingen, dem Papst zu erklären, daß ihr Herr bereit sei, durch Eidschwur und Gottesurteil des Zweikampfes vom Verdacht des Treubruchs sich zu reinigen, wurden unwillig empfangen, und kaum waren sie in Begleitung päpstlicher Boten zurückgegangen, als Adalbert in Rom erschien. Dieser junge Prätendent spielte Otto gegenüber eine traurige Rolle. Während sein Vater S. Leo verteidigte, wanderte er selbst unermüdet hin und her, Anhänger zu sammeln; er rief die Hilfe der Byzantiner an, er eilte zu den Sarazenen nach Fraxinetum, ging nach Korsika und unterhandelte von hier aus mit dem Papst; er landete endlich in Civitavecchia, und die Tore Roms wurden ihm aufgetan.

Auf diese Nachricht eilte Otto im Herbst 963 von S. Leo nach Rom. Die Stadt war in eine kaiserliche und päpstliche Faktion gespalten, wie sie es fortan jahrhundertelang blieb. Die Kaiserlichen, welche ihn nach dem Eintreffen Adalberts herbeigerufen hatten, hielten sich in der Joannipolis verschanzt, während die Päpstlichen oder Nationalen die Leostadt behaupteten, geführt von Adalbert und dem Papst selber, der sich in Helm und Harnisch ritterlich zeigte. Johann wollte Rom verteidigen, er rückte Otto bis an den Tiber entgegen, aber das Herz entsank ihm bald. Die Gegenpartei vergrößerte sich mit jedem Tage; das Volk, welches einst den Angriffen Hugos so entschlossen widerstanden hatte, zitterte vor den Schrecken eines Sturmes. Der Sohn Alberichs fürchtete Verrat, raffte die Kirchenschätze zusammen und entwich mit Adalbert in die Campagna, wo er sich, wie

es scheint, in Tivoli einschloß. Die Anhänger Johanns legten jetzt die Waffen ab, lieferten Geiseln aus, und der Kaiser zog am 2. November 963 zum zweitenmal in Rom ein.

Er versammelte Klerus, Adel und Häupter des Volks und zwang sie alle zu dem Eide, fortan keinen Papst zu ordinieren, ja nicht einmal zu wählen ohne seine und seines Sohnes Zustimmung. Er beraubte also die Römer des Rechts, welches sie selbst allezeit als ihr Kleinod, als den einzigen Akt städtischer Freiheit behauptet und auch die Karolinger anzutasten nicht gewagt hatten. Das Recht, das Oberhaupt der Kirche zu wählen, gebührte eigentlich der ganzen Gemeinde der Christenheit und nicht der kleinen Anzahl wählender Römer; aber weil es die christliche Gesamtheit unmöglich auf praktische Weise ausüben konnte, war es stillschweigend seit Alters der Stadt Rom überlassen worden, oder vielmehr: der jedesmalige Bischof Roms wurde auch als Haupt der allgemeinen Kirche anerkannt — ein unermeßliches Privilegium, welches in den Händen des Klerus, Ordo und Populus der Römer lag, und das die früheren Kaiser als Häupter des allgemeinen Reichs nur durch das Bestätigungsrecht beschränkt hatten.

Am 6. November berief Otto eine Synode in den S. Peter. Er trat in seiner Herrschermacht als Ordner des verfallenen Kirchenregiments auf, er legte schonungslos die Schande des Papstes, der ihn selbst gesalbt hatte, den Augen der Welt bloß, er rief das Volk herbei, ihn anzuklagen, und seinem Gebot gehorchte eine Synode, die zum erstenmal einen Papst richtete und absetzte, ohne ihn zu hören, und dann einen kaiserlichen Kandidaten zu seinem Nachfolger erhob.

Liudprand, damals Bischof von Cremona, hat als Augenzeuge die Akten dieser Synode verzeichnet; er bemerkte alle anwesenden Bischöfe des römischen Gebietes, und wir erfahren hier, daß sehr alte Bistümer trotz der Sarazenen wenigstens als Titel noch fortbestanden. Der Geschichtschreiber nennt als anwesend weiterhin alle Minister des päpstlichen Palastes, selbst den Primicerius der Sängerschule, und noch größere Aufmerksamkeit erregt die

16*

Erwähnung einiger römischer Großen, unter denen wir manche uns bereits bekannte Namen wiederfinden. Andere Edle hatten den Papst auf seiner Flucht begleitet oder lagen auf ihren Burgen in der Campagna. Die römische Plebs wurde durch die Kapitäne der Miliz vertreten, deren Haupt Petrus mit dem Zunamen Imperiola war. Seine besonders bemerkte Anwesenheit beweist die selbständigere Ausbildung der plebeischen Elemente in Rom, und diese stammte von Alberich her.

Die Vollständigkeit aller Wahlklassen machte die Synode jener zur Zeit Leos III. ähnlich, und wie diese war sie Konzil, Reichstag und Gerichtshof zugleich. Der Vorsitz eines mächtigen Kaisers, die Anwesenheit so vieler Bischöfe, Herzoge und Grafen Deutschlands wie Italiens gaben ihr die höchste Bedeutung, und die Zuziehung der Römer aller Stände sollte sie vor dem Vorwurf ungesetzlicher Gewalt schützen. Aber der Prozeß machte sie schließlich doch zu einem Akt kaiserlicher Diktatur.

Das Vorladungsschreiben an den Papst besagte, was diesem heiligen Vater schuld gegeben wurde: „Dem höchsten Pontifex und allgemeinen Papst, dem Herrn Johannes, Otto von Gottes Gnaden Imperator Augustus, mit den Erzbischöfen und Bischöfen Liguriens, Tuskiens, Sachsens und des Frankenlandes, Gruß im Herrn. Nach Rom gekommen im Dienste Gottes, haben wir die römischen Bischöfe, die Kardinäle und Diaconen, außerdem das gesamte Volk befragt, warum Ihr abwesend seid, und warum Ihr uns, Eure und Eurer Kirche Verteidiger, nicht sehen wollt. Sie haben uns so schändliche Dinge von Euch berichtet, daß sie uns schamrot machen würden, sagte man sie selbst einem Komödianten nach. Wir wollen Eurer Herrlichkeit nur einiges angeben, denn für die Aufzählung von allem möchte ein Tag zu kurz sein. Wisset denn, nicht wenige, sondern alle, sowohl Weltliche als Geistliche, haben Euch angeklagt des Mordes, des Meineides, der Tempelschändung, der Blutschande mit Eurer eigenen Verwandten und mit zweien Schwestern. Sie erklären noch anderes, wovor das Ohr sich sträubt, daß Ihr dem Teufel zugetrunken und beim Würfeln Zeus, Venus und andere Dämonen angerufen habt. Wir bitten

daher Ew. Väterlichkeit dringend, nach Rom zu kommen und Euch von all dem zu reinigen. Fürchtet Ihr aber die Exzesse des Volkes, so geloben wir Euch, daß nichts wider den Kanon geschehen soll. Gegeben am 6. November."

Der Beschuldigte antwortete aus seinem Versteck kurz und als Papst: „Johannes Bischof, Knecht der Knechte Gottes, allen Bischöfen. Wir haben sagen gehört, daß Ihr einen andern Papst machen wollt; wenn Ihr das tut, so exkommuniziere Ich Euch durch den allmächtigen Gott und Ihr sollt weder jemand ordinieren, noch die Messe lesen dürfen." Die Bischöfe bespöttelten den Stil dieses Breves, welchem man anmerkte, daß sich Johann nur im Vulgär auszudrücken gewohnt war. Nach dem Kanon mußte ein beschuldigter Bischof dreimal vorgeladen werden; der Kaiser aber begnügte sich mit zweimaliger Vorladung. Er wurde darauf Ankläger und Richter zugleich, und nachdem die Synode die Absetzung beantragt hatte, wurde Johann XII. ohne Verteidigung als Verbrecher und Hochverräter des Pontifikats verlustig erklärt. Ein nicht völlig kanonisches Verfahren konnte der Synode vorgeworfen werden, aber die Welt erträgt rechtlicher die Verstöße gegen kanonische Formen als die gegen die Würde der Menschheit.

Anstelle Johanns wurde ein vornehmer Römer vom Kaiser als Kandidat bezeichnet, am 4. Dezember gewählt, am 6. geweiht. Leo VIII. stieg wider das Kirchengesetz aus dem Laienstande auf den Stuhl Petri, denn der Kardinal-Bischof Siko von Ostia hatte ihn erst mit einem summarischen Verfahren nacheinander zum Ostiarius, Lektor, Akolythen, Subdiaconus, Diaconus, Presbyter und Papst geweiht. Sein unbescholtenes Leben hatte ihn dem Kaiser empfohlen, der nur einen würdigen Mann zum Nachfolger eines Wüstlings erheben durfte.

Den Römern die Einquartierungslast zu erleichtern, ließ Otto einen Teil seiner Truppen nach San Leo abziehen; er selbst feierte das Weihnachtsfest in Rom, ohne zu ahnen, daß man sich gegen ihn verschwor. Johann XII. war durch seine Absetzung ein Gegenstand der Teilnahme geworden, und noch mehr: er war der Sohn des großen

Alberich, der vom römischen Volk frei gewählte Papst. Am 3. Januar 964 wurden plötzlich die Sturmglocken gezogen: die Römer stürzten nach dem Vatikan, wo Otto wohnte, doch ihre Absicht mißlang. Die Kaiserlichen trieben die Angreifer zurück, zersprengten die Barrikade auf der Engelsbrücke und hieben die Flüchtlinge nieder, bis Otto selbst dem Gemetzel Einhalt gebot. Dies war der erste Aufstand des Römervolks gegen einen deutschen Kaiser. Am folgenden Tag erschienen die Römer Gnade bittend vor ihm; sie schworen über dem Apostelgrabe, ihm und dem Papst Leo gehorsam zu sein. Er kannte den Wert dieses Eides, nahm ihre hundert Geiseln und entließ die Gedemütigten nach der Stadt. Dann blieb er noch eine volle Woche in Rom; auf Bitten Leos gab er selbst die Geiseln frei, hoffend, seinem Papst in so schwieriger Lage dadurch Freunde zu erwerben, und sodann brach er um die Mitte des Januar 964 nach Spoleto auf, Adalbert zu erreichen. Er ließ die Stadt in Erbitterung, den Papst wie ein Lamm unter Wölfen zurück. Das Blut, welches am 3. Januar geflossen war, trocknete in Rom nicht mehr; der Haß gegen die Fremdlinge sog daraus Nahrung, und die gewaltsam niedergedrückten Römer sahen kaum ihre Gefangenen frei und den Kaiser entfernt, als sie ihrer Rachlust Luft zu machen eilten.

Johann XII., eilig in die Stadt zurückgerufen, kam mit einem Heer von Freunden und Vasallen, und Leo VIII. sah sich augenblicks verlassen. Mit wenigen Begleitern floh er nach Camerino zum Kaiser. Dieser hatte bereits Berengar und Willa, die sich ihm in S. Leo ergeben, nach Bamberg geschickt, und die letzten Anstrengungen Adalberts konnten ihm nicht furchtbar sein, aber er zog dennoch nicht gleich nach Rom, vielleicht weil er viele Truppen entlassen hatte und erst neue zusammenziehen mußte. Indes nahm Johann XII. grimmige Rache an seinen Feinden. Er versammelte am 26. Februar ein Konzil in S. Peter. Unter den 16 dort anwesenden Bischöfen befanden sich elf von denen, die seine

Absetzung unterzeichnet hatten; sie konnten mit Recht oder Unrecht ihre Teilnahme am Konzil Ottos als erzwungen darstellen und die Kardinäle das gleiche tun, und sowohl die geringe Zahl der Geistlichen auf der Synode Johanns, als ihre Beteiligung an zwei sich aufhebenden Konzilien zeigte, in welcher heillosen Verwirrung sich die römische Kirche befand. Johann erklärte, daß er durch die Gewalt des Kaisers in ein zweimonatliches Exil getrieben, jetzt auf seinen Stuhl zurückgekehrt sei; er verdammte die Synode, die ihn abgesetzt hatte. Die Bischöfe von Albano und Portus bekannten sich schuldig, Leo unkanonisch gesegnet zu haben; sie wurden suspendiert. Siko von Ostia, der ihm alle kirchlichen Weihen erteilt hatte, ward aus dem Priesterstande gestoßen.

Nachdem Johann XII. Leo verdammt hatte, rächte er sich an vielen namhaften Gegnern; dem Kardinal Johann ließ er Nase, Zunge und zwei Finger abschneiden, dem Protoskriniar Azzo eine Hand abhauen. Beide waren seine Legaten gewesen, als er Otto zum Romzuge eingeladen hatte. Den Bischof Otger von Speier ließ er geißeln, aber er zähmte doch seine Rachlust so weit, daß er ihn dann zum Kaiser sandte, welchen er nicht zu sehr reizen wollte. Unterdes befand sich Otto in Camerino, wo er mit seinem Papst das Osterfest gefeiert hatte; er rüstete sich zum Marsch nach Rom, ehe er die Stadt erreichte, meldete man ihm, daß Johann XII. tot sei. Wenn gewisse Berichte wahr sind, so fand dieser Papst ein seines Lebens würdiges Ende: er wurde in einer Nacht außerhalb Rom aus ehebrecherischer Lust vom Teufel geholt, dessen Stellvertreter ein beschimpfter Ehemann war. Denn dieser versetzte ihm einen Schlag aufs Haupt, und Johann starb nach acht Tagen, am 14. Mai 964. Andre reden von einem Schlaganfall, der ihn getroffen habe, was bei der schrecklichen Aufregung seines Gemüts wahrscheinlich ist.

Nach dem Tode Johanns brachen die Römer den von ihnen erzwungenen Eid; indem sie den am 26. Februar abgesetzten Leo VIII. nicht mehr als Papst anerkannten, versuchten sie noch einmal dem Kaiser zu trotzen. Der Kardinaldiaconus Benedikt wurde nach einem heftigen

Zwiespalt der Faktionen gewählt und von den Milizen akklamiert; ein würdiger Mann, der sich in der Barbarei Roms den seltenen Titel des Grammatikus erworben hatte, mit dem er bezeichnet wird. Die Absetzung Johanns XII. hatte er als dessen Ankläger unterschrieben, aber er war auch auf jener Februar-Synode erschienen, die den kaiserlichen Papst verdammte. Die Römer sahen in ihm den Mann, der die Freiheit der Kirche gegen die kaiserliche Gewalt mutig verteidigen würde. Wider das Verbot des Kaisers wurde der Gewählte geweiht, und er bestieg als Benedikt V. den apostolischen Stuhl.

Boten des römischen Volks waren zu Otto nach Rieti geeilt, ihm die neue Papstwahl zu melden und um ihre Bestätigung zu bitten. Er hatte ihnen erklärt, daß er den rechtmäßigen Papst Leo nach Rom zurückführen und die Stadt strafen werde, wenn sie ihm den Gehorsam verweigere. Jetzt brach er nach Rom auf. Die Orte des römischen Gebiets wurden von seinem Kriegsvolk geplündert und verwüstet und die Stadt selbst umlagert. Als Otto vor ihr stand, die Übergabe und die Auslieferung Benedikts fordernd, durfte er als Kaiser auftreten, der von einer ihm unterworfenen Stadt Gehorsam verlangte; aber die Römer konnten in ihm nur einen Despoten erblicken, welcher kam, ihnen den letzten Rest der Selbstständigkeit, die freie, von ihnen herkömmlich ausgeübte Papstwahl zu rauben. Die Schändlichkeit Johanns XII. war ausgelöscht, ein frommer Mann zu seinem Nachfolger gewählt und die kaiserliche Bestätigung erbeten worden. Aber durfte Otto Leo VIII. fallen lassen, den ein Konzil mit seinem Willen erhoben hatte? Durften wiederum die Römer von dem Versuch, ihr altes Wahlrecht gegen den neuen Kaiser zu behaupten, abstehen, ohne sich selbst der Knechtschaft für würdig zu erklären? Ihr Papst stieg auf die Mauern und ermahnte die Verteidiger zum Widerstande. Allein Hunger begann in der Stadt zu wüten, und einige Stürme erschütterten vollends den Mut der Belagerten. Sie öffneten die Tore am 23. Juni, lieferten Benedikt V. aus und schworen wieder am Grabe S. Peters Gehorsam; sie erwarteten eine grausame Bestrafung, doch der Kaiser gab ihnen Amnestie.

Nach seinem Einzuge versammelte Leo VIII. auf Ottos Geheiß ein Konzil im Lateran. Der unglückliche Papst der Römer wurde in pontifikalen Gewändern in den Sitzungssaal geführt; der Archidiaconus fragte ihn, mit welchem Recht er sich unterfangen habe, die Insignien der heiligen Würde anzulegen, da doch sein Herr und Papst Leo, den er selbst nach Johanns Absetzung miterwählt hatte, noch lebte; und man hielt ihm vor, daß er seinem hier gegenwärtigen Kaiser und Herrn den Eid gebrochen, nie einen Papst ohne dessen Beistimmung zu wählen. Wenn ich gefehlt habe, rief Benedikt, so erbarmt euch meiner, und er streckte flehend seine Hände aus. Otto entstürzten Tränen: die römische Kirche, einst ein so furchtbares Tribunal für Könige unter Nikolaus I., lag zu Füßen des Kaisertums. Er richtete an die Synode eine Fürbitte für Benedikt, der seine Knie umschlungen hielt. Leo VIII. schnitt hierauf dem Gegenpapst das Pallium entzwei, nahm aus seinen Händen die Ferula, die er zerbrach, befahl ihm auf der Erde niederzusitzen, entkleidete ihn der Papstgewänder und entsetzte ihn jeder geistlichen Würde; dem Kaiser zu Gefallen ließ er ihm den Rang eines Diaconus und verurteilte ihn zum ewigen Exil.

Der päpstliche Stuhl war seit langer Zeit von den Faktionen der Stadt besetzt worden; selbst Weiber hatten Päpste ernannt, und die Entweihung des heiligen Amts hatte im Enkel Marozias ihren tiefsten Grad erreicht. Der Kaiser erwies daher der Kirche einen wirklichen Dienst, wenn er die Papstwahl dem rohen Adel entriß. Die Zerrüttung Roms machte ihn zum Diktator, so daß er jene Wahl wie ein Kaiserrecht an sich nahm, und er war in Deutschland gewohnt, Bischöfe nach Willkür einzusetzen. Nie hatte ein Kaiser einen gleichen Sieg erlangt. Durch seine persönliche Kraft und die einiger seiner Nachfolger, denen er Vorbild war, wurde das Papsttum dem Kaisertum untertan und die Kirche Roms eine deutsche Vasallin. Die Kaisergewalt stieg zu einer furchtbaren Höhe empor, aber das durch die Majestät großer Herrscher niedergedrückte Papsttum rächte sich sodann, indem es (so wandeln sich die Dinge nach Gesetzen der Natur) die ver-

lorene Freiheit nicht allein wieder gewann, sondern mit riesiger Anstrengung deren Schranken überstieg. Der Kampf der Kirche mit dem Deutschen Reich war die Haupthandlung des Mittelalters und das große, die Welt erschütternde Drama seiner Geschichte.

Nachdem Otto das Petersfest in Rom gefeiert hatte, verließ er die Stadt am 1. Juli 964, Benedikt V. mit sich führend, den er später nach Hamburg exilierte. Leo VIII. aber, unter so schwierigen Umständen in Rom zurückgeblieben, wurde im Frühling 965 durch den Tod aus seiner verzweifelten Lage erlöst.

* * *

Als der neue Papst Johann XIII., ein gelehrter Mann aus vornehmem Hause, den Thron bestieg, begann gerade die Famile der Crescentier ihre glänzende Laufbahn in Rom. Johann begünstigte sie, um an ihr eine Stütze gegen den Adel zu finden, den er sich sofort verfeindete. Durch engen Anschluß an den Kaiser versuchte er, sich vom Einfluß der Optimaten zu befreien, aber die Folge davon war eine Verschwörung gegen ihn. Die Bannerführer der Miliz ergriffen den Papst am 16. Dezember, warfen ihn in die Engelsburg und entführten ihn darauf nach Campagnien. Der Aufstand hatte einen demokratischen Charakter, denn die Führer des gemeinen Volks (Vulgus populi) traten mit dem Stadtpräfekten besonders hervor; es galt wiederum die Befreiung Roms vom päpstlichen Regiment wie vom Fremdenjoch, da der Verlust des Wahlrechts Rom in fortdauernde Revolutionen stürzen mußte. Allein auch dieser Ausbruch der Verzweiflung nahm ein tragisches Ende.

Otto kam im Herbst 966 nach Italien; er bestrafte erst die rebellische Lombardei, wo der unglückliche Adalbert noch einmal den Kampf gewagt hatte, um dann wieder nach Korsika zu fliehen und unstät in der Welt umherzuwandern. Als der Kaiser weiter nach Rom zog, bewirkte seine Annäherung hier eine Gegenrevolution. Johannes, Sohn des Crescentius, erhob sich mit den Anhängern des vertriebenen Papstes; Roffred und Stephan

wurden erschlagen, der Präfekt in die Flucht gejagt, der Papst zurückgerufen. Johann XIII. befand sich damals im Schutz des Grafen Pandulf von Capua, wohin er entronnen oder entlassen sein mochte. Mit capuanischem Geleit betrat er die Sabina, wo sein Neffe Benedikt, Schwiegersohn des Crescentius vom Marmornen Pferde, Graf war; von hier zog er in die Stadt, am 12. November, nach einem Exil von 10 Monaten und 28 Tagen.

Bald darauf traf auch Otto ein. Obwohl ihn die Stadt ohne Widerstand aufnahm, schonten sie doch seine Truppen diesmal nicht; wir zweifeln nicht, daß sie geplündert und mit dem Blut erschlagener Bürger befleckt wurde. Der erbitterte Kaiser beschloß, die Häupter der Rebellion mit Strenge zu züchtigen. Die angesehensten Schuldigen, Männer, die den Titel Konsul führten, wurden nach Deutschland verbannt. Zwölf Führer des Volkes, wohl die Kapitäne der Regionen Roms, büßten ihre Freiheitslust am Galgen; mehrere wurden hingerichtet oder geblendet. Barbarisch und bizarr, wie die Zeit, war die Strafe des Stadtpräfekten Petrus, welcher als Gefangener in die Verließe des Lateran geschleppt worden war. Der Kaiser überlieferte ihn dem Papst, und Johann ließ ihn auf dem lateranischen Platz an der Reiterstatue des Marc Aurel, dem „Caballus Constantini", bei den Haaren aufhängen.

Sie stand also im 10. Jahrhundert noch wohlbehalten auf dem lateranischen Felde, dem Campus Lateranensis. Die dortige Basilika war die Stiftung Konstantins, das Patriarchium sein Palast gewesen, man glaubte daher, daß auch jenes Reiterbild diesen großen Kaiser vorstellte. In den Lateran flüchteten sich überhaupt einige Erinnerungen und Denkmäler des alten Rom, und schon im 10. Jahrhundert muß die bronzene Gruppe der kindersäugenden Wölfin in einem dortigen Saal aufgestellt worden sein, worin unter dem Vorsitz des kaiserlichen Missus Gericht gehalten wurde, und der von ihr ad Lupam hieß.

Doch wir kehren zu dem an den Haaren hängenden Präfekten zurück. Wieder abgenommen, wurde der nackte Petrus rücklings auf einen Esel gesetzt, dessen mit einem Glöckchen versehenen Schweif er als Zügel ergreifen mußte.

Auf sein Haupt legte man einen befiederten Schlauch, zwei ähnliche Schläuche befestigte man an seine Schenkel, und so wurde er durch ganz Rom geführt. Man schickte ihn endlich über die Alpen ins Exil. Selbst an den Toten nahm man Rache, denn die Leichen des Grafen Roffred und des Vestiarius Stephan wurden auf kaiserlichen Befehl ausgegraben und vor die Stadt geworfen. Diese Strenge erregte Grausen und Wut in Rom, Aufsehen und Mitleid draußen und Haß bei allen Feinden des Kaisertums. Nur Johann XIII. hatte Grund, Otto zu danken; er nannte ihn den Befreier und Wiederhersteller der untergehenden Kirche, den erlauchten, großen und dreimal gesegneten Kaiser. Die Römer jedoch konnten es niemals lernen, sich unter die Gewalt fremder Könige zu beugen, die mit ihren Heeren von den Alpen herabstiegen, um sich aus dem S. Peter eine Krone und den Titel zu holen, unter welchem sie ihre Stadt beherrschten. Sie unterwarfen sich mit schweigendem Groll der Macht des Sachsenhauses. Kein Poet stand unter ihnen auf, dem Schicksal der erlauchten Stadt Worte zu leihen, wie es einst die Vorfahren getan hatten. Nur der Mönch vom Soracte, welcher seine Chronik mit der Ankunft des ergrimmten Otto und seines „ungeheuern Heeres von Galliern" schließt, läßt ergriffen die Feder sinken und bricht in eine barbarisch stammelnde Klage aus, deren Gefühl indes verständlich zu uns redet.

„Wehe Rom! denn von so vielen Völkern bist du unterdrückt und zertreten; du bist auch von dem Sachsenkönige gefangen, und dein Volk ist mit dem Schwert gerichtet, deine Stärke zu nichts geworden. Dein Gold und dein Silber tragen sie in ihren Säcken fort. Du warst Mutter, nun bist du zur Tochter geworden. Was du besaßest, verlorest du; deiner ersten Jugend bist du beraubt, zur Zeit des Papsts Leo bist du vom ersten Julius zertreten worden. Du hast auf dem Gipfel deiner Macht über die Völker triumphiert, die Welt in den Staub geworfen, die Könige der Erde erwürgt. Du hast das Szepter und die große Gewalt geführt. Du bist vom Sachsenkönige ganz geplündert und gebrandschatzt worden. So wie es von einigen Weisen gesagt und in deinen Geschichten auch geschrieben gefunden

wird: ehedem hast du die fremden Völker bekämpft und an allen Enden vom Norden bis zum Süden die Welt besiegt. Wehe leonische Stadt, schon lange warst du genommen, jetzt aber bist du vom Sachsenkönig in Verlassenheit gestürzt."

Dies ist die Klagestimme über den Fall Roms unter die Sachsen, welche ein unwissender Mönch am einsamen Berg Soracte erhob, von dessen Gipfel er, auf das schöne Gefilde herabblickend, alle die bewaffneten Züge der Völker beobachten konnte, die sich von Jahr zu Jahr vorüber wälzten, um die ewige Stadt zu stürmen und mit Schrecken zu erfüllen.

Volle sechs Jahre hielten die Angelegenheiten Italiens Otto in diesem Lande fest, welches nach ihm noch zahllosen Deutschen Ruhm, aber auch seinen wilden Haß und seine Gräber bot. Er hatte noch in Rom Pandulf den „Eisenkopf" von Capua mit Spoleto und Camerino belehnt, so einem treuen Vasallen die schönsten Länder Mittel- und Süditaliens anvertraut und ihm den fortdauernden Krieg gegen die Byzantiner übertragen. Er feierte die Ostern 967 in Ravenna mit dem Papst Johann und stellte auf einem Konzil diese Stadt und ihr Gebiet nebst andern Patrimonien der Kirche wieder her. Dann ließ er seinen Sohn nach Italien kommen, ihm die Nachfolge zu sichern und das italienische Königtum wie das Reich erblich zu machen.

Otto II. zog mit seinem Vater am 24. Dezember in Rom ein und nahm am Weihnachtstage die Kaiserkrone aus den Händen Johanns XIII. Die Ideen seines Vaters entzündeten das Gemüt eines vierzehnjährigen Knaben, der sich unter den Monumenten der Weltgeschichte plötzlich als Cäsar fand.

* * *

Die Wiederherstellung des weströmischen Reiches war das Ziel der ottonischen Politik; die Unterwerfung Roms und des Papsttums, die Vertreibung der Griechen und Araber aus Italien, die Einigung dieses zerstückten Landes sollten zu ihm führen.

Auch mit Konstantinopel wurde ein Bündnis angeknüpft, wie es einst der große Karl begehrt hatte. Otto I. wünschte seiner jungen Dynastie durch Verschwägerung mit dem griechischen Hofe Glanz zu verleihen; aber der dortige Kaiser sah voll Eifersucht die Erneuerung des westlichen Reiches und die auch in Italien wachsende Macht des deutschen Königs, dem bereits die Fürsten von Benevent und Capua als Vasallen gehorchten. Otto schickte eine Gesandtschaft an Nicephorus Phokas, Frieden zu schließen, für seinen Sohn um die Tochter Romanus II. zu werben. Sein Bote Liudprand, der geistvollste Mann Italiens, kehrte erfolglos zurück.

Was Nicephorus dem Kaiser Otto nicht gewährt hatte, bewilligte ihm dessen Nachfolger. Gerade ein Jahr nach seiner Abreise konnte sich der boshafte Liudprand an der Nachricht erfreuen, daß der gewaltige Herrscher des Ostreichs unter den Schwertern von Mördern gefallen sei. Johannes Zimisces, der sie in den Palast geführt hatte, bestieg den griechischen Thron am Weihnachtsfest 969; freundlich nahm er die Gesandten Ottos auf, die ihn beglückwünschten, und die Tochter des jüngeren Romanus wurde die Verlobte Ottos II. Diese Prinzessin hatte in ihrer Jugend die gräßlichsten Tragödien ihres heimischen Palasts erlebt; ihren Vater hatte sie an Gift sterben sehen, welches ihm von ihrer eigenen Mutter, der Kaiserin Theophano, gemischt worden war; sie hatte diese in den Armen des Nicephorus erblickt, aus denen sie sich in die seines Mörders Zimisces warf, welcher dann die blutige Krone nahm und das üppige Weib in die Einsamkeit eines armenischen Klosters verbannte. Gewöhnt an den Himmel, die Sprache und die Künste des Ostens, ging die junge Theophano zweifelnd nach dem Abendlande, um dort unter den eisernen Kriegsmännern Sachsens in Städten zu leben, welchen Klima und Unkultur ein barbarisches Gepräge gaben.

Die Kaiserbraut kam unter dem Geleite Geros, des Erzbischofs von Köln, zweier Bischöfe und vieler Grafen und Herzoge; sie landete in Apulien und zog am 14. April 972 in Rom ein, wo sie von ihrem Verlobten empfangen ward. Der junge Cäsar war 17 Jahre alt, von

knabenhafter und zierlicher Gestalt, aber hochgebildet, kühn und genial; in einem kleinen Körper verbarg er eine Heldenseele. Die junge Braut, kaum mehr als sechzehnjährig, war geistvoll und schön. In die Hände dieses Paars legte jetzt der alternde Otto die Zukunft des Reichs. Johann XIII. krönte Theophano am 14. April und vermählte sie zugleich dem Kaisersohne vor einer Versammlung von Großen Deutschlands, Italiens und Roms, worauf glänzende Feste gefeiert wurden. Indem sich zum erstenmal ein Kaiser des Abendlandes mit einer byzantinischen Prinzessin verband, schien der Osten mit dem Westen versöhnt zu sein; aber der Glanz dieser Vermählung brachte keinen wirklichen Gewinn; ihre Frucht war ein Wunderkind, welches, von einer fast krankhaften Vorliebe für das Griechen- und Römertum erfüllt, sein eigenes Vaterland verachtete. Die kaiserliche Familie kehrte nach den Hochzeitsfesten nach Deutschland zurück, und bald darauf starb Johann.

Der große Kaiser aber starb, nachdem er Deutschland zur herrschenden Nation gemacht hatte, am 7. Mai 973.

Das Grab Ottos II.

Die Mühsale seiner kurzen Regierung hatten Otto II. aufgezehrt; seine Natur war nicht aus dem festen Stahle des Vaters gewesen. Um sein Sterbelager versammelte der junge Kaiser Freunde und Gefährten; er vermachte seine Schätze den Kirchen und Armen, seiner Mutter Adelheid, seiner einzigen Schwester Mathilde und endlich seinen Kriegern, die aus Liebe zu ihm ihr Vaterland verlassen hatten; er beichtete dem Papst im Beisein der Bischöfe und Kardinäle, empfing die Absolution und starb im kaiserlichen Palast am S. Peter, am 7. Dezember 983, in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre.

Der einzige Kaiser deutschen Stammes, welcher in Rom starb und beigesetzt ward, erhielt sein Grabmal im östlichen Teil des Paradieses des S. Peter links vom Eingange. Seine Leiche wurde in einen antiken Sarg versenkt, der mit dem Bildnis eines Konsuls und seines

Weibes geschmückt war. Auch die alten Römersärge wanderten in Rom, gleich den Säulen schöner Tempel; und wie sich der lebende Kaiser germanischer Nation in die Titel und Formen, so hüllte sich auch der tote in den Sarkophag des Altertums. Über Ottos Grabmal wurde ein Musiv in die Wand befestigt, den segnenden Heiland zwischen S. Peter und Paul darstellend. Dies merkwürdige Bild, heute in den vatikanischen Grotten eingemauert, ist ein Denkmal der damaligen Kunst. Die schlechte Technik daran ist doch besser als jene aus der Zeit Johanns VII. Ohne Zweifel ließ Theophano dieses Musiv verfertigen und über dem heidnischen Sarge einsetzen, der ihren Gemahl umschloß. Die deutschen Pilger konnten sieben Jahrhunderte lang dieses Kaisergrab voll Pietät betrachten, bis es beim Neubau der Basilika unter Paul V. vernichtet wurde. Man nahm die Leiche des Kaisers aus dem Sarkophag, unter Beisein eines Notars, der die Angaben von dem kleinen Körperbau Ottos II. beglaubigt hat. Man mißgönnte ihm sogar die antike Urne, die man grabschänderisch den Köchen des Quirinals zum gemeinen Gebrauch eines Wasserbehälters überließ, und man versenkte die Asche des Kaisers in einen andern Marmorsarg, welchen man mit Stuck überwölbte. So wird das Grab noch jetzt in den Grüften des Vatikan gesehen, wo Otto II., nahe bei seinem Verwandten Gregor V., in der tragischen Versammlung von Päpsten schläft, die dort als Mumien in ihren Sarkophagen liegen, im Dämmerdunkel jener merkwürdigen Grotten, welche man nicht durchwandert, ohne von dem Wehen der Geschichte berührt zu sein.

Eine Klagerede wider das erniedrigte Papsttum

Das Papsttum zeigte sich damals in seiner äußersten Erniedrigung; die Ponifikate von Verbrechern hatten die Ehrfurcht vor dem Stuhle Petri nicht allein in Rom, sondern auch draußen ausgelöscht. Ein merkwürdiger Beweis dafür ist die berühmte Synode des Jahres 991 zu Reims. Arnulf, Erzbischof

dieser ersten Metropole Frankreichs, welche er seinem Oheim, dem Herzoge Karl von Lothringen, durch Verrat in die Hände geliefert hatte, war auf Veranstalten Hugo Capets, des Usurpators des Thrones der Karolinger, dem Urteil versammelter Bischöfe überwiesen worden. Auf die Forderung eines Geistlichen, die Sache an die höchste kirchliche Instanz, den Papst, zu bringen, erhob sich der Bischof Arnulf von Orleans und sprach: „O beklagenswerte Roma, unsern Vorfahren brachtest du in der Stille das Licht der Kirchenväter, aber unsere Gegenwart hast du mit so schrecklicher Nacht geschwärzt, daß sie noch in der Zukunft ruchbar sein wird. Einst empfingen wir die herrlichen Leone, die großen Gregore; was soll ich von Gelasius und Innocentius sagen, welche alle Philosophen der Welt durch Weisheit und Beredsamkeit übertroffen haben? Was erlebten wir nicht in diesen Zeiten? Wir sahen Johannes mit dem Beinamen Oktavian sich im Schlamm der Lüste wälzen und selbst gegen Otto, den er gekrönt hatte, sich verschwören. Er wurde vertrieben, und Leo, ein Neophyt, zum Papst gemacht. Der Kaiser Otto verließ Rom, Oktavian kehrte zurück, verjagte Leo, schnitt dem Diaconus Johann die Nase, die Finger der rechten Hand, die Zunge ab, mordete mit wollüstiger Wut viele Große der Stadt und starb bald darauf. An seine Stelle setzten die Römer den Grammatikus Benedikt; auch ihn griff der Neophyt Leo mit seinem Kaiser nicht lange nachher an, belagerte und fing ihn, setzte ihn ab und schickte ihn nach Deutschland in ein ewiges Exil. Dem Kaiser Otto folgte der Kaiser Otto, der in unserer Zeit alle Fürsten in den Waffen, im Rat und in der Wissenschaft übertraf. In Rom aber bestieg den Stuhl Petri, noch vom Blute seines Vorgängers triefend, ein entsetzliches Monstrum, Bonifatius, welcher alle menschlichen Frevel überbot. Vertrieben und durch eine große Synode verdammt, kehrte er nach dem Tode Ottos nach Rom zurück, warf einen ausgezeichneten Mann, den Papst Petrus, zuvor Bischof von Pavia, trotz eidlicher Zusage vom Gipfel der Stadt herab, entsetzte ihn und ermordete ihn nach gräßlicher Kerkerqual. Wo steht es geschrieben, daß solchen Ungeheuern, der

Schande der Welt, die alles göttlichen und menschlichen Wissens bar sind, die unzähligen Priester Gottes auf dem Erdenrund, welche Wissenschaft und Verdienste schmücken, gehorsam sein sollen?" Der kühne Redner fragte hierauf die versammelten Bischöfe, welche eine so unerhörte Sprache mit Schrecken oder Befriedigung vernahmen, wie man den Papst nennen sollte, der im Gewande von Purpur und Gold auf dem Stuhle Petri sitze. Wenn er, so sagte er, nicht die Liebe hat und nur vom Wissensprunk aufgeblähet ist, so ist er der Antichrist, der im Tempel Gottes thronend sich wie einen Gott den Blicken der Menge darstellt. Wenn ihm aber sowohl die christliche Liebe als das Wissen fehlt, so ist er in Gottes Tempel ein Götzenbild, von dem man geradesoviel Orakel erwarten darf als von einem stummen Marmorstein. Und er versicherte, daß es in Belgien und Deutschland ausgezeichnete Bischöfe genug gäbe, deren Urteil die Angelegenheit von Reims könne vorgelegt werden, statt daß man sich auf das geistliche Forum jener Stadt berufe, wo jetzt alles dem Käufer feil sei und die Urteile nach dem Goldgewicht abgewogen würden.

Das war die katilinarische Rede gegen das Papsttum des 10. Jahrhunderts. Doch so fest stand dies große Institut im Bedürfnis der Menschen begründet, daß es selbst von Zuständen der Auflösung, welche Königreiche würden vernichtet haben, nicht besiegt wurde. Zu den inneren Feinden, dem Verfalle der Kirchenzucht, dem trotzigen Adel der Stadt, dem gebietenden Kaisertum hatten sich auch die Landessynoden gesellt. Seit den Karolingern waren die Bischöfe fast zu unabhängigen Fürsten ihrer Immunitätsgebiete geworden; der Staat lag in ihren Händen, da sie die politischen Angelegenheiten als die ersten Großen des Reiches leiteten und durch Bildung und Geschick alle weltlichen Barone überragten. In dieser Epoche kämpfte demnach das Bischoftum gegen das Papsttum mit furchtbaren Waffen; der Sieg der Synoden, ja die Abtrennung der Landeskirche Galliens war möglich geworden. Indes wir werden bald hören, wie Rom auf die Anklagen von Reims her antwortete, und dann dies mit so viel Schmach bedeckte Papsttum

wieder finden, Bischöfe, Fürsten und Könige zu seinen Füßen.

Ottos III. Krönung und der erste deutsche Papst

Mit großer Heeresmacht und einem Gefolge vieler Bischöfe und Herren, unter denen Willigis von Mainz der wahre Leiter des Romzuges war, zog der junge Otto III. im Frühjahr 996 von Regensburg über den Brenner die Alpen herab; er feierte Ostern in Pavia, wo er zuerst den Tod Johanns vernahm. In Ravenna brachten ihm römische Gesandte Briefe des Adels, welche ihn versicherten, daß die Römer seine Ankunft herbeiwünschten; der Tod des Papstes setzte sie in Verlegenheit, weshalb sie seinen königlichen Willen wegen der Neuwahl zu vernehmen begehrten. Die Furcht bewirkte diese unterwürfige Haltung, denn Crescentius selbst besaß weder die Macht noch das Genie Alberichs; während der kurzen Zeit, da er, freilich unter minder günstigen Umständen, seine Vaterstadt regierte, erscheint er nur als Faktionshaupt, nicht als Fürst. Der Patricius mußte die usurpierten Rechte Ottos I. auf die Papstwahl in seinem Enkel achten, welcher jetzt, noch ein Knabe, nach Willkür die Tiara verlieh, nachdem sein Großvater die Kaiserkrone aus den Händen eines knabenhaften Papstes empfangen hatte.

Er bestimmte das Papsttum seinem eigenen Kaplan und Vetter Bruno: dieser Geistliche war ein Sohn des Markgrafen Otto von Verona, Herzogs von Kärnten, und durch seine Großmutter Liutgarde ein Urenkel Ottos I. Er war erst 23 oder 24 Jahre alt, von guter weltlicher Bildung und ausgezeichneten Fähigkeiten, doch leidenschaftlich und ungestüm von Natur. Mit Übereinstimmung der deutschen und italienischen Großen, welche ihn in Ravenna umgaben, ließ Otto den designierten Papst durch Willigis von Mainz und Hildebald von Worms nach Rom geleiten, wo er mit Ehren empfangen wurde. Eine sogenannte Wahl rettete den Schein, und der erste Mann rein deutschen Stammes bestieg als Gregorius V. den

17*

Stuhl Petri am 3. Mai 996. Rom hatte durch die entsetzlichsten Zustände dargetan, daß aus seiner Mitte kein würdiger Papst mehr hervorgehen könne; die Wohlgesinnten in Italien, Frankreich und Deutschland begrüßten daher die Ernennung Brunos als ein unverhofftes Glück; der Orden von Cluny jauchzte seinem Freunde zu, und überall erwartete man von einem Papst aus kaiserlichem Stamm die Reform der sinkenden Kirche. Nur die Römer murrten; denn auch der apostolische Stuhl war an das Sachsenhaus gebracht — ein Sieg der kaiserlichen Macht, welcher alles hinter sich ließ, was selbst Otto der Große erreicht hatte.

Der deutsche Bruno hob den stillschweigend zum Gesetz gewordenen verwerflichen Gebrauch auf, nur Römer auf den Stuhl Petri zu erheben. Denn seit dem Syrer Zacharias waren in 250 Jahren unter 47 Päpsten nur zwei nicht aus Rom oder dem Kirchenstaat hervorgegangen, nämlich Bonifatius VI., ein Tuskier, und Johann XIV., ein Pavese. Das Nationalgefühl der Römer mußte demnach im tiefsten beleidigt sein; sie hätten auf dem Papstthrone lieber ein Monstrum gesehen, wenn es nur römisch, als einen Heiligen, wenn er sächsisch war. Indes das Papsttum nahm seit Gregor V. größere Verhältnisse an. Es wurde aus dem lokalen Banne der Stadt und ihrer Aristokratie befreit und wieder in eine universelle Beziehung zur Welt gesetzt. Das große Prinzip, daß die Nationalität des Papstes gleichgültig sei, entsprang aus der Idee des Christentums, welches die Nation in die Menschheit aufgehen läßt. Es war dem kosmopolitischen Begriff vom Oberhaupt der allgemeinen Kirche vollkommen angemessen; ihm verdankte auch das Papsttum zum Teil seine Weltherrschaft. Obwohl nun dies Prinzip keineswegs durch jene Erhebung Brunos oder nach ihm als Gesetz ausgesprochen war, bildete es sich doch nach einiger Unterbrechung folgerichtig von selbst, weil die großen Weltwirkungen mächtiger waren als die Stimmen der Römer, die unablässig einen römischen Papst verlangten. Das ganze Mittelalter hindurch stiegen Römer, Italiener, Deutsche, Griechen, Franzosen, Engländer, Spanier auf den apostolischen Stuhl, bis nach dem Ende der

päpstlichen Weltherrschaft jenes Prinzip erlosch, und der wiederum stillschweigend zum Gesetz erhobene Gebrauch, niemals einen Nicht-Italiener zum Papst zu machen, die verengerten Grenzen des Papsttums klar bewies.

Nach der Einsetzung seines Vetters kam Otto III. nach Rom, aus den Händen dessen, den er auf den Heiligen Stuhl erhoben hatte, die Kaiserkrone zu empfangen. Feierlich eingeholt, wurde er am 21. Mai in S. Peter gekrönt; und damit hörte auch die Patriziergewalt des Crescentius auf. Nachdem der Kaisertitel dreizehn Jahre lang erloschen gewesen war, sah Rom in seinen Mauern wieder einen neuen Augustus und mit ihm einen neuen Papst. Jener sehnte sich danach, das Reich Karls, wenn nicht Trajans zu erneuern, und neben ihm dieser, als ein neuer Gregor das Papsttum zu einer Weltmacht zu erheben: Bestrebungen, die sich im Innersten befeindeten. Beide im jugendlichen Alter, der eine 24, der andere erst 15 Jahre alt, einander blutsverwandt, boten diese deutschen Jünglinge im alten Rom ein seltsames Schauspiel dar, wenn man sie zusammen auf den höchsten Gipfeln der Macht stehen sah, welche irgend sterbliche Menschen einnehmen dürfen. Die Römer freilich blickten mit Unwillen auf diese blondhaarigen Sachsen, die ihre Stadt und mit ihr die Christenheit zu beherrschen gekommen waren, und Ehrfurcht konnten die unreifen Fremdlinge ihnen nicht einflößen. Wenn nun sie, der Kaiser und der Papst, sich in jenen Tagen in den Gemächern des Lateran ohne Zeugen fanden, so mochten sie einander ewige Freundschaft schwören und schwärmerische Pläne gemeinschaftlicher Weltherrschaft oder der Beglückung des Menschengeschlechts fassen. Allein die Welt ist ein zu gewaltiger Stoff für glühende Knaben. Der Traum jener römischen Begeisterung dauerte kaum vier Monate: nach drei Jahren aber war der junge Papst, nach sechs Jahren der junge Kaiser nicht mehr.

Mutter und Freunde Ottos III.

Nach dem Tode Ottos II. verdammte sich Italien aufs neue zur Fremdherrschaft, indem es fortfuhr, die Rechte eines sächsischen Kindes zu achten und seine Blicke auf die deutsche Nation zu richten, welche aus Gründen ihrer politischen Macht über dieses uneinige Land notwendig gebieten mußte.

Nur die Haltung der Römer machte die Regentin Theophano besorgt. Sie beschleunigte daher ihre Rückkehr nach Rom, wohin sie auch der bedrängte Papst rief. Als sie im Jahre 989 kam, gehorchte das sonst so unruhige Italien ihr, einer Griechin, während durch einen seltsamen Zufall zu gleicher Zeit das östliche Reich von ihren eigenen Brüdern beherrscht wurde. Die Tore der Stadt verschloß ihr der Patricius nicht; sie fand keinen Widerstand bei den Römern, sondern nur Gehorsam gegen sie als die Mutter des jungen Prinzen, welchem die Kaiserkrone bestimmt war. Aber diese Unterwerfung Roms wird nicht einmal hinreichend erklärt, wenn man annimmt, daß hier die deutsche Partei sehr stark war; sie kann nur die Folge eines Vertrages gewesen sein, welchen Theophano schon vorher mit Crescentius abgeschlossen hatte. Sie betrachtete das Imperium mit dem Tode ihres Gemahles nicht als erloschen und die Herrschaft über Rom als das Erbrecht ihres Sohnes. Die kaiserliche Regierung eines Weibes war im Abendlande beispiellos, aber Theophano erinnerte sich als Byzantinerin an Irene und Theodora. Sie übte als Imperatrix, ja sogar als „Imperator" die volle Kaisergewalt in Ravenna wie in Rom aus; sie hielt in Person Placita und ließ in ihrem Namen richterliche Entscheidungen vollziehen. Wir dürfen annehmen, daß sie die Römer eidlich verpflichtete, ihren Sohn und alle ihm vorbehaltenen Rechte anzuerkennen, und daß sie unter dieser Bedingung Crescentius im Patriziat bestätigte.

Sie feierte noch das Weihnachtsfest in Rom, ehe sie die Stadt im Frühjahr 990 verließ, und hier ehrte sie das Andenken ihres Gemahls durch Spenden und Seelenmessen,

während ihre Tränen der Zuspruch eines Heiligen stiller fließen machte.

* * *

Damals war Adalbert, der Bischof von Prag, in Rom, ein frommer, schwärmerischer Mann, der später auf den Sohn Theophanos so großen Einfluß erhalten sollte. In ihm vereinigte sich die unstete Slavennatur mit der Glut eines römischen Heiligen der Vergangenheit. Das Christentum hatte eben erst bei den Slaven Eingang gefunden, und Adalbert war der zweite Bischof Prags. Verdammt unter den Böhmen zu leben, wurde er von ihrer Roheit zurückgestoßen; statt sich um ihre Zivilisierung zu bemühen, verließ er gesetzwidrig sein Bistum, um erst noch Rom, dann nach Jerusalem zu pilgern. Theophano schenkte ihm Reisegeld; er nahm es und gab es den Armen, wanderte nach Monte Casino und suchte den damals berühmtesten Heiligen Calabriens auf. Dieser griechische Eremit mit dem mystischen Namen Nilus lebte wie ein wandernder Patriarch unter seinen Jüngern in Unteritalien, dessen Provinzen er als Wundertäter und Apostel des Friedens durchzog, von den Fürsten und Völkern angebetet und verehrt. Der ehrwürdige Heilige widerriet Adalbert die Fahrt nach Jerusalem, er schickte ihn vielmehr zu dem Abt Leo von S. Bonifatius in Rom. In diesem Kloster nahm der slavische Bischof um die Osterzeit 990 das Mönchsgewand und lebte daselbst einige Jahre. Während die Stadt vom Lärm der Parteien erfüllt war, saßen die heiligen Männer auf den Trümmern des Aventin, im Anblick der Pyramide des Cestius und des Scherbenberges, und sie entwarfen begeisterte Pläne, ferne heidnische Länder zu bekehren oder im Dienste Christi ihr Blut zu verströmen. Der Ehrgeiz des Crescentius trachtete nach dem Ruhm eines alten römischen Helden, der Ehrgeiz Adalberts nach der Glorie eines alten römischen Martyrers. Aber er mußte das stille Kloster verlassen. Der Erzbischof von Mainz forderte den Flüchtling zurück, und eine römische Synode befahl ihm nach Prag heimzureisen. Doch kaum hatte

sich Adalbert in seiner Heimat überzeugt, daß er daselbst nichts wirken könne, als er zum zweiten Male Prag verließ und im Jahre 995 im Kloster S. Bonifatius wieder erschien.

Vom Herzog der Böhmen und vom Mainzer Erzbischof wieder zurückgefordert, wurde der Heilige im Jahr darauf gezwungen, nochmals in sein verwaistes Bistum heimzukehren. Die schwärmerische Ehrfurcht, die ihm der junge Kaiser in Rom bewies, schützte ihn nicht vor diesem peinlichen Beschluß. Von seinem treuen Bruder Gaudentius begleitet, wandte er sich unter vielen Tränen nach dem barbarischen Norden zurück. Dort fühlte er sich so wenig heimisch als sein Freund Otto, von dessen idealistischer Natur er das auffallende Abbild im Mönchsgewande war: beide, der Sachse und Böhme, liebten Rom mit einer tiefen, dämonischen Leidenschaft. Sein Bistum Prag blieb dem ruhelosen Adalbert verhaßt; nachdem er sich eine Zeit lang in Mainz, dann in Tours aufgehalten hatte, suchte er endlich den Martyrertod unter den wilden Preußen. Er fand ihn am 23. April 997. Seine Leiche wurde vom Polenherzog Boleslaw mit Gold aufgewogen und im Dom zu Gnesen beigesetzt, wo der „Apostel der Polen“ seinen ersten Kultus erhielt. Das Andenken des Heiligen erhielt sich im Kloster S. Bonifazio; aus dieser aventinischen Abtei zogen, wie aus einer Martyrerkolonie, durch sein Beispiel angefeuert, einige kühne Apostel in die Wildnisse der Slaven aus.

° ° °

Vor dem Sommer 998 verließ Otto Rom, um nach Oberitalien zu gehen. Aber schon im November wohnte er wieder in der Stadt einem Konzil bei, worauf er nach Süditalien zog. Seine schwärmerische Seele war durch den Opfertod Adalberts aufgeregt; die Einflüsterungen der Mönche Ravennas, die Ermahnungen S. Nils hatten sein Gewissen durch den Gedanken an die zu grausame Bestrafung der römischen Rebellen erschreckt: er beschloß daher eine Pilgerfahrt zu den Heiligtümern Süditaliens.

Otto riefen jedoch auch ernste Aufgaben nach dem Süden; hier ordnete er die Verhältnisse der langobardischen Fürsten, die er in ihrer Vasallenpflicht festhielt: Capua, Benevent, Salerno, selbst Neapel huldigten ihm. Seinen Aufenthalt in Campanien, wo er voll Andacht Monte Casino besucht hatte, kürzte indes ein wichtiges Ereignis ab: die Kunde erreichte ihn, daß Gregor V. in Rom gestorben sei. Der Tod hatte diesen ersten deutschen Papst im Anfange des Februar hingerafft, und der Argwohn, daß dies durch Gift geschehen sei, lag nahe genug.

Otto beschloß jetzt nach Rom zurückzukehren; erst pilgerte er nach dem Garganus, einem wilden Kap im apulischen Meer, auf dem eine uralte Kapelle des Erzengels Michael stand. Der Kultus dieses semitischen Schutzgeistes war aus dem Judentum in die christliche Mythologie hinübergenommen worden und aus Byzanz nach dem Abendlande gedrungen. Der Legende nach war der Erzengel im Jahre 493 auf dem Garganus erschienen, wo man ihm zu Ehren in einer Höhle eine Kirche erbaute. Sie wurde die Metropole des ganzen Engelkultus im Okzident. Ruf der Heiligkeit, Entfernung, großartige Einsamkeit der Natur machten sie zum besuchtesten Wallfahrtsort der Zeit, so daß der Berg Garganus im Abendlande dem entsprach, was der Athos oder Hagionoros für das christliche Morgenland war. Otto selbst hatte eine ganz bestimmte Beziehung zu dieser apulischen Wunderkapelle, denn jene Engelsburg in Rom, welche er erstürmt hatte, war demselben Erzengel Michael geweiht. Barfuß stieg er den heiligen Berg empor. Er verweilte dort in der Grotte unter singenden Mönchen im Büßergewand, Leib und Seele kasteiend, und konnte von der Höhe des Kaps sehnsüchtige Blicke nach Hellas und dem Orient richten. Weiter ziehend besuchte er auch S. Nil, welcher damals mit andern Schwärmern in der Nähe Gaetas unter ärmlichen Zelten wohnte. Der Kaiser fiel dem Heiligen zu Füßen, leitete ihn voll Ehrfurcht in die Klosterkapelle und betete dort mit ihm. Vergebens forderte er Nilus auf, ihn nach Rom zu begleiten; er stellte ihm eine Gunst frei, aber der Patriarch wünschte nur das Seelenheil des kaiserlichen Jünglings, und dieser legte scheidend seine

goldene Krone in die Hände des Propheten, zum Zeugnis, daß die Größe der Welt nichtig und der wahre König in ihr der bedürfnislose Heilige sei.

In Rom zog Otto in den letzten Tagen des März ein. Er fand die Stadt ruhig, denn die Römer versuchten nicht einen Papst ihrer Wahl aufzustellen, sie empfingen vielmehr geduldig den Nachfolger Gregors, welchen ihnen der Kaiser gab. Dies war Gerbert, der sich in seinem Gefolge befand, sein eigener Lehrer, ein Genie, das seine Zeit glänzend überstrahlt hat.

Dieser außerordentliche Mann war nicht Deutscher, sondern Franzose, in Burgund aus niedrigem Stande geboren. Als Mönch in Aurillac hatte er sich dem Studium der Mathematik ergeben, welches damals durch die Araber Aufschwung erhielt. Philosophie hatte er in Reims mit solchem Erfolge studiert, daß er dort später als Lehrer gefeiert wurde. Otto I. lernte ihn in Italien kennen, und von seinem Talent angezogen, schenkte er ihm seine Gunst. Auch Otto II. bewunderte ihn, und er verlieh ihm die reiche Abtei Bobbio, allein Gerbert entzog sich bald den unausgesetzten Verfolgungen, die er dort erlitt, um wieder nach Reims, dann an den deutschen Hof zu gehen, wo er sich der kaiserlichen Familie einzuschmeicheln verstand. Nachdem er einige Zeit wieder in Reims gelebt hatte, stieg er im Jahr 991 auf den Erzbischof-Stuhl dieser Metropole Frankreichs, durch die Gunst Hugo Capets, des neuen Königs, bei dessen Sohne Robert er Lehrer gewesen war. Auf dem Konzil, welches die Absetzung seines Vorgängers Arnulf aussprach, hatte Gerbert die kühnen Verhandlungen der schismatischen Bischöfe Frankreichs in seine Synodalberichte niedergelegt; endlich auf der Synode zu Mouson im Jahre 995 durch den päpstlichen Legaten Leo von S. Bonifaz gezwungen, vom Reimser Stuhl zu steigen, ging Gerbert in Angelegenheiten dieses Papstes nach Rom, wo Otto eben die Krone genommen hatte. Der junge Kaiser lud ihn bei seiner Rückkehr an seinen Hof in Magdeburg ein und ließ sich von ihm im Griechischen und in der Mathematik unterrichten. Endlich verlieh er ihm im Jahre 998 das Erzbistum Ravenna.

Diese berühmte Stadt erreichte damals durch die Tugenden eines Heiligen den Glanz Clunys; denn während Süditalien vom Rufe des S. Nil erfüllt war, hallte Norditalien vom Namen eines Ravennaten wider. Romuald, Abkomme der Herzöge Traversara, war nach einem wüsten Leben im Jahre 925 Eremit geworden, hatte das Kloster S. Apollinaris in Classe reformiert, war wiederum im Venetianischen in die Einsiedelei gezogen und hatte im Jahr 971 ein Eremitenkloster auf der Insel Pereus bei Ravenna gestiftet, welches fortan ein berühmtes Seminar für Anachoreten wurde. Denn Romuald gründete nicht Klöster, wie Odo, sondern Eremiteien, die sich bald über Italien verbreiteten. Zu jener Zeit ergriff eine neue mystische Ekstase das Menschengeschlecht; die Sehnsucht nach dem alten Martertum erwachte, die Reichen schenkten wieder ihre Güter an die Kirche, Fürsten pilgerten und büßten, der Doge Petrus Urseolus, die edlen Venetianer Gradenigo und Maurocenus wurden Einsiedler wie ihr Meister Romuald, und auf Bergen, in Höhlen, am Meer, in Wäldern siedelten sich solche schwärmerische Heilige an.

Romuald und Gerbert in Ravenna waren seltsame Gegensätze. Dieser, ränkevoll und ehrgeizig, ein großer Gelehrter, ein genialer Mathematiker, konnte mitleidig auf den Eremiten blicken, der kaum den Psalter zu lesen verstand und die höchste Aufgabe des Menschengeistes in der Verwilderung des mystischen Naturzustandes suchte. Aber zu Romualds Füßen saßen die glanzvollsten Fürsten, demütig seinen Reden lauschend, und derselbe Otto III., welcher mit Bewunderung vor dem Genie seines Lehrers an ihn Briefe mit der Aufschrift schrieb: „Dem weisesten Gerbert, dem in den drei Klassen der Philosophie gekrönten", fiel zugleich vor dem unwissenden Eremiten nieder, küßte ehrfurchtsvoll dessen Kutte und streckte sich als Büßer auf sein hartes Binsenlager nieder. Gerbert indes behielt das Erzbistum Ravenna nur ein Jahr, dann erhob ihn ein grenzenloses Glück auf den Heiligen Stuhl, und sein Zögling bewies, daß der Unterricht eines so großen Lehrers nicht fruchtlos gewesen war.

Seine Ernennung ehrte Otto und beschämte den römischen Klerus; denn das Genie des neuen Papstes, der

ehedem die barbarische Unwissenheit seiner Vorgänger so scharf kritisiert hatte, ließ die Finsternis Roms nur noch finsterer erscheinen. Am Anfange des April 999 wurde er ordiniert. Er legte sich kühn den Namen des heiligst verehrten, schon mythisch gewordenen Papstes bei: Sylvester II. setzte in Otto einen Konstantin II. voraus, und grundlos war diese Namenswahl nicht, denn Freundschaft und Dankbarkeit verbanden Lehrer und Schüler. Jenes ideale Bündnis zwischen Papsttum und Kaisertum, welches Otto III. durch seinen Vetter Gregor V. erstrebt hatte, sollte jetzt unter dem neuen Sylvester verwirklicht werden. Wer an die Schenkung Konstantins glaubte, konnte freilich dem Kaiser sagen, daß der Name Sylvester die Herstellung des Kirchenstaats und neue Schenkungen bedeute, aber die Satire der Römer hätte Otto daran erinnern können, daß nach eben dieser Schenkung Konstantin dem Papst die ewige Stadt für immer abgetreten hatte, um sich selbst in einen Winkel Europas am Bosporus zurückzuziehen. Otto dagegen wollte Rom zum Kaisersitz erheben und der Schöpfer einer neuen Weltmonarchie sein. Das Ideal Karls schwebte ihm vor, aber der unreife Jüngling war nicht fähig, ein politisches System zu erfassen, wie es für das germanisch-romanische Abendland sich eignete. Seine griechische Erziehung hatte ihn dem Norden entfremdet; statt das politisch für immer verfallene Rom, wie Karl, nur als Quelle seiner kaiserlichen Majestät und als den von ihm beherrschten Sitz der Kirche zu betrachten, den Schwerpunkt des Reichs aber in Deutschland zu befestigen, wollte er Rom wieder zur Kaiser-Residenz erheben, ohne zu bedenken, daß dann erst die römische Kirche durch unabsehbare Kämpfe zu einem Patriarchat herabgedrückt werden mußte, wie es die byzantinische war. Die Grenzen zwischen Kirche und Staat verschwammen in seinem Vorstellen, und mit den despotischen Grundsätzen Justinians mischten sich in ihm Erinnerungen an die Institute der römischen Republik. Die Kraft Deutschlands hatte das Papsttum aus dem Verfall erhoben und Rom wiederum besiegt; den dortigen Adel, welcher den Umfang seiner eigenen Herrschaft praktischer als Otto auf die Maße Alberichs zu beschränken

suchte, glaubte er gebändigt zu haben. Nachdem er jene Kämpfer für eine so kleine Größe der ewigen Stadt an den Galgen gehängt hatte, erschien er sich wie Augustus nach dem Siege bei Aktium, und seine ausschweifende Phantasie dehnte die Dimensionen des zertrümmerten Rom wieder zu denen der Welt aus. Er träumte davon, seine Herrschaft als Cäsar über fremde Völker auszubreiten und das Römische Reich herzustellen. Auf einer Bleibulle Ottos III. sieht man Roma als verhülltes Weib mit Schild und Lanze und der Umschrift Renovatio Imperii Romani. Mit absichtlichem Prunk zog er den antiken Begriff der Republik hervor; er sprach selbst von der Mehrung der Macht des römischen Volks und vom Senat. Er nannte sich selbst vorzugsweise Kaiser der Römer, aber auch Konsul des römischen Senats und Volks; er würde den Senat hergestellt haben, wenn er länger gelebt hätte. Keine Urkunde sagt, daß er dies getan hat, aber wir zweifeln nicht, daß er den Römern eine Art städtischer Konstitution gab. Die Macht des Adels war schon zu groß geworden; auch mußte er ihn versöhnen. In einer Zeit, wo sich die korporativen Rechte entschieden ausbildeten und die Herrschergewalt keineswegs absolut war, konnte die Stadt nicht ohne eigene Munizipalverfassung sein. Ihre Spitzen setzte der Kaiser oder Papst ein, aber die Rechte der städtischen Gemeinde waren durch Vertrag sichergestellt.

Otto holte in dieser Zeit die pedantischen Formen des griechischen Hofs hervor; er setzte sich über die Kluft hinweg, die Rom glücklich vom Despotismus der Byzantiner trennte, und begann sich in morgenländischen Pomp zu kleiden, was ihm den Tadel seiner ernsten Landsleute zuzog. Der Kaiser, so sagt ein deutscher Chronist, begehrte die verschollenen Gebräuche der Römer zu erneuern und tat vieles, was man verschieden beurteilte. Er pflegte allein an einem halbkreisförmigen Tisch zu sitzen, auf einem die andern überragenden Thron. Otto wurde in seiner Leidenschaft für das Griechische durch Gerbert bestärkt. Als der wissensdurstige Fürst diesen, ehe er noch Papst war, eingeladen hatte, ihn in der klassischen Literatur zu unterrichten, antwortete der Höfling, er wisse nicht

zu sagen, welch ein göttliches Geheimnis darin liege, daß Otto von Geburt Grieche, durch Reichsgewalt Römer, die Schätze griechischer und römischer Weisheit gleichsam geerbt habe. So wurde das Wesen des geistreichen Jünglings durch Schmeichelei verfälscht. Die Höflinge affektierten ihm zu Gefallen griechische Art; selbst ehrliche deutsche Ritter und Recken fingen an griechisch zu stammeln, wie man an allen deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts und noch heute französisch stammelt, denn so alt ist die erbärmliche Sucht der Deutschen, ihre eigene Natur mit fremdem Flitter zu verfälschen.

Sylvester II. zeigte unterdes, in welchem Geist er Papst sein wollte. Der französische König Robert wurde gezwungen, einer unkanonischen Ehe zu entsagen, der rebellische Lombarde Arduin in den Bann getan; den Bischöfen ward geschrieben, daß der neue Papst entschlossen sei, Simonie und Unzucht schonungslos zu bestrafen, damit sich das bischöfliche Amt wieder fleckenlos über die Gewalt der Könige erhebe, welche von jenem so weit überstrahlt werde wie das gemeine Blei vom Glanz des Goldes. Sylvester fand bei Otto die bereitwilligste Unterstützung, wo es galt, die von Gregor V. erstrebte Kirchenreform durchzuführen; er bedurfte seiner für diesen edlen Zweck, wie um sich selbst in Rom zu behaupten. Während er für das Papsttum eine neue Weltherrschaft zu gründen beschloß, fand er neben sich einen jungen, ruhmbegierigen, vom Ideal alter Herrlichkeit berauschten Kaiser, der eine neue Ära des Reichs von sich selbst zu datieren hoffte. Das Verhältnis des weltklugen Meisters und seines romantischen Zöglings ist deshalb höchst merkwürdig, denn im Grunde erklärten sich ihre Ideen den Krieg. Otto III. fühlte wohl, daß er Kaiser sei, daß er zwei Päpste gemacht habe und auf der Bahn seines Großvaters vorgehen müsse. Er sprach diese Grundsätze aus, als er dem Papst huldvoll acht Grafschaften der Romagna schenkte, welche die Kirche beanspruchte. Er erklärte, daß Rom das Haupt der Welt, die römische Kirche die Mutter der Christenheit sei, aber daß die Päpste selbst ihren Glanz geschmälert, indem sie Kirchengüter für Geld verschleudert hätten. Er sagte ferner, daß bei der Ver-

wirrung des Rechtszustandes Päpste auf Grund der falschen Schenkung Konstantins sich Teile des Reiches angemaßt und daß man eine ebenso falsche Schenkung Karls des Kahlen erfunden habe. Er verachte diese Erdichtungen, aber er schenke seinem Lehrer, den er zum Papst gemacht, die gewünschten Komitate. Diese Erklärung, die ihm wohl ernste Männer, seine Kanzler, eingegeben hatten, zeigte ein kaiserliches Bewußtsein, welches Sylvester in Furcht setzen konnte.

Er hütete sich, die Lieblingsträume des edlen Jünglings zu zerstören; denn als Otto seinen Lehrer zum Papst erhob, hoffte er an ihm den Förderer seiner Ideen zu finden, und nur der Tod bewahrte ihn vor seiner schmerzlichsten Enttäuschung. Sylvester gedachte diesen jungen Schwärmer zu erziehen, den Kirchenstaat aber durch ihn völlig herzustellen. Er billigte den Vorsatz der bleibenden Residenz des Kaisers in Rom, weil sie ihm Ruhe vor den Rebellen geben mußte. Er schmeichelte Otto auf jede Weise: er sei der Welt-Monarch, welchem Italien und Deutschland, Frankreich und das Slavenland gehorchten, weiser als die Griechen, selbst griechischen Stammes; so entzündete er die Phantasie des Jünglings, der zu gleicher Zeit im Banne des Altertums und des Mönchtums lag.

Ottos III. Ende

Das Selbstgefühl der Römer war durch Ottos eigene Phantasien entflammt; sie dachten schon an die Herstellung der Rechte des Senats und beanspruchten die Regierung auch der umliegenden Orte. Die drei Prätendenten der Gewalt, Papst, Kaiser und Stadt, kamen seither in dauernden Kampf.

In der letzten Zeit Ottos III. waren die römischen Optimaten kaiserlich gesinnt; da er selbst in Rom residieren wollte, ergriffen sie seine Ideen von einer neuen Größe des römischen Volkes, um an die Stelle der Herrschaft des Papstes ihre eigene zu setzen. Vielleicht hatte ihnen der Kaiser die Güter Tivolis versprochen, doch der

Papst verhinderte die Zerstörung der Stadt, um ihren Besitz sich selbst zu erhalten. Als sich nun die Römer getäuscht sahen, nahm ihr Haß gegen das Joch der Sachsen von Tivoli zum Losbruche Anlaß: sie erhoben sich voll Wut, sperrten die Tore, hieben einige Mannen des Kaisers nieder, und umlagerten den aventinischen Palast. Der darin drei Tage lang verschlossene Otto wollte sich zu seinen Truppen durchschlagen; der anwesende Bischof Bernward von Hildesheim, Ottos Lehrer, reichte allen Getreuen die Kommunion, und die heilige Lanze in der Hand beschloß er, den Ausfallenden voranzugehen. Unterdes verhandelten die Herzöge Heinrich und Hugo mit den Römern vor den Toren, bis es ihnen und Bernward gelang, die Aufständischen zu beruhigen. Diese zogen vom Aventin ab und ließen Heinrich und Hugo ein, am folgenden Tage aber kamen sie friedlich zu einer Versammlung vor den Palast, wozu sie Otto berufen hatte. Er sprach zu ihnen von einem Turm herab. Dem unglücklichen Jünglinge liehen Enttäuschung und Schmerz eine glühende Beredsamkeit: „Seid ihr es, die ich meine Römer nannte, um derentwillen ich mein Vaterland und meine Verwandten verließ? Aus Liebe zu euch habe ich meine Sachsen und alle Deutschen, ja mein eigen Blut dahingeworfen; euch habe ich in die fernsten Gegenden unseres Reiches geführt, wo nicht einmal eure Väter, als sie die Welt beherrschten, je ihren Fuß hingesetzt hatten. Euern Namen und Ruhm wollte ich bis ans Ende der Welt tragen: ihr waret meine vorgezogenen Kinder; um euch habe ich den Haß und Neid aller anderen auf mich genommen. Und nun fallet ihr zum Dank von eurem Vater ab, nun habt ihr meine Vertrauten grausam erwürgt, mich selbst von euch ausgeschlossen, obwohl ihr das nicht vermöget; denn die ich mit väterlicher Liebe umfasse, können aus meinem Herzen nicht verbannt sein. Ich kenne die Häupter des Aufstandes und vermag mit einem Wink der Augen jene zu bezeichnen, welche die auf sie gerichteten Blicke aller frech ertragen; und selbst meine Getreuesten, über deren Unschuld ich frohlocke, sind verdammt, unter den Frevlern unerkannt sich zu verlieren, was ein wahrhaft schändlicher Zustand ist.“ Die Rede

machte große Wirkung — alles war still, dann erhob sich ein Geschrei. Man ergriff die Häupter der Rebellen, Benilo und einen andern, schleppte sie über die Treppe des Turmes und warf sie halbtot zu den Füßen des Kaisers nieder.

Seine Träume indes waren grausam zerstört, er verfiel in tiefe Melancholie; wie einst der Gote Theodorich fand er sich in dem heißgeliebten Rom als Fremder unter Fremden wieder. Obwohl die Römer die Waffen abgelegt hatten, blieb die Stadt doch von Tumult erfüllt. Der undankbare Gregorius von Tusculum reizte das Volk auf; man redete von einem Plan, den Kaiser zu überfallen, denn seine geringen Truppen lagen zum Teil außerhalb der Stadt. Heinrich, Hugo, Bernward drangen in ihn, sich schleunig zu retten, und der Unglückliche verließ mit ihnen und dem Papst die Stadt am 16. Februar 1001. Sein Abzug glich einer Flucht; denn viele Deutsche blieben zurück, welche nun die Römer als Geiseln festhielten. Rom aber war wieder unabhängig; als Haupt des befreiten Volkes nahm jetzt Gregor von Tusculum, ein Enkel des berühmten Alberich, dessen Haus Otto neu erhoben hatte, das Regiment in der Stadt an sich.

Otto wandte sich nordwärts; Bernward und Heinrich entließ er nach Deutschland, von woher frische Truppen ihm zuziehen sollten, und er selbst feierte die Ostern im Kloster Classe bei Ravenna. Obwohl er die Flucht aus Rom als die härteste Pilgerfahrt seines Lebens betrachten konnte, hüllte er sich doch wieder in ein Bußgewand. Begierig ergriff Romuald diese erschütterte Seele, sie als seinen größten Triumph im Kloster festzuhalten und der Welt, welcher er schon einen Dogen entwendet hatte, nun auch einen Kaiser als Mönch zu zeigen. Aber die träumerische Natur Ottos konnte sich wohl für Wochen in die Mysterien des Mönchtums verirren, doch nicht für immer darin begraben. Er warf wieder das Bußkleid ab, und bei einem verstohlenen Besuch in Venedig zeigte ihm Pier Orseolo II., der Sohn jenes Mönch gewordenen Dogen, den Glanz der jungen Meereskönigin, die Wirkung seiner Herrschertugenden und die praktische Weisheit seines Regiments.

Als hierauf Otto sein Heer versammelt hatte, zog er rachevoll gegen Rom. Wir hören jedoch nichts von einem Sturm auf die Stadt, wir finden den Kaiser nur am 4. Juni bei S. Paul, am 19. Juli im Albanergebirg, am 25. und 31. Juli in Paterno. Es ist nicht glaublich, daß er Rom nicht würde betreten haben, wenn ihm die Tore offen standen. Sein Heer war gering, da er noch immer die Streitkräfte des Erzbischofs Heribert von Köln erwartete, und die Römer, welche aus Furcht die gefangenen Deutschen entließen, mußten die äußerste Belagerungsnot der Unterwerfung vorziehen, deren Folge für sie das Schicksal des Crescentius würde gewesen sein. Der Kaiser erschien bald vor der Stadt, bald verwüstete er ihr Gebiet, wo in jedem Kastell seine Feinde lagen. Er selbst schlug ab und zu sein Hauptquartier in Paterno am Soracte bei Civita Castellana auf, dann zwangen ihn abtrünnige Fürsten nach dem Süden zu eilen. Er ging nach Salerno, belagerte und erstürmte Benevent; doch schon im Herbst war er wieder in Pavia, dann zog er in Ravenna ein. Wenn du wieder nach Rom gehst, so warnte ihn dort der heilige Romuald, wirst du Ravenna nicht wieder sehen, und er sagte wahr. In Todi feierte Otto sein letztes Weihnachtsfest und hielt dort mit dem Papst ein Konzil in deutschen Angelegenheiten.

Das Jahr 1002 brach an. Niedergebeugt durch die Kunde von dem steigenden Unwillen der deutschen Völker, welche an Stelle ihres in Italien verschollenen schwärmerischen Königs einen andern Fürsten zu krönen drohten, entmutigt durch das Ausbleiben der Hilfstruppen, krank am Fieber, zog der Kaiser im Januar ins Kastell Paterno, wo der Graf Tammus, Bernwards Bruder, befehligte und der Patricius Ziazo aus Pavia mit Kriegsvolk zu ihm gestoßen war. Seinen Blicken stellte sich ganz Italien als eine einzige Flamme der Empörung dar; der Kaiser, welcher davon geträumt hatte, das Weltreich der Römer zu erneuern, fand sich sterbend in einem kleinen Kastell eingeschlossen, wo ihn der Hunger quälte und der Übermut seiner römischen Vasallen bedrohte. Er sah noch Heribert mit einem Heerhaufen einziehen; der Papst Sylvester reichte ihm das Abendmahl: in den Armen seiner

Freunde verschied er am 23. Januar 1002, noch nicht 22 Jahre alt.

Der Tod Ottos wurde, wie sein Leben, bald sagenhaft. Man erzählt sich, daß die Witwe des Crescentius, eine neue Medea, ihn mit ihren Reizen umstrickt hatte; vorgebend seine Krankheit zu heilen, habe sie ihn in eine vergiftete Hirschhaut gehüllt, oder ihm einen Trank gemischt, oder ihm einen vergifteten Ring an den Finger gesteckt, und so ihren Gemahl gerächt. Sterbend hatte der Kaiser gewünscht, in Aachen bestattet zu sein; der Lebende hatte Deutschland verschmäht, aber der Tote kehrte zu seinen Ahnen zurück. Das Ende Ottos und sein Leichenzug durch Italien ist ein ergreifendes Trauerspiel von der Nichtigkeit hochstrebender Ideale sterblicher Menschen, wie es die Alten nicht schöner in der Gestalt des Ikarus gedichtet haben. Die Deutschen zogen mit dem Sarge, worin der Kaiser lag, in hastiger Flucht durch Tuskien. Seine Getreuen, die Bischöfe von Lüttich und Köln, von Augsburg und Kostniz, der Herzog Otto von Niederlothringen und andere Große hielten den Tod so lange geheim, bis ihre Truppen gesammelt waren; dann brachen sie auf. Den Zug umgaben die tapferen Deutschen in geschlossenen Reihen und machten ihm mit den Schwertern Bahn. So ward der Kaiser, welcher Rom so heiß geliebt hatte, unter wildem Kampfgeschrei, mitten durch die Scharen der den Sarg umschwärmenden Römer, tot durch jene Gefilde geführt, die er einst, von kühnen Entwürfen begeistert, an der Spitze seiner Heere durchzogen hatte.

Otto III. ist vielleicht das glänzendste geschichtliche Opfer des Enthusiasmus der Deutschen für die schöne südliche Welt Italiens, wohin sie stets ein idealistischer Trieb gezogen hat. Andre Völker alter und neuer Zeit haben sich mit der Begier politischer Triebe in das Ausland gewendet; unsere einzige Eroberung war im Grunde Italien, das Land der Geschichte, der Schönheit und der Poesie, welches uns selbst wiederholt herbeigerufen hat. Die Innerlichkeit des religiösen Gefühls machte die Deutschen zu Beschützern der römischen Kirche und fesselte sie mit Notwendigkeit an Rom. Der Drang nach dem Wissen

trieb sie zu den Schatzkammern des Altertums, und er wird uns dies Land Italien und Rom ewig teuer machen. Die politischen Kombinationen schufen die Idee des Reichs, deren Träger Deutschland wurde. Um dieser allgemeinen Formen willen, der Kirche und des Reiches, welche die friedlichen Beziehungen der Völker zueinander ordnen und erhalten sollten, haben die Deutschen ihre eigene Nationalität geschwächt. Ihre Könige haben sie jahrhundertelang über die Alpen nach Rom geführt, um für ein politisch-religiöses Ideal zu sterben, aber doch machte dies Deutschland zu einer auserwählten Nation. Immer gerichtet auf die höchsten Ziele der Menschheit, wurde es fähig, das Zentrum der befreienden, geistigen Arbeit Europas zu werden. Durch seine Ottonen in Rom stellte es den Zusammenhang und Fluß der Zeiten her, löste die Siegel von den Gräbern des Altertums, verknüpfte die Kulturen der antiken und christlichen Welt, vermählte die romanische mit der germanischen Natur, woraus sich der große Prozeß der neueren Bildung ergab, erhob die Kirche aus dem tiefen Verfall und flößte ihr den Geist der Reform ein. Deutschland hat sich von Rom anziehen lassen wie von einem geistigen Magnet, aber die Enkel eben jener Sachsenkönige, die den Schwerpunkt der Geschichte des Vaterlandes nach Rom hinüberdrängten, haben Deutschland wieder von Rom losgelöst, als die Freiheit des Geistes diese Trennung gebot.

Otto III. war, obwohl er Grieche oder Römer sein wollte, dennoch deutsch von Kopf bis zu Fuß. Selbst der Widerspruch in seinem Wesen, welches ebenso stark vom klassischen Altertum als vom Christentum angezogen wurde, ist deutsch. Die Mächte, welche damals die Welt bewegten, Deutschland, Rom, der Orient berührten ihn zu gleicher Zeit; das 10. Jahrhundert, welches er beschloß, deutete durch ihn und seinen Freund Gerbert auf die Wiederbelebung der Kultur Europas durch das Altertum und das Morgenland hin. Weder die staatsmännische Weisheit Karls des Großen noch die Heldenkraft Ottos I. kann von einem Fürsten gefordert werden, der seine Laufbahn in einem Alter beschloß, wo Könige, wenn sie dieselbe beginnen, für das Königtum unreif sind und

der bürgerliche Mensch selbst für die einfachsten Pflichten des Lebens nicht geschickt sein kann. Die Gestalt dieses für alles Große begeisterten Jünglings gehört fast mehr der Dichtung als der Geschichte an, in welcher er keine bedeutende Spur zurückgelassen hat. Seine Landsleute bestatteten ihn im Dom Karls des Großen, und die Sage feierte Otto III. als ein Wunder der Welt.

Bücher der Bildung

7. Band

Ferdinand Gregorovius, Rom im Mittelalter 2. Bd.

Inhalt: Das elfte Jahrhundert / Gregor VII. / Rom und die Kreuzzüge / Das Kapitol / Der Kampf um die römische Demokratie unter den ersten Hohenstaufen (Arnold von Brescia, Konrad III., Barbarossas Stern und Unstern.) / Das 13. Jahrhundert / Innozenz III. / Religiöse Bewegungen im 13. Jahrhundert / Friedrich II. / Manfred und Karl von Anjou / Petrus von Murrone als Papst / Bonifaz VIII. und der Beginn des avignonesischen Exils / Geistiges Leben im 13. Jahrhundert / Dantes Reichsideal.

8. Band

Karl Hillebrand, Abendländische Bildung

Inhalt: Zur Entwickelungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung / Zur Entwickelungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft / Halbbildung oder Bildung? / Sprachverfall und Gesinnungsverfall? / Überschätzen wir die Geschichte? / Was ist uns Schopenhauer? / Unser Verhältnis zur Kunst / Nachwort.

9. Band

Rudolf von Ihering, Recht und Sitte

Inhalt: Der Kampf ums Recht: Der Widerstand gegen das Unrecht als Pflicht gegen sich selbst. Das nationale Rechtsgefühl. Geist und Bedeutung des römischen Rechts usw. / Die Gesellschaft als Leben durch und für andere / Die soziale Mechanik / Der weitblickende Egoismus / Recht, Staat und Gesellschaft /
Nachwort: Rudolf Ihering.

10. Band

Die schönsten Essays von Taine

Inhalt: Mein sogenanntes System / Das „Große Jahrhundert“: Sein alter und neuer Adel. Sein Geheim-Chronist. Seine klassische Erzählerin. Sein klassischer Dramatiker. Sein Moralist / Das „Große Jahrhundert in Spanien“ / Der Stoiker auf dem Throne der Cäsaren / Goethes Iphigenie / Balzac / Taines Schulroman von Josef Hofmiller / Nachwort.

Zur gefl. Beachtung: Weitere Bände der Bücher der Bildung sind in Vorbereitung und werden in schneller Folge erscheinen. Jeder Band ist in Ganzleinen gebunden und einzeln käuflich.

Albert Langen, Verlag in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig